<36602188030016

Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg in Stuttgart.

I.

Die flämische Küste ist in ihrer ganzen Ausdehnung mit Hügeln und Flugsand umsäumt. Wenig zahlreich und wenig tief sind seine Dünen, von der Mündung der Schelde bis hinaus über Blankenberghe und Ostende; doch gegen Süden hin gewinnen sie allmälig immer mehr Grund und bilden endlich zwischen Nieuport und Dünkirchen eine Barre Sandwüsten von vielen Stunden Länge und über eine halbe Stunde in der Breite.

Es liegt etwas Furchtbares in diesem Schauspiel, das sich vor dem Wanderer ausbreitet, wenn er inmitten dieser seltsamen Natur eine Höhe erklimmt und seinen erstaunten Blick in der Runde herumlaufen läßt. Tausend und tausend Sandhügel, verschieden an Form und Größe, erheben ihre Häupter nach allen Seiten hin und schließen ihn überall, so weit sein Auge reicht, ein. Einige sind mit spärlichen Halmen oder dunkelm Moos begrünt, andere sind kahl und erglänzen im Sonnenlicht; viele sind vom Wind ausgefressen und neigen sich zum Fall; einzelne verlängern sich gleich einem Kettengebirge und ziehen mit ihrem rauhen Rücken

quer über alle Höhen hin, um endlich in ein tiefes Thal sich zu senken und zu verschwinden.

Zuerst gewahrt der Beobachter hier Nichts als eine grause Verwirrung, eine wilde Umwühlung des Bodens; und er fühlt sich zu glauben geneigt, daß dieses traurige Stück Land nur der Ueberrest einer furchtbaren Umwälzung ist, von welcher vor Zeiten die Erde hier heimgesucht worden sein müßte. Aber in Kurzem wähnt er, einer Bezauberung seines Gesichts und seiner Sinne nachgebend, in den Tausenden von Hügeln die Wogen einer ungestümen See zu sehen, welche durch den Willen Gottes plötzlich mit Bewegungslosigkeit geschlagen worden sind und also seit Jahrhunderten das unveränderliche Bild des wüthenden Oceans darstellen.

Das Rauschen der See in der Ferne, die feierliche, zwischen den Dünen herrschende Stille, der Mangel aller Bäume, die ungestörte Einsamkeit — Alles trägt dazu bei, um den Geist des Beschauers zu überraschen und in träumerische Gedanken zu versenken.

Erklimmt er die Spitze mehrer Hügel, um damit seine Aussicht zu verändern, so wird er in der Ferne eine begrünte Tiefe entdecken, und daneben vielleicht einen rothen Fleck, der sich gleich einer Blutlache gegen die Sanddünen abhebt. Eine gräuliche Rauchsäule, gleich einem Wetterhahn der Richtung des Windes folgend, wird ihn auf die Vermuthung bringen, daß er die Dachziegel einer Wohnung sieht.

Und in der That, die Dünen verbergen hie und da in ihrem Schooße ein einsames Häuschen oder eine Hütte, das Asyl armer Leute, welche mit dem

Garneelen- oder Fischfang ihren mühsamen Unterhalt finden.

Sind die Sandhügel nackt, oder nur mit Moos oder spärlichen Halmen bewachsen, so thut sich in den gegen den Seewind geschützten Tiefen die Natur mehr Gewalt an, um einige Vegetation hervorzurufen und den Grund zu späterer Fruchtbarkeit zu legen. Da kriecht die Zwergweide über den Boden, zwischen Gras, Hahnenfuß, Wegerich, Steinklee und andern Kräutern, doch alle so mager und klein im Maaße, daß man Mühe hat, sie zu erkennen.

Auf solchen zwischen den Dünen gelegenen, mit dem Namen Pfanne bezeichneten Erdflecken baut der Fischer sein Häuschen; er gräbt den Boden auf eine gewisse Strecke um, sucht ihn durch Dünger zur Erzeugung von einigem Gemüse und von Kartoffeln für die Winterszeit zu zwingen, und ist zufrieden auf diesem Besitzthum, welches er mit einem gewissen Stolze seinen Sand nennt.

Da wo die flämischen Dünen am breitesten sind, zwischen Adinkirchen und der See, standen zu Ende des vorigen Jahrhunderts fünf oder sechs dergleichen Fischerhütten, nicht fern von der französischen Grenze, in der Tiefe zwischen den Sandhügeln zerstreut.

Eines dieser Häuschen war merklich größer als die andern; man hätte sogar auf den ersten Blick geglaubt, daß es aus einer doppelten Wohnung bestehe, da man zwei Eingangsthüren daran bemerkte, aber ein Esel und eine Kuh, welche beinahe den ganzen Tag in der Nachbarschaft auf dem Abhang der Hügel weideten, gaben genugsam zu erkennen, daß der zweite Theil der Hütte ein Stall sein müßte.

An einem Frühlingsmorgen des Jahrs 1794, da die Sonne kaum die Spitzen der Dünen zu erleuchten begann, saß in diesem Häuschen an einem Tische ein Mann, welcher damit beschäftigt war, ein Fischernetz mit sehr großen Maschen zu stricken.

Der Mann arbeitete mit geschlossenen Augen, und seine Bewegungen — wenn er zuweilen nach dem Garnknäuel auf dem Tische greifen wollte, um davon wieder auf seine Nadel zu bringen, — waren unsicher und tastend, wie bei einem Blinden. Er war von hoher Gestalt und schien noch ziemlich stark von Körper; aber sein gekrümmter Rücken und die weißen Haare, die in Locken über seine Schultern fielen, bewiesen, daß sein Haupt sich unter der Last der Jahre zu beugen begann. Sein Angesicht ließ vermuthen, daß er sein arbeitsames Leben auf der See zugebracht hatte, denn die Muskeln seiner Wangen waren trocken, hart und braun wie gegerbtes Leder.

Er trug eine Jacke von grobem rothem Flanell, sehr weite blaue Hosen, die nur bis unter die Kniee reichten, grobe Strümpfe von weiß und schwarz melirter Wolle, und auf dem Kopfe gleichfalls eine schwarzwollene Mütze mit kraushaariger Einfassung.

Die tiefste Stille umgab den arbeitenden Greis: nur die Uhr setzte ihr monotones Ticken fort und die Katze schnarchte leise an dem feuerlosen Herde.

Das Gemach sah sehr ärmlich aus. Der Fußboden bestand nur aus einer Schichte getrockneten Lehms, und die Decke war so niedrig, daß der alte Mann, wenn er sich ganz aufrichtete, unfehlbar mit seinem Kopfe bis an die nackten Balken reichen mußte. Nichtsdestoweniger war Alles so sauber, daß es Einen

anlächelte, und die Sorgfalt, womit das Hausgeräthe geordnet war, zeugte von der Gegenwart einer Frau, welche Liebe zu ihrer niedrigen Wohnung hatte.

Was zuerst die Aufmerksamkeit erregte, war ein Schrank, dessen oberer Theil bis zum Einbrechen mit Tassen, Cafékannen, Milchtöpfen und Schüsseln von allerlei Form und Farbe, doch meistens einer Glasur von Braungold oder tiefem Himmelblau, beladen war. Dazwischen prangten einige grobe Porzellanfigürchen, Matrosen, Bergschotten, oder kraushaarige Wasserhunde *). All dieses bunte Tischgeräthe war auf eine Weise zusammengestellt, daß kein einziges Stück dem Blicke des Beschauers verborgen bleiben konnte; die Schüsseln standen aufrecht an der Wand und glänzten in aller Pracht ihrer blauen oder rothen Blumen.

Solche Gegenstände schmückten damals jede Fischerwohnung. Man bekam sie im Austausch gegen alte Netze, oder wurden sie von den jungen Leuten, welche von Dünkirchen aus nach Island auf den Stockfischfang fuhren, zum Geschenke mitgebracht. Auch ließ sich auf den ersten Blick erkennen, daß all dieses glänzende Hausgeräthe aus England stammte.

Der Theil der weißgetünchten Wand, welcher sonst nackt geblieben wäre, erschien hier mit einer großen Anzahl Heiligenbildchen behangen und überdeckt, in Einfassungen von ausgeschnittenem Papier, sicherlich grob und einfach, aber zierlich und schön in die Augen fallend durch die bunte Menge von hun-

---

*) Pudel. A. d. U.

dert Farben, unter welchen die Gold- und Silberpünktchen als Metallperlen funkelten.

In einer Ecke befand sich ein Alkoven mit weiß- und rothcarrirten Gardinen, er mußte dem alten Mann zur Schlafstätte dienen; denn er war jetzt leer, und an dessen Rande hing ein Oberrock, wie ihn die Fischer trugen.

Ein hölzernes Krucifix mit einem Weihkesselchen und einem geweihten Palmzweig hing über der Bettstätte. Daneben lagen auf einem Brettchen an der Wand zwei Bücher: das Eine, klein und die Spuren ehmaliger Vergoldung am Einband zeigend, glich einem Gebetbuch; das Andere, groß, abgenützt und beinahe auseinanderfallend, mußte ohne Zweifel seit vielen Jahren unter dem Lichte der Abendlampe gelegen sein, um der Fischerfamilie nach der schweren Arbeit einige geistige Erholung zu gewähren. Es konnte demnach Jemand in der Hütte lesen? In der That Etwas, das damals unter den Fischern als sehr ungewöhnlich betrachtet werden mußte.

Die Standuhr, ein gypsernes Krucifix, der dreieckige Speiseschrank in der Ecke, ein Spiegelchen an der Wand, vier oder fünf große Stühle, ein Backtrog, dessen Deckel als Bank diente, ein Spinnrocken, welcher am Herde den Platz der Hausfrau bezeichnete, waren die übrigen Gegenstände zur Ausschmückung des Gemachs, welche das arme, doch freundliche Fischerhäuschen darbot.

Seit einer Weile mußte ein vorherrschender Gedanke sich des Greises bemächtigt haben, denn er hatte seine Arbeit unterbrochen und saß mit der

Stricknadel in der bewegungslosen Hand da. Einige Augenblicke später raffte er sich aus seinem Nachdenken auf und setzte still, doch mit träumerischer Langsamkeit seine Arbeit fort.

Plötzlich erhellte ein Ausdruck milder Freude seine Züge und er neigte verlangend das Ohr nach der Seite des Zimmers, wo eine Thüre über zwei hölzernen Stufen ein Schlafgemach vermuthen ließ. Der freudige Ausdruck umspielte die Lippen des Greises, so lang das Geräusch von Schritten sich aus dem kleinen Kämmerchen hören ließ. Als endlich dieses Geräusch undeutlicher wurde und zuletzt ganz aufhörte, da murmelte er mit einem hellen Schein von Liebe und Dankbarkeit auf dem Angesicht:

„Sie betet zu Gott für mich, immerdar für mich! O, möge der Herr ihn gnadenvoll beschirmen, den milden Engel, den er dem armen Blinden zum Troste gelassen hat!"

Er faltete die Hände und beugte das Haupt.

Die Thüre von dem Kämmerchen wurde langsam und leise geöffnet. Ein Mädchen zeigte sich auf der Schwelle. Bei ihrem Erscheinen war eine gewisse Trauer über ihr Angesicht verbreitet; aber sobald ihr Blick auf den Greis fiel, trat ein helles Lächeln auf ihre Lippen, und sie betrachtete ihn mit einer Art seliger Zufriedenheit.

Das Mädchen war von mehr als gewöhnlicher Größe und stark von Gliedern. Man konnte an ihren muskulösen Armen sehen, daß sie ein arbeitsames Kind der Dünen war und sich nicht fürchtete, gegen das strenge Wetter und gegen den scharfen Seewind anzukämpfen. Nichtsdestoweniger war sie

eine auffallend schöne Frau. Nicht so wie der verfeinerte Geschmack die Frau sich denkt, aber so, wie Gott wahrscheinlich die erste Genossin des Mannes geschaffen hat, dessen Leben eine ewige Mühsal, ein ewiger Streit auf Erden sein sollte.

Obwohl dieses Mädchen die Merkmale von Geisteskraft und Körperstärke an sich trug, lag dennoch etwas Wundersüßes, etwas Bezauberndes selbst in ihren Gesichtszügen. Ihre Wangen waren noch von der zarten Rosenfarbe der Kindheit erhellt, ihre großen schwarzen Augen schwammen in funkelnden Krystallen, ihr Mund schloß Perlen ein, deren Ränder von durchsichtiger Reinheit waren. — Aber was ihr den höchsten Reiz verlieh, war die unerklärliche Sanftmuth ihres Lächelns, die heitere Einfalt ihres Ausdrucks und eine gewisse leichte Façon ihrer Kleidung.

Als einzigen Schmuck hatte sie jedoch Nichts als ein rothwollenes Leibchen, ein weißes Halstuch, einen schwarzen Rock und ein blauzitzenes Häubchen, welches von den reichen Locken ihrer braunen glänzenden Haare gehalten wurde; — aber dieser geringe Putz that der Schönheit ihrer Glieder so wenig Eintrag, ihre Wangen waren so frisch, ihre Augen so hell und süß, daß sie dastand, sichtbar geschmückt mit aller Pracht einer reinen und milden Natur.

Nur einen kurzen Augenblick verweilte sie auf der Schwelle ihrer Kammer; dann kam sie herab, näherte sich still dem Greise, bückte den Kopf und sprach in feierlichem Ton:

„Vater, Deinen Segen!“ *)

*) Es ist noch heute Gewohnheit unter den Adinkircher Fischern, daß Söhne und Töchter, so lang sie bei ihren Eltern

Der alte Fischer machte das Zeichen des Kreuzes auf ihrer Stirne und murmelte:

„Gott segne Dich, mein Kind!“

Und dann das Mädchen um den Leib fassend, zog er sie auf seine Kniee und streichelte und umarmte sie zärtlich.

„Ah, Bella!“ sagte er mit freundlichem Tadel, „Du bist heute spät zum Schlafen gekommen. Wir haben gestern zu lang gelesen, und Du bist noch sitzen geblieben, nachdem ich bereits zu Bette gegangen war. Verderbe doch Deine Augen nicht, Kind. Das Licht der Augen, siehst Du, ist wie die zweite Seele des Menschen.“

„Allerdings, Vater,“ antwortete sie; „aber wenn ich unser Buch: Das Alte und Neue Testament nur aufschlage, dann lassen mich die schönen Geschichten ganz vergessen, daß der Zeiger der Uhr immerdar vorwärts geht.“

„Sei vernünftig, liebes Kind, und laß das schöne Buch Dir nicht die nöthige Nachtruhe rauben, oder ich werde wohl noch bedauern müssen, daß Oheim Louis Dich lesen lehrte, wiewohl es für mich ein großes Vergnügen ist, Abends auf das, was Du mir vorzulesen pflegst, zu hören.“

„Der arme Oheim Louis!“ sagte das Mädchen, „ich habe diese Nacht von ihm geträumt. Wie lang ist es wohl, Vater, daß wir Nichts mehr von ihm gehört haben?“

„Zwölf Jahre, mein Kind,“ antwortete der Greis.

---

wohnen, ihren Vater um seinen Segen bitten, namentlich des Abends bei Schlafengehen und wenn sie in See stechen.

A. d. V.

„Ach, er ist vielleicht todt. Untergegangen in der isländischen See!“

„Betrübe mich nicht, Bella. Wir haben Grund zu hoffen, daß Gott ihn bis jetzt in seinen Schutz genommen hat. Als Siessen Bordinkx von Island zurückkehrte, hat er uns die Kunde gebracht, daß Oheim Louis aus dem Schiffbruch gerettet und in Amerika gelandet sei. Sei überzeugt, er wird den einen oder andern Tag wieder einmal unerwartet zurückkehren. Daß er keine Nachricht sendet, darf uns nicht verwundern; er ist herzensgut, aber leicht von Gemüth und flüchtiger Art wie ein ächter Matrose; und er vermuthet sicherlich nicht, daß wir, die wir hier gemächlich in den Dünen leben, uns deßhalb Kummer machen, weil er Nichts von sich hören läßt. Ah', Bella, mein armer Bruder Louis, das war ein Mann, der Dich lieb hatte!“

„Mir dünkt, Vater, ich sitze noch auf seinen Knieen, auf denen er mich reiten ließ,“ murmelte das Mädchen in traurigem Ton; „ich höre noch seine starke Stimme, mit der er nach dem Takte des Pferdchens singt. Wenn er doch todt wäre, Vater? Wir würden ihn niemals auf Erden wiedersehen!“

„Ich weiß nicht, Bella, Du hast schlecht geschlafen. Es liegt etwas Trauriges in Deiner Stimme.“

„Ich habe diese Nacht geweint.“

„Geweint? Warum?“ fragte der Blinde besorgt.

„Die Geschichte von dem armen Hiob auf seinem Düngerhaufen ist mir vor den Augen geblieben und hat mir Thränen verursacht. Welches Unglück und welche Geduld!“

„Einfältiges Kind, diese Dinge sind vor tausend

und tausend Jahren geschehen. Solltest Du Dich wegen des Schicksals von einem Menschen betrüben, der jetzt bei Gott den Lohn seiner Leiden genießt?"

„Das ist es nicht allein, Vater. Ich habe meine Mutter und meine Brüder gesehen; und so bin ich im Traume auf den Gedanken gerathen, daß Du auch unglücklich gewesen bist, gleich dem heiligen Hiob; und die Vorstellung Deiner Schmerzen hat meinen Augen Thränen entlockt."

„Der heilige Hiob läßt Dich an mich denken!" sagte der Greis mit Rührung. „In der That, Gott hat mir viel genommen: meine wackern Söhne, meine gute Frau, ja selbst mein Augenlicht; aber er ließ mir doch einen Schatz, welcher mir das Leben erheitert und versüßt. Darum sei der Herr ewig gelobt, daß er mir gestattet, Dein Herz an dem meinigen klopfen zu fühlen, meine holde, liebe Bella!"

Und er schloß das Mädchen fester an seine Brust und drückte einen Kuß auf deren Stirne.

Ein Lachen ertönte durch das Gemach, und eine grobe Stimme rief scherzend:

„Ha, ha, die Sonne scheint hier im Hause. Laß Dich meinetwegen nicht stören, Bella. Im Gegentheil, Gott helfe Dir bei dem schönen Werke. Schade jedoch, daß Joseph Dein Vater nicht ist."

Der Mann, welcher diese Worte sprach, stand unter der Thüre. Er trug einen großen Korb, der an Schulterriemen ihm auf dem Rücken hing und mit einer ganzen Fracht von Netzen und Schnüren beladen war. Die riesigen Wasserstiefel an seinen Beinen ließen errathen, daß er sich an den Strand zum Fischen begab.

Es war ein kräftiger Bursche mit breiten Schultern und gedrungenen Gliedern. Durch die Oeffnung seines Wammses konnte man sehen, wie seine gewölbte Brust mit krausen Haaren bedeckt war. Seine nackten Arme waren gleichfalls haarig bewachsen und bei einem oberflächlichen Blick hätte man leicht auf den Glauben gerathen können, er trage eine Art von Pelzhandschuhen. Obwohl grob gemeiselt, zeigten seine Gesichtszüge viel Regelmäßigkeit; aus seinen blauen Augen strahlte ein klarer, offener Blick, und auf seinem Munde schien ein heiteres Lächeln seinen Sitz aufgeschlagen zu haben.

Es lag wohl Etwas von den plumpen Formen eines Bären in seinen Gliedern; aber sein Gesicht war ein Spiegel von Offenherzigkeit und Milde des Gemüths, und sicherlich mußte er, ehe Arbeit und Alter seine Stirne und Wangen mit Runzeln durchfurcht hatten, ein flinker Junge gewesen sein.

„Nun, Vetter, was bleibst Du so unter der Thüre stehen?“ rief das Mädchen, während sie ihre Arme von dem Halse ihres Vaters los machte und von seinen Knieen sprang. „Komm doch einen Augenblick herein!“

Der Fischer stellte seinen Korb auf den Boden und sagte mit einem Blick auf den Herd:

„Tante Klär hatte gestern Abend ein Bischen Kopfweh. Ich habe sie nicht wecken wollen und gedachte unterwegs hier um eine Schale Café zu bitten; aber der Schornstein raucht hier so wenig, als bei uns. Joseph wird wohl mit nüchternem Munde und leerem Magen in die See müssen ...“

„Ja wohl, das wäre schön!“ fiel ihm das Mäd-

chen in's Wort. „Du spottest immer, Vetter. Sieh, das Holz liegt schon gebrochen auf dem Herde, der Kessel mit Wasser hängt darüber: ein Schwefelhölzchen darunter, und es kocht im Umsehen! Du hast Zeit genug; die See ist noch weit vom Boot."

„Nun, ich werde warten, bis der Café hell ist, Bella. Ich habe allerdings keine Eile."

Er trat auf den Greis zu, drückte ihm freundlich die Hand und sagte:

„Guten Tag, Vater Stock. Wir wollen endlich einmal probiren, ob es wohl einige Rochen oder Steinbutten zu fangen gibt."

„Die englischen Kriegsschiffe liegen noch in Sicht?" fragte der Blinde. „Und Du willst es dennoch wagen, Joseph?"

„Es ist keine Gefahr, mein guter Vater."

„Und die Kaper von Dünkirchen? Seitdem die französische Republik im Kriege mit England und Oesterreich ist, gilt in Dünkirchen Alles für Seeräuber, was nur ein Segel führen kann."

„Bah, wir konnten doch nicht ewig gleich todten Fischen auf dem Strande liegen bleiben. Die Sonne hat uns so sehr ausgetrocknet, daß ich meinen Finger beinahe durch die Spalte stecken konnte. Nun sind wir wieder dicht geworden und die lustigen Kameraden haben uns gestern wieder in's Wasser gelassen. Lieber Himmel, was das eine Freude war, als wir das Boot wieder auf den Wellen sich wiegen sahen! Wir haben zu tanzen angefangen, wie bei einer Kirchweih, und haben gesungen, daß man es wohl bis nach Nieupoort hören konnte. Und daß wir ein

gutes Schlückchen darauf gesetzt haben, daran zweifelt Ihr gewiß nicht, Vater Stock?“

„Ich bin nicht so ruhig wie Du, Joseph; die englischen Schiffe liegen sehr tief in See. Sollte Dir der geringste Unfall begegnen, Tante Klär würde davon den Tod haben.“

„Wir gehen nicht weit und werden mit scharfen Augen ausschauen ob . . . ob in der Richtung von Dünkirchen keine Gewitterwolke aufsteigt . . . Was sag' ich nun? Ich meine ein Segel . . .“

Der blinde Greis nahm wieder das Wort, um seinen Kameraden zur Vorsicht zu ermahnen, und machte ihn darauf aufmerksam, wie ein Nieuwpoort-scher Fischerkahn noch unlängst von einem stark bemannten Boote aus Dünkirchen weggenommen worden sei; aber Joseph, ganz von anderen Gedanken in Anspruch genommen, hörte nicht mehr auf das, was er sagte.

Das junge Mädchen war bisher von einer Seite nach der andern gelaufen, um herbeizubringen, was zum Frühstück nöthig sein mochte. Jetzt war sie damit beschäftigt, den Café einzuschenken und stand aufrecht an dem Tische. Joseph hielt seinen Blick auf sie gerichtet und folgte mit einem seltsamen Lächeln allen ihren Bewegungen. Seine Augen glänzten und sein Gesicht zeigte zu gleicher Zeit den Ausdruck von Freude, Liebe und Achtung.

Bella überraschte ihn in dieser Haltung; sie sah auf ihre Kleider und sagte mit einer gewissen Verlegenheit:

„Habe ich mich vielleicht schwarz gemacht?“

„O, nein, nein: Dein Gesicht ist so rein wie die Rosen, die in des Pastor's Garten blühen," sagte der Fischer.

„Aber Joseph, warum siehst Du mich denn so seltsam an?"

Joseph schien verwirrt; seine Wangen rötheten sich lebhaft; aber er schlug sich mit der Faust vor die Stirne und rief lachend:

„Sei überzeugt, liebe Nichte, wenn es so fortgeht, so werde ich dummer als ein Roche! Seit einiger Zeit treiben meine Gedanken so unstet herum, wie ein Schiff ohne Steuer."

„Du hast zu viel Blut, Vetter; Du solltest nach Beurne gehen und Dir zur Ader lassen, sagt Tante Klär."

„Es ist Nichts, Bella: ich dachte an meine Frau selig; ihre Augen waren auch so schwarz und so hell ..."

„Wäre ich nur nicht so alt und so häßlich!" murmelte er bei sich. „Aber ich bin fünfundzwanzig Jahre zu früh auf die Welt gekommen. Das war wohl der dummste Streich, den ich begehen konnte."

„Alt, sagst Du, Joseph?" bemerkte der Greis. „Du bist noch jung."

„Ach ja, vom Jahr 1746," seufzte der Fischer. „Bereits achtundvierzig, Vater Stock. Und zweiunddreißig Jahre See auf den Knochen! Das Herz ist jedoch jünger, als der abgenutzte Kasten, worin es schlägt; und ich bin so alt nicht, sonst würden nicht genug kindische Gedanken mir durch den grauen Kopf laufen."

Aufstehend näherte er sich der Wand, wo der kleine Spiegel hing, und betrachtete sich in dem Glase. Er trat einen Augenblick zurück, schüttelte den Kopf, bedrohte sein Abbild mit der Faust und murmelte unverstandene Worte des Tadels, während seine Lippen sich zu einem Ausdruck von Abscheu und Verachtung verzogen.

„An den Tisch! Der Café ist hell!“ rief das Mädchen. Sie trat zu ihrem Vater und leitete ihn an den Tisch. Dann brachte sie, sich zu ihm niedersetzend, seine Hand an die Tasse und an die Butterschnitten, die daneben lagen.

Es entstand ein Streit zwischen dem Greise und seiner Tochter, weil sie, trotz seiner Verweise, wieder Zucker in seinen Kafé gethan und zu viel Butter auf sein Brod gestrichen hatte. Das Mädchen versprach zum hundertsten Male, fortan dem Befehle ihres Vaters Gehorsam zu leisten, obschon sie wohl wußte, was ihm am besten schmeckte; — und als er noch nicht zufrieden schien, warf sie ihm die Arme um die Schulter und umarmte ihn zärtlich. Damit war der Streit zu Ende; und Joseph konnte jetzt, um seine Rührung zu verbergen, das Wort nehmen.

„Vater Stock, habt Ihr diese Nacht keine Pistolen- oder Flintenschüsse gehört?“ fragte er. — „Nein!“ — „Und Du auch nicht, Bella? Dann werde ich wohl geträumt haben. Ich träume noch allzu viel gegenwärtig ...“

„Vielleicht französische Wildschützen, welche auf die Kaninchen in den Dünen Jagd machen,“ bemerkte der Greis.

„Schlechte Neuigkeiten von dort,“ sagte der

Fischer, nach Süden deutend. „Die Menschen sind dort grausamer geworden, als die Haifische, und es sollte mich nicht wundern, wenn sie noch, ehe viel Zeit vergeht, einander aufzufressen beginnen, gleich den Wilden in Amerika. Ich habe Ko, den Strandläufer, diesen Morgen schon gesprochen; er ging an uns vorüber, als ich gerade damit beschäftigt war, meinen Korb zu laden. Das ist ein Bursche, der früh aufsteht."

„Und er hat Dir gewiß traurige Kunde gebracht?"

„Wie anders, Vater Stock? Wann brächte der Strandrabe Jemand gute Botschaft?"

„Es ist wie ein Spruch des Schicksals," seufzte der Blinde; „wenn Ko nur den Mund aufthut, so fällt eine schlechte Botschaft heraus. Und was erzählte er wieder, Joseph?"

„Schreckliche Dinge, Vater Stock. Er ist gestern in Dünkirchen gewesen und hat dort auf dem Markte die Guillotine stehen und acht Christenmenschen den Kopf abschlagen sehen. Darunter war ein Vater und sein Sohn, die einander noch umarmten, ehe sie in den Tod gingen; auch eine Frau, die man unter das Fallbeil tragen mußte, so sehr Angst . . ."

„Nun, Joseph, warum brichst Du so plötzlich ab?" fragte der Blinde; „ist Dir Etwas in der Kehle stecken geblieben?"

„Sprechen wir lieber von etwas Anderem," murmelte der Fischer.

„Das sind in der That schreckliche Dinge," seufzte der Alte. „Und hat Ko mit eigenen Augen die Guillotine arbeiten sehen?"

Joseph antwortete nicht; noch einige Augenblicke dauerte das Stillschweigen fort.

„Aber was ist Dir?" fragte der Greis verwundert.

„Ich bin ein dummer Kerl," antwortete der Fischer. „Sind dieß auch Dinge, von denen man in Gegenwart eines zartfühlenden Kindes erzählen soll? Wenn ich so die Thränen aus Bella's Augen fallen sehe, sinkt mir das Herz in die Stiefel und ich habe den Muth nicht mehr, um nur ein Wort zu sagen."

„Gib keine Acht darauf, Vetter," bemerkte das Mädchen. „Wer sollte nicht weinen vor Mitleid mit den Unglücklichen in Frankreich? Aber fahre doch fort, da mein Vater es wünscht."

„Und was hatten diese armen Leute verbrochen, Joseph?"

„Ja, das weiß ich nicht, Vater Stock. Der Strandrabe erklärte mir Etwas von Aristokraten und Emigranten: von reichen Leuten und Adeligen, die sich geflüchtet haben oder sich verbergen, aus Furcht vor der Guillotine. Man sucht sie nun überall auf, und so wie man Einen findet, schleppt man ihn unter das höllische Fallbeil, das mit den Menschen umgeht, wie wir mit den Stockfischen im Isländischen Meere. Da ist zu Atrecht und Kameryk *) ein Henker, den man spottweise Le bon, das heißt den Guten nennt; aber wenn es wahr ist, was Ko erzählt, so gibt es keinen Teufel in der Hölle, der so schrecklich böse ist wie dieser Schurke. Er zieht

*) Arras und Cambray. A. d. U.

dort mit der Guillotine von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf umher und vergießt Menschenblut in Strömen."

„Lasset uns Gott danken, Kinder, daß er unser Vaterland bis jetzt vor solchem schrecklichen Unglück bewahrt hat," seufzte der Blinde.

„Er gebe, daß es so fortdaure!" setzte der Fischer hinzu. „Der Strandrabe sagt, die Franzosen machen sich bereit, um wieder unsere Grenzen zu überschreiten."

Das Mädchen stieß einen Angstschrei aus und warf sich ihrem Vater um den Hals.

„Fürchte Nichts, meine gute Bella," sprach der Alte. „Die Dünen sind es nicht, wo die Guillotine ihre Schlachtopfer sucht . . ."

„Ach, da ist Tante Klär!" rief das Mädchen jubelnd, als wäre sie erfreut, daß es nur einen Grund gab, um dieses traurige Gespräch zu unterbrechen.

Tante Klär stemmte die Arme in die Seite und schaute mit einem zornigen Blick auf Joseph. Es war eine sehr alte Frau, klein von Gestalt, mager und ausgetrocknet, und mit zitterndem Kopfe; aber ihre Augen waren noch lebendig und es lag etwas ungewöhnlich Reizbares in der fieberischen Beweglichkeit ihrer Gesichtszüge.

„Zieht Alles ein; es ist ein Windstoß im Anmarsch!" murmelte Joseph, so leise, daß es die alte Frau nicht hören konnte.

„Immer schlimmer, immer schlimmer!" rief sie. „Jetzt schleicht er bei Nacht wie ein Dieb aus dem Hause! Ich glaubte, Du seiest schon zwei Stunden

auf der See, und da finde ich Dich in lauter Luft an seinem Cafétische! Mensch, Mensch, ich weiß nicht, was ich allmälig von Dir denken muß. Ich glaube wahrhaftig, Joseph, daß Du von Sinnen kommst!"

„Bah, liebes Mütterchen, ich wollte Deinen Schlaf nicht stören: Du weißt es wohl."

„Lauter leeres Geschwätz," entgegnete Tante Klär. „Es wird Dir langweilig, bei einer alten Frau so allein wohnen zu müssen. Hier ist es besser, nicht wahr? Hier ist man jung, und man lacht und scherzt allezeit?"

Tante Klär mußte die Gewohnheit haben, mit Joseph zu zanken; denn Alle, die ihre Klagen hörten, selbst der blinde Greis, lächelten, als ob sie deren Worten nicht den geringsten Ernst beilegten.

„Nun, liebe Tante, setze Dich und trinke eine Schale Café," sprach Bella in sanftem Ton. „Sei versichert, daß wenn Joseph Dich nicht geweckt hat, es nur geschah, damit Du von Deinem Kopfweh Dich erholen könntest."

Frau Klär nahm Platz an dem Tische und brachte die Tasse, welche das Mädchen eingeschenkt hatte, an die Lippen. Nach einem augenblicklichen Stillschweigen fuhr sie fort:

„Das ist nicht der einzige Grund meines Verdrusses, Bella. Der Junge wird so dumm, daß man darüber weinen möchte. Was er gestern nach dem Gottesdienste zu Adinkirchen gethan hat, will ich Dir gar nicht sagen. Mit seiner kindischen Heftigkeit hat er beinahe ein Unglück angerichtet. Lache nicht, Joseph: es kostet mich sechs Schillinge! Sechs Schillinge in dieser unglücklichen

Zeit, das ist ein Schatz! Ja, Bruder, ja, Bella, denkt einmal, der Bursche sitzt Stunden lang auf der Bank vor dem St. Sebastian zu Adinkirchen, mit einem Haufen Kinder auf dem Schooße und auf den Schultern. Er läßt sich Schwefelhölzchen auf die Nase setzen und sich das Haar aus dem Kopfe raufen, von allen den Bengeln aus dem Dorfe. Als ich ihn endlich sah, dachte ich unwillig an den großen Hund von dem Brauer, der gleich Joseph sich von den Kindern herumziehen und zerren läßt . . ."

„Was ist Uebels daran?" unterbrach sie der Fischer. „Da der Herr meine gute Frau, ohne mir Kinder zu schenken, in den Himmel gerufen hat, muß ich die Kinder anderer Leute gern haben. Ach, hätte ich nur ein Söhnchen oder ein Töchterchen!"

„Das ist kein Grund, um Jemand beinahe todtzuschlagen, aus Liebe für die kleinen Taugenichtse."

„Das ist etwas Rechtes, Mütterchen. Ich sitze da vor der Thüre von dem St. Sebastian, und bin damit beschäftigt, ein Schiffchen für des Schuhmachers Jungen zu schneiden. Viele Kinder stehen daneben, um zuzusehen. Da kommt auf der Straße ein Bauernknecht angefahren, auf einem Eselskarren; er schlägt das Thier schrecklich und läßt es in vollem Trabe laufen, ohne darauf Acht zu geben, daß er unfehlbar das Kind des Küsters überfahren wird. Ich rufe ihm zu, ich schreie, er möchte zur Seite weichen; aber der Lumpenkerl lacht mich aus und treibt seinen Esel noch mit größerer Gewalt vorwärts. Noch einen Schritt, und das Kind liegt unter dem Rad! Ich springe auf und werfe mich entgegen; ich gebe dem Karren einen Stoß, einen kleinen Stoß . . .

und da fällt unglücklicher Weise das ganze Zeug, Esel, Knecht und Karren über einander in den Koth."

„O, dieses hitzige Blut!" seufzte Frau Klär.

„Ja, Mutter, Du hast gut sagen, dieses hitzige Blut!" wiederholte Joseph, „aber was kann ich dafür?"

Er näherte sich der Alten, umarmte sie, obwohl sie sich noch verdrießlich zeigte, und sagte:

„Komm', komm', laß uns wieder Freunde sein. Hätte ich das arme Kind überfahren lassen sollen? Du würdest es mir Dein Leben lang nicht vergeben haben. Und was die Schillinge betrifft, welche Du für den Schaden an dem Karren bezahlt hast, so tröste Dich über diesen Verlust. Sobald es Friede wird, fahre ich nach Island und bringe Dir einige hundert neue Schillinge in Deinen Sparhafen."

„Nach Island? Es ist immerdar dasselbe. Und ich soll dann wieder Monate lang allein bleiben, mit der Angst, daß Dir ein Unglück widerfahren könnte. Nein, nein, Joseph, sprich mir nicht mehr von Island."

„Nun, Mütterchen, Alles, was Du willst. Ich wünsche nur ein Ding: daß Du zufrieden seist, das Uebrige ist mir Alles gleich."

In diesem Augenblick glitt ein Menschenschatten an dem kleinen Fenster vorüber und eine grobe Mannsstimme rief laut:

„Guten Morgen! Vater Stock!"

„Es ist Niel Ras, der nach dem Boote geht," sagte Joseph, seinen Korb aufnehmend. „Die See muß schon stark angewachsen sein. Nun Vater, Mütterchen, Bella, Gott behüte Euch!"

„Er gebe Dir, Joseph, einen glücklichen Fang und eine gute Heimkehr!“ ertönte es hinter ihm her, während er eilig zur Thüre hinausging, um seinen Kameraden einzuholen.

„Nimm es mir nich übel, liebe Tante, daß ich Dich verlasse,“ sagte das Mädchen aufstehend. „Ich muß dahinten einige Arbeit abmachen, die Kuh versorgen und den Esel richten, um unsere Garneelen nach der Kirchenpfanne zu führen. Leiste Du dem Vater inzwischen ein Bischen Gesellschaft.“

Die alte Frau sah ihr mit besonderer Aufmerksamkeit nach und schüttelte den Kopf. Sobald die Stallthüre geschlossen war, rückte sie ihren Stuhl näher zu dem Blinden hin, welcher vom Tische aufgestanden war und seine Arbeit wieder aufgenommen hatte.

„Aber Bruder,“ sprach sie, „denkst Du noch nicht daran, einen guten Mann für Deine Bella zu suchen? Sie ist jetzt in ihren schönsten Jahren.“

„Du scherzest damit, Schwester,“ entgegnete der Greis. „Sie ist wohl gerathen, allerdings, aber dabei noch ein unschuldiges Kind.“

„Eine ausgewachsene Frau.“

„Und gleichwohl noch so bitter jung!“

„In ihrem neunzehnten, Bruder. Es sind eilf Jahre, daß Du sie nicht mehr mit Deinen Augen hast sehen können, und Du meinst, sie sei immer dieselbe seitdem geblieben. Da gibt es eine Menge Anderer, die wohl merken, daß es für Bella Zeit zum Heirathen geworden ist. Wenn sie nach der Hochmesse über den Kirchhof geht, stellen sich die Jungen von der Pfanne und selbst von Adinkirchen

auf den Weg, um auf sie zu warten, um einen freundlichen Blick oder einen liebreichen guten Tag von ihr zu bekommen; aber sie geht lachend vorüber und scheint nicht zu merken, daß all dieß junge Volk mit dem Herzen auf der Hand dasteht."

„Sie ist also wirklich schön, meine süße Bella?" rief der Alte freudig aus.

„Schön? ich glaube es wohl; zu schön sogar für die Ruhe von Vielen, die sie sehen."

„Versteht sie in ihrer Unschuld noch nicht, was die Augen der jungen Leute ihr sagen, so wird diese Erkenntniß auch zur Zeit kommen, liebe Schwester, und läßt sie dann ihre Wahl auf Jemand fallen, der brav und arbeitsam ist, so werde ich sie nicht hindern, ihrer Neigung zu folgen."

„Wir müssen Verstand für sie haben, Simon, und ihr guten Rath geben; denn wenn wir nicht in's Mittel treten, so sei überzeugt, daß sie ledig bleibt, bis die Blüthe ihrer Jugend vorüber ist. Alles hat seine Zeit, und wer sie nicht wahrnimmt, handelt unvorsichtig. Ich weiß wohl, daß Bella einen Abscheu vor dem Gedanken an Heirath hat, weil sie ihre Liebe zu Dir mit Niemand theilen will. Das gute Schäfchen trägt sich mit dem Gedanken, daß Du das Gesicht verloren hast, um ihr das Leben zu retten; und sie stürbe eher, als daß sie Etwas thäte, was Dir einigen Verdruß verursachen könnte. Aber Bruder, wir dürfen bei unsern Kindern nicht so selbstsüchtig sein. Jeder muß an seine Reihe kommen auf dieser Welt."

„Es ist wahr, Schwester; ich werde so im Stillen allmälig daran denken."

„Ich weiß einen guten Mann für sie," sagte Tante Klär, den Greis auf die Schultern klopfend.

„So?" lachte er; „Du sprichst also absichtlich mir von diesen Dingen?"

„Gewiß, Simon."

„Ist es ein junger Bursche, ein Fischer?"

„Er ist nicht alt, er hat Geld. Fischt er jetzt nicht mehr, so ist er doch Fischer gewesen."

„Meinst Du vielleicht Ko, den Strandläufer?"

„Jakob Snel, allerdings."

„Hat er Dich mit dieser Botschaft beauftragt?" fragte der Blinde.

„Der arme Junge ist ein Bischen schüchtern, er wagt es nicht, selbst zu kommen und anzuhalten, und hat mich gebeten und angefleht, ein gutes Wort für ihn einzulegen."

„Das wird sich nie machen, Tante Klär. Der Strandläufer ist zu alt und zu häßlich."

„Fünfunddreißig Jahr für einen Mann, das ist die schönste Zeit des Lebens!" rief die alte Frau.

„Ja, aber doch in seiner Art, nicht wahr?"

„Und dann sein Geld, Simon? Das Geld, siehst Du, das ist Alles: viel mehr als Schönheit. Der Strandläufer muß etwas Rechtes haben, denn er leiht Vielen und kann warten, bis der Häringsfang in bessern Zeiten seinen Schuldnern es möglich macht, ihn zu bezahlen. Bella wird so gegen alle Noth gesichert sein und muß sich nicht mehr, wie jetzt, abmühen, um ganze Tage in der See hinter den Garneelen herzulaufen."

„Nein, Schwester, sprich mir nicht von einer solchen Ehe. Ko ist aus dem Französischen in unsere Dünen

gekommen. Er weiß nicht einmal, wo er geboren ist."

„Wolltest Du ihn verstoßen, weil seine Eltern unmenschlich genug waren, ihr Kind zu verlassen?"

„Und sein Geld, siehst Du, Klär; wäre es in meinem Hause, ich würfe es hinaus."

„Warum?"

„Weil ich mich vor Geld fürchte, dessen Ursprung ich nicht kenne."

„Ei, Simon, was sind das für Gedanken? Wenn man zwölf Jahre lang, beinahe Tag und Nacht, längs des Strandes hinläuft, dann findet man gewiß das Eine und das Andere. Willst Du jetzt auch ungerecht werden gleich vielen Andern, die Ko beneiden, weil er Etwas mehr hat, als der gemeine Mann?"

„Du darfst mir glauben, Klär, ich habe Nichts gegen Ko; aber es würde mir sicherlich großen Kummer machen, wenn ich meine gute Bella jemals als Hausfrau von Jemand sehen müßte, der lieber am Strand läuft, als arbeitet. Nein, nein, denk' an so Etwas nicht mehr. Du hast Deine Botschaft ausgerichtet; laß es dabei bewenden. Wenn Bella heirathen muß, so soll sie, hoffe ich, einen braven Gefährten wählen, der ihrer würdig ist."

„Da ist Bella. Soll ich einmal mit ihr von der Sache sprechen?" fragte die alte Frau.

„Nein, um Gotteswillen, rede von solchen Dingen nicht in ihrer Gegenwart: Du würdest sie betrüben, gewiß."

Das Mädchen war mit dem Esel vor der Thüre

erschienen. Sie öffnete dieselbe, lief auf den Blinden zu, umarmte ihn eilig, während sie sagte:

„Nun, lieber Vater, gehe ich. Halt' Dich wohl! Du mußt Dich nicht so sehr mit der Arbeit beeilen. Es ist ja nicht nöthig. Lebe wohl, Tante; nimm' meinen Vater mit Dir und unterhalte ihn ein Bischen mit freundlichem Geplauder, während Du Deine häuslichen Geschäfte abmachst. Ich werde den Esel etwas antreiben und schnell zurückkehren, sobald ich unsere Garneelen in der Kirchenpfanne abgegeben habe. Gott behüte Dich, Vater; bald bin ich wieder da, Tante..."

Sie sprang nach der Thüre, gab dem Esel einen Schlag mit der Gerte und rief:

„Hi, Brauner! Hi, nach der Pfanne!"

II.

Bella Stock schritt langsam neben ihrem Esel durch die gekrümmten Tiefen der Dünen dahin; sie mußte in Gedanken versunken sein, denn sie summte, ohne es zu wissen, die schleppenden Töne eines Trauerliedes und hielt die Augen zur Erde gerichtet.

Diesen Morgen war die Sonne in voller Pracht aufgegangen und verhieß einen schönen Tag. Während ihre ersten Strahlen die östliche Seite der Dünen erleuchteten und Dünste aus dem Moos hervorriefen, ließen sie die westlichen Abhänge noch in gräulicher Dämmerung. Aus dieser Verschiedenheit der Beleuchtung entstand auf der ganzen Strecke der Sandwüste eine bunte Mischung von Tinten und Farben, als hätte die Himmelsfackel ihre Kräfte und

ihren Reichthum zusammengezogen, um diesen verlassenen Ort mit all ihrem Glanze zu überströmen.

Eine ergreifende Stille herrschte zwischen den Dünen. Wohl ließ sich in der Ferne das rollende Rauschen der steigenden See vernehmen; wohl ertönte in der Luft das Lied einer unsichtbaren Lerche; aber eben diese Laute machten die Ruhe der schlafenden Natur nur noch fühlbarer. Auf einer Düne, hinter einer halbverlassenen Höhe und fern von dem Orte, wo die junge Bella träumerisch dahinschritt, stand ein Mann der Art, daß nur sein Kopf über den Sand hervorragte, und er, ohne bemerkt zu werden, in die Tiefe niederschauen konnte. Er war von mittlerer Gestalt und auffallend mager von Gliedern. Seine kleinen Augen, in tiefen Höhlen beinahe verborgen, glänzten ganz ungewöhnlich. Er hatte Lippen so dünn, als wären sie mit einem Messer geschnitten gewesen. Von Grund häßlich war der Mann jedoch nicht; aber sein Gesicht sprach so deutlich von Arglist und Verstocktheit, daß er nur Abneigung und Mißtrauen einflößen konnte. Ueber der gewöhnlichen Fischerkleidung trug er noch einen kurzen wollenen Kittel, um seine Brust gegen den kalten Seewind zu schützen. Sein Kopf war mit einem Südwester, das heißt einem Hut von getheertem Segeltuch bedeckt, und dessen hinterer Rand hing über den Rücken hernieder.

Lange Zeit war er bereits dagestanden, den Blick in die Tiefe gerichtet und horchend, ob kein Geräusch seine Einsamkeit stören werde. Bisweilen schüttelte er ungeduldig den Kopf, aber alsbald wurde der Verdruß auf seinem Gesicht von einem triumphiren-

den Lächeln verdrängt, während er seine dünnen Lippen krampfhaft bewegte, als spräche er sehr schnell mit einem unsichtbaren Genossen. Seine leidenschaftlichen Geberden und die Selbstzufriedenheit, die alsdann in seinen kleinen Augen funkelte, bezeugten, daß er im Geiste gegen drohende Hindernisse ankämpfte, jedoch vor der Hand über einen gewissen Sieg im Stillen frohlockte.

Plötzlich und da er es am wenigsten erwartete, trafen einige hellere Klänge sein Ohr. Er bückte sich und verbarg sich hinter dem Rande des Hügels.

„Ah, sie kommt!“ murmelte er, sich freudig die Hände reibend; „sie ist gut gelaunt; es verheißt mir einen glücklichen Erfolg!“

Die Töne der süßen Stimme kamen näher und näher. Bald vermochte der niedergeduckte Mann den Takt und die Weise des Liedes zu unterscheiden. Ein Ausdruck plötzlichen Neides zog über sein Gesicht, als folgende Worte vom Fuße des Hügels verständlich zu ihm emporstiegen:

„Und ist er nun wieder nach Island gefahren,
„Mög' Gott ihn vor Sturm und vor Schiffbruch bewahren.
„Gebaut ist sein Häuschen und bereit ist sein Sand;
„Ihn erwartet die Braut in dem Vaterland ...“

„Sie hat immer dasselbe Lied im Munde,“ brummte er. „Sollte sie Jemand Treue gelobt haben? Wer könnte es sein?“

„Nun, nun, ich weiß nicht, was ich rede,“ murmelte er, sich wieder fassend; „die Fahrt nach Island ist unterbrochen; der Schulmeister von Adinkirchen

hat das Lied gemacht. In meinem Hause soll sie wohnen; meine Frau soll sie werden!"

Er richtete sich langsam auf und horchte noch einige Augenblicke auf die Töne der Stimme, welche nun sich zu verlieren begannen; dann eilte er längs des gegenüberliegenden Abhangs in die Tiefe, schritt eine Weile rasch vorwärts, wandte sich dann hinter einen Hügel und erschien unversehens an der Stelle, wo die junge Bella Stock mit ihrem Esel vorüberzog.

„Der Strandläufer! Himmel, heißt das Einen erschrecken!" rief das Mädchen. „Ei, Ko, mein lieber Mann, Ihr solltet einem Christenmenschen nicht den Tod in den Leib jagen! Steigt Ihr nur so plötzlich aus dem Boden auf, daß ich Euch nicht kommen sah!"

„Ich gehe nach Hooge, Bella," antwortete der Strandläufer. „Von dort, hinter den Dünen, hörte ich Deine süße, bezaubernde Stimme. Mir klopft das Herz so heftig vor Freude. Ach, wenn Du es nur einmal wüßtest, Bella!"

„Warum? Habt Ihr einen guten Fund gethan? Das wäre merkwürdig. Seit langer Zeit hat es keinen Sturm mehr auf der See gegeben. Der Strand ist so sauber, als hätte man ihn mit Besen gekehrt."

„Ach, Bella, ich wollte Dich um Etwas bitten, nun da wir so ganz allein sind," sprach der Strandläufer mit gefalteten Händen und Feuerfunken in seinen kleinen grauen Augen.

„Mich um Etwas bitten?" wiederholte das Mädchen, ihn mit Verwunderung anschauend. „Sprecht, Ko, wenn es Etwas ist, was ich oder mein Vater Euch gewähren kann, warum sollten wir es verwei-

gern? Aber bleibt nicht so stehen, denn ich habe keine Zeit zu verlieren."

Sie gab ihrem Esel einen Hieb mit der Gerte; und während das Thier plötzlich davontrabte, lief sie ihm nach. Ko folgte ihr mit einem bittern Ausdruck von Verdruß auf dem Gesicht; aber sobald das Mädchen ihm den Kopf zukehrte, erschien wieder auf seinen Lippen das Lächeln der Liebe und flehender Bitte und er legte von Neuem die Hände zusammen.

„Nun, Ko, was ist Euer Begehren?" fragte Bella.

„Ach, willst Du mich mit Güte anhören?" sagte der Strandläufer. „Ich zittere, denn wenn Du mir es abschlügest, so dünkt mir, ich könnte in die See laufen, bis daß keine Rückkehr mehr möglich ist."

„Ihr macht mich unruhig, Ko," murmelte das Mädchen mit sichtbarer Besorgniß. „Ist Euch Etwas Schlimmes widerfahren? Wie seid Ihr doch so aufgeregt?"

„Nein, nein, Bella; aber von dem, was ich von Dir erbitten muß und was ich beinahe nicht zu erklären wage, hängt all das Glück meines Lebens ab."

„Aber wenn Ihr so fortfahrt, Ko, werde ich niemals erfahren, was Ihr mir sagen wollt. Ist es denn so schrecklich, daß es Euch nicht aus dem Munde kann?"

Näher zu ihr tretend, gab der Strandläufer seiner Stimme einen flehenden Klageton und seufzte:

„Bella, diese Nacht habe ich einen so schönen Traum gehabt, daß mir die Thränen noch in die Augen dringen, wenn ich denke, es sei nur eitler Schein gewesen."

„Ha, und davon seid Ihr noch so seltsam aufgeregt?“ rief das Mädchen verwundert aus, „aber lieber Ko, was kann ich Euch dabei helfen?“

„Höre, Bella, was mir träumte. Ich stand in der Kirche vor dem Altar; neben mir stand ein Mädchen wie ein Bild, mit großen, schwarzen Augen, mit blühenden Wangen, und so schön, daß man von Sinnen kommen mochte vom bloßen Ansehen derselben ... Du warst es, Bella.“

„Ich? Was wollt Ihr mir da für seltsame Dinge erzählen?“

„Ja, Du, Bella. Du gabst mir das Jawort, und des Pastors Segen machte uns zu Mann und Frau. Ich war so glücklich, daß ich aus dem Schlafe auffuhr und wie ein Kind zu weinen begann, weil es nicht in Wirklichkeit so war.“

„Was! Was!“ rief das Mädchen ärgerlich. „Ihr wagt zu träumen, ich sei Eure Frau geworden? Das ist sehr schlecht von Euch, Ko! Aber Gott sei gelobt, Träume sind Schäume, wie es im Sprichwort heißt.“

„Und glaubst Du denn, Bella, Du würdest mit mir nicht viel glücklicher sein, als mit einem Andern?“

„Ich will nicht, daß man von mir träume!“ sagte das Mädchen.

„Welch prächtiges Leben würden wir zusammen haben!“ fuhr der Strandläufer in schlauem, eindringlichem Ton fort. „Ich habe Geld, Bella; ich würde Dir schöne Kleider kaufen; Du wärest Herrin in einem netten Häuschen und brauchtest nicht mehr zu arbeiten, als wozu Du Lust hättest. Ach, ich würde machen, daß Du mit erhobenem Haupte unter all den Leuten von Adinkirchen gehen könntest.“

Das Mädchen sah ihn eine Weile stillschweigend an und brach dann in ein lautes Gelächter aus, während sie rief:

„Ei, ei, der arme Ko! Was für Grillen *) hat er sich in den Kopf gesetzt! Aber nein, Ihr macht Euch nur einen Spaß damit, nicht wahr? Heirathen? Ich werde niemals heirathen, und käme ein König in die Dünen, um mich zur Ehe zu begehren. Vergeßt Ihr denn, Ko, daß mein Vater alt und blind ist, und daß er Niemand auf Erden hat, um für ihn zu sorgen, als mich allein? Nun, schweigen wir von solchen lächerlichen Dingen, und eilen wir vorwärts ... Hi, Brauner, hi!"

Ko gedachte noch weitere Versuche zu machen, um das Mädchen zu überzeugen, daß sie mit ihm die glücklichste Frau von ganz Adinkirchen sein würde, und redete bereits wieder von seinem Gelde ... aber Bella drängte, von einem schrecklichen Anblick betroffen, ihren Esel mit einem gewaltigen Stoß zur Seite, hob die Arme in die Höhe und stieß einen lauten Angstschrei aus.

„Was gibt's? Was hast Du?" fragte der Strandläufer bestürzt.

„Dort! Dort!" rief Bella mit einer vor Schrecken beinahe erstickten Stimme. „Ein Mann! Blut! Ein Leichnam!"

Sie deutete mit zitternder Hand auf einen menschlichen Körper, welcher am Fuß einer Düne ausgestreckt lag. Ohne Zweifel hatte der Unglückliche

*) Im Texte: Mäusenester. A. d. U.

einen heftigen Schlag auf den Kopf bekommen, denn sein Haar war von geronnenem Blut zusammengeklebt und neben seiner Schulter färbte ein dunkelrother Fleck den nackten Grund. Seine Kleider waren beschmutzt und der Sand ringsum aufgewühlt, als hätte er in dem letzten Todeskampf convulsivisch mit Händen und Füßen um sich geschlagen.

„Komm, Bella," sagte Ko, „laß uns näher treten; wir wollen sehen, was es ist. Fürchte Dich nicht, die Todten thun Niemand Uebels."

Das Mädchen folgte zögernd.

„Armer Mann!" seufzte sie; „hebt ihm den Kopf auf, Ko; es ist vielleicht noch Leben in ihm."

„Das werden wir sogleich erfahren," murmelte Ko mit gelassener Stimme und mit einem seltsamen Lächeln.

Er faßte den Körper bei den Beinen, zog ihn ein paar Schritte über den Sand und ließ ihn dann mit Gewalt niederfallen.

Ein dumpfer Schrei entschlüpfte des Mädchens Brust und sie blickte den Strandläufer mit einem Ausdruck des Abscheus auf dem Gesichte an.

„Er ist ganz und gar todt," sagte dieser. „Es ist nicht mehr Gefühl in ihm, als in einem Stein. Wie mag dieser Bursche doch in die Dünen gelangt sein? Er ist noch jung; er ist ein reicher Mann, denn sieh, er hat Kleider von feinem Tuche und Spitzen an seinem Hemde."

Dieß sagend beugte er sich mit wilder Hast zu Boden und begann in den Taschen des Todten zu wühlen. Bella faßte seine Hand und wollte ihn zurückhalten.

„Ko, Ko, was thut Ihr?“ rief sie. „Himmel! sucht Ihr Geld an einem Leichnam?“

„Bah, dieß ist immer das Erste was man thut,“ antwortete er.

„Und Ihr würdet dieses Geld behalten?“

„Wenn Niemand es zurückverlangt! Was kann der Todte damit thun?“

„Abscheulich!“ klagte Bella, „Ihr habt also kein Herz, daß Ihr bei einem so furchtbaren Unglück an Geld denkt?“

„Mein Mitleid wird ihn doch nicht lebendig machen,“ spottete der Strandläufer, während er in seiner Untersuchung fortfuhr. „Er wird von Räubern ermordet worden sein, denn ich finde keinen kupfernen Deut bei ihm.“

Eben war er mit der Hand nach der nackten Brust des Körpers gefahren und rief:

„Ha, da finde ich doch Etwas; gewiß eine Uhr; aber es hängt fest an einer Kette, die nicht nachgeben . . .“

Das Wort erstarb ihm in dem Munde, und er sprang erschrocken zurück. Bella stieß einen Schrei aus, dessen scharfer Laut ebensowohl Furcht als Freude verrieth.

„O, mein Gott, er lebt, er lebt!“ rief sie.

Unter der Gewalt, welche der Strandläufer gebraucht hatte, um die Kette, welche dem Unglücklichen um den Hals hing, loszureißen, hatte dieser plötzlich mit einer krampfhaften Bewegung den Arm erhoben und die Hand an die Brust gebracht.

Das Mädchen blieb nur einen Augenblick mit aufgehobenen Händen stehen. Nachdem der Schauder

vor dem Tode in ihr vergangen war, gewann das Mitleid plötzlich die Oberhand. Ohne weiter zu zögern, sprang sie herzu, kniete neben dem bewegungslosen Körper nieder, riß sich das weiße Halstuch von der Schulter und begann, allerlei sanfte Worte murmelnd, damit, dem Unglücklichen das getrocknete Blut von Mund und Augen abzuwischen.

„Laß ab, Bella," sprach der Strandläufer; „Du siehst wohl, daß kein Leben mehr in ihm ist. Es war das letzte Zucken der Glieder. Warum Dein Halstuch so nutzlos verderben? Geh' Du mit Deinem Esel nach der Pfanne. Sag den Leuten, daß Jemand in der Pfanne ermordet liegt. Ich werde hier bleiben und den Mann bewachen, bis Jemand kommt."

„Wasser, ach, Wasser!" rief das Mädchen, indem sie die Hand flehend zu Ko ausstreckte.

„Wasser?" wiederholte dieser mit spottendem Lächeln. „Er wird wohl sterben, ohne daß Du ihm das Gesicht zu waschen brauchst."

Dieser Spott schien bei dem Mädchen Erbitterung, ja sogar Zorn zu erregen. Sie betrachtete den Strandläufer mit flammenden Augen und rief:

„Ko, Ko, seid Ihr denn ein Mensch ohne Seele? Wasser, holt Wasser, sage ich Euch! Lacht doch nicht so; Ihr erfüllt mich mit Abscheu!"

Es lag etwas so Gebieterisches in des Mädchens Stimme, etwas so Mächtiges und Drohendes in ihrem Blick, daß der Strandläufer verlegen und eingeschüchtert sich bereit zeigte, ihr Gehorsam zu leisten.

„Nun, Bella," sagte er, „ich will wohl Wasser in Deinem Hause holen; aber willst Du bei diesem Leichnam so lang allein bleiben?"

„Nein, nein, dort hinter der hohen Düne ist eine Wasserpfütze. Seid doch so gut, Ko, und lauft schnell dort hin.“

„Ja, aber worin soll ich das Wasser holen?“

„Ach, in Eurem Schuh, in Eurem Hute!“ rief Bella. „Ihr müßt gleich zurück sein!“

Der Strandläufer wandte sich um und begab sich nach der bezeichneten Düne, aber mit so lahmen Schritten, daß das Mädchen beim Anblick seiner Trägheit vor Ungeduld bebte.

Sobald er hinter einer Anhöhe verschwunden war, richtete das Mädchen seinen Blick auf das beschmutzte Antlitz des Verwundeten und schob mit einer Bewegung, deren sie sich selbst wahrscheinlich unbewußt war, ihren Arm unter seinen Kopf und hob ihn sanft in die Höhe. Ihre Augen erglänzten von unendlichem Mitleiden; auf ihren Lippen schwebte ein himmlisch süßes Lächeln von Trost und Ermunterung, als wollte sie diesem gefühllosen Opfer Hoffnung auf Rettung, und Muth gegen das Leiden in's Herz flößen.

Bald nahmen jedoch ihre Gedanken eine andere Richtung, und während Thränen aus ihren Augen auf die Stirne des Unglücklichen fielen, seufzte sie:

„So sterben! Einen grausamen Tod in den öden Dünen finden! Armer Junge! Du hast eine zärtliche Mutter, einen alten Vater, nicht wahr? Sie erwarten Deine Ankunft ... Ach, sie werden Dich nicht mehr wiedersehen auf Erden! Möchten sie niemals das schreckliche Schicksal ihres armen Kindes vernehmen! ... Aber es ist noch Hoffnung; nein, nein, Du wirst nicht sterben, Freund ...“

Die Brust des Verwundeten hob sich langsam und senkte sich wieder, während mit dem Athemzug ein langer Seufzer ihr entschlüpfte.

Bella hielt sich still und betrachtete in ängstlicher Spannung den Körper, der nun wieder ganz bewegungslos geworden war. Sie hob ihre Augen mit einem Strahl hoffnungsvollen Flehens zum Himmel und rief:

„O Gott in Deiner Barmherzigkeit, habe Mitleiden mit Deinem armen Geschöpfe! Wende den Tod von ihm ab! laß ihn genesen! Erhöre, erhöre mein Gebet! ich werde Deinen heiligen Namen segnen jeden Augenblick meines Lebens!"

„Nun, ich komme zu spät mit dem Wasser, nicht wahr? Er ist gewiß schon starr?" rief der Strandläufer aus der Ferne.

„Beeilt Euch, lieber Ko, beeilt Euch! Er hat geathmet; er lebt!" rief das Mädchen.

Aber als ob diese Kunde dem widerwilligen Burschen mißbehagte, verkürzte er sichtbar seine Schritte. Bella ließ den Kopf des Leidenden sanft auf den Sand niedergleiten und sprang, von Ungeduld getrieben, dem Strandläufer entgegen. Sie riß ihm den Hut aus der Hand und kehrte damit zu dem noch immer bewegungslosen Körper zurück. Niederknieend tauchte sie ihr Halstuch in das frische Wasser und begann damit das Angesicht des Verwundeten zu waschen.

Inzwischen war Ko näher getreten und sprach, indem er mit einem zurückgehaltenen Lächeln des Zweifels die Bemühungen des Mädchens beobachtete:

„Bah, bah, Alles ist vergeblich. Er hat keinen

Tropfen Blut mehr in den Adern. Ob er jetzt stirbt oder binnen einer halben Stunde, es wird darum nicht minder mit ihm ausgehen. Befühle einmal seine Brust, Bella, was er da für eine Kette hängen hat. Es ist vielleicht Gold!"

Aber das Mädchen, ganz vertieft in ihr edles Liebeswerk, hörte diese eiskalten Worte nicht, sondern fuhr immer fort, das Angesicht des Unglücklichen mit Wasser zu besprengen und abzuwischen.

Ko kam noch näher zu dem Mädchen, und blickte mit einer gewissen Ueberraschung auf das jetzt erkennbare Gesicht des Verwundeten.

„Schau," sagte er, „das war in der That noch ein junger Mann! nicht älter als fünfundzwanzig Jahre. Da er noch am Leben war, muß er wirklich ein recht flinker Bursche gewesen sein. Gearbeitet hat er sicherlich nicht; denn seine Wangen sind noch so weiß und so sauber wie Milch."

Ah, ah, er kommt zu sich! Sein Athem kehrt zurück. Dank, dank Dir, o Gott!" frohlockte Bella, die Hände erhebend.

Wirklich bewegte der Leidende seine Glieder und sog die Luft mit einem langen Athemzug in seine Brust. Noch einmal trat eine kurze Bewegungslosigkeit ein; dann öffnete er die Augen, starrte eine Weile mit irrem Blick um sich und begann sofort allerlei undeutliche Worte zu stammeln.

„Was sagt er, Ko?" fragte das Mädchen. „Hört einmal in der Nähe: ich verstehe es nicht."

„Bah, es ist ein Franzose!" brummte Ko. „Wäre ich an Deiner Stelle, ich ließe ihn liegen und berührte ihn mit keiner Hand mehr."

„Pfui, was für häßliche Worte!“ rief Bella mit Entrüstung aus. „Franzosen, Flamänder, sind wir nicht Alle miteinander Menschen und Brüder auf der Welt? Ihr selbst seid ja auch wohl ein Franzose, Ko?“

„Ich bin dessen nicht ganz gewiß.“

„Aber was sagt der Unglückliche? Ihr versteht Französisch.“

„Er plappert Etwas von Mördern und von einem Schaffot. Sollte er vielleicht der Guillotine von Bürger Lebon entlaufen sein? Er wird nicht viel damit gewonnen haben!“

„Flieht, flieht!“ murmelte der Leidende mit hohler Stimme. „Da sind sie! Vater, Vater, in die Dünen, in die Dünen!“

„Da spricht er jetzt Flämisch!“ seufzte Bella. „Ach, der arme Junge, er hat einen Vater!“

Und diese einzige Vorstellung entlockte ihr eine solche Fluth von Thränen, daß sie die Schürze vor die Augen drückte und laut zu schluchzen begann.

Aber sie verharrte nicht lang in dieser Haltung. Plötzlich ließ sie ihre Schürze fallen und sagte zu dem Strandläufer:

„Hier kann der Mensch nicht liegen bleiben. Wir müssen ihn nach unserem Hause führen.“

„Denkst Du denn, daß ich diesen Burschen auf meinem Rücken tragen soll?“ spottete Ko unwillig.

„Nein, auf den Esel wollen wir ihn setzen und ihn auf jeder Seite halten.“

„Und Dein Vater, Bella? Der wird gewiß nicht sehr erfreut einen Fremdling in sein Haus aufnehmen.“

„Mein Vater? Glaubt Ihr, er sei so unbarmherzig wie Ihr? Ach, ich wußte nicht, Ko, daß Ihr so wenig Liebe zu Euren Nebenmenschen habt. Kommt, streckt Eure Hand aus . . . und wollt Ihr nicht, so geht Eures Wegs; ich werde mich bemühen, allein zu vollbringen, was mir mein Herz eingibt."

„Nun," brummte Ko, „ich bin bereit."

Mit diesen Worten näherte er sich dem Kopf des Verwundeten und bückte sich, um ihn unter der Schulter zu fassen; aber er glaubte noch einmal auf dessen Brust nach dem Gegenstand tasten zu müssen, der seine Neugierde erregt hatte.

„Halt!" befahl Bella, seinen Arm abwehrend. „Achtet das Unglück dieses Menschen, sonst möchte ich glauben, ihr seid geneigt, Etwas zu nehmen, was Euch nicht zugehört."

„Ich Etwas nehmen von Jemand, der noch lebt?" rief Ko mit zornigen Blicken und stolz erhobenem Kopfe. „Ich bisse mir lieber die Finger ab!"

Das Mädchen hatte bereits den Körper mit ihren Armen umschlossen und ihn beinahe ganz vom Boden aufgehoben. Ko bemerkte mit Erstaunen, daß sie wirklich stark genug war, die schwere Last zu tragen. Er faßte den jungen Mann an den Beinen und half ihn auf den Esel zu setzen.

„Jetzt sachte vorwärts," sagte das Mädchen. „Seid gut und vorsichtig, Ko; haltet ihn sorglich fest, daß er nicht fällt. Ich werde ihn auf dieser Seite stützen. Hi, Brauner, hi. Aber langsam, Brauner! Schritt für Schritt!"

Der Leidende saß aufrecht auf dem Esel; sein hängender Kopf zeugte von überwiegender Schwäche;

aber seine Augen waren weit geöffnet, und in dem glasigen Blick, womit er gleich einem Irrsinnigen in's Weite starrte, war ein unendlicher Schrecken zu lesen. Offenbar hatte er alles Bewußtsein verloren, und wußte nicht, wo er sich befand, noch was mit ihm geschah. Seine Lippen bewegten sich schnell; verwirrte Laute ohne Sinn glitten in Menge aus seinem Munde.

Ko horchte; einige deutlichere Worte hatten selbst seine Neugierde so sehr erweckt, daß er mit zur Seite geneigtem Kopfe neben dem Esel herging, in der Hoffnung, das Geheimnißvolle dieses Vorfalls errathen zu können. Seine Mühe war jedoch vergeblich. Der irre Jüngling nannte wohl die Guillotine und sprach verständlich von seinem Vater, von seiner Mutter und selbst von seiner Schwester; er befand sich augenscheinlich noch unter dem Einfluß eines tödtlichen Schreckens und schien in seiner Geistesabwesenheit vor Feinden zu fliehen; aber die einzelnen Worte waren so gebrochen und unordentlich, daß sich nichts Bestimmtes daraus erkennen ließ.

Hin und wieder trat eine Pause in des Jünglings irrem Selbstgespräch ein. Dann richtete Bella die süßesten Worte, welche das Mitleid eines liebevollen Herzens eingeben konnte, an ihn. Sie wollte dem Unglücklichen zu verstehen geben, daß Gottes Güte unendlich sei, und bemühte sich, ihm ihre Hoffnung auf Genesung mitzutheilen. Dann redete sie ihm wieder von seinem Vater, und versicherte ihn, daß er seine Eltern wieder sehen würde. In ihrem menschenfreundlichen Bestreben, sich dem armen

Jüngling verständlich zu machen, streichelte sie zärtlich seine Hand, während sie seine kalten Finger mit Thränen schmerzlichen Mitgefühls befeuchtete.

Mehr als einmal versuchte der Strandläufer das Gespräch wieder aufzunehmen, welches durch das Zusammentreffen mit dem Verwundeten unterbrochen worden war. In der Meinung, dieß wäre das rechte Mittel, um auf des Mädchens Gemüth zu wirken, sprach er mit Uebertreibung von seinem Gelde, von schönen Kleidern und von einem gemächlichen Leben; aber Bella, die ausschließlich mit der Bewachung des armen Jünglings beschäftigt war und ihr Auge auf sein Angesicht geheftet hielt, zeigte sich unwillig, daß Ko in diesem Augenblick Lust zu spaßen hätte, und gab ihm zuletzt gar keine Antwort mehr.

Braun, der Esel, strauchelte nicht ein einziges Mal; der Strandläufer schien endlich gutwilliger geworden zu sein und unterstützte den Leidenden nach Bedarf. — So langte zuletzt die traurige Bürde ohne einen Unfall vor dem Häuschen des alten Stock an.

„Helft mir nun, Ko, ihn sachte von dem Esel zu heben," sprach das Mädchen. „Wir wollen uns Mühe geben, ihm jeden Schmerz zu ersparen."

„He, Vater Stock!" rief der Strandläufer; „erschreckt nicht, wir bringen Euch einen sterbenden Mann!"

„Mein Vater ist nicht zu Hause," bemerkte das Mädchen, während sie, von Ko unterstützt, den Leidenden von dem Esel hob. „Sobald wir den armen Jungen auf das Bett gelegt haben, laufe ich zu meiner Tante, um meinen Vater zu holen."

„Ei, welche Dummheit!“ murmelte Ko, „diesen blutigen Körper auf ein Bett? Leg' ihn auf den Boden am Herde, dann wirst Du wenigstens nicht vergeblich Deinen Leinenzeug verderben.“

„Ich werde das Leinenzeug waschen, Ko. Die Treppe muß er hinauf. Seid vorsichtig und strengt Eure Kraft ein wenig an.“

„Auf Dein eigenes Bett willst Du ihn legen, Bella?“

„Ich will meinen Vater nicht in seiner Nachtruhe stören.“

„Und Du, Bella, wo willst Du schlafen?“

„Ich werde dort oben schon ein Plätzchen finden. Da steht noch die alte Bettlade von Oheim Louis... Nun, sachte voran! Laß ihn mit dem Kopf auf das Kissen niedersinken. Nicht so! . . . Mit der leidenden Seite nach oben . . . Armer Mensch! Seht, er lächelt uns so dankbar zu.“

„Bah, er lächelt wie ein Irrsinniger,“ spottete Ko. „Sei überzeugt, Bella, es sind nur die Phantasien eines Sterbenden. Ich verstehe mich darauf: noch eine Stunde gebe ich ihm, und nicht mehr.“

„Jetzt laufe ich eiligst zu Tante Klär, um meinen Vater zu holen,“ sprach das Mädchen. „Bewache den armen Jungen mit christlicher Liebe, Ko. Und begehrt er zu trinken, dort in dem Krug steht frisches Wasser . . .“

Mit diesen Worten war sie die Treppe hinabgeeilt und im Begriff, das Haus zu verlassen. Sich noch einmal umwendend, sah sie den Strandläufer über den Körper des leidenden Jünglings gebeugt.

Ein halb erstickter Angstschrei entschlüpfte ihr und sie kehrte in ihre Schlafkammer zurück.

„Sieh' da!" rief Ko überrascht, „warum kommst Du noch einmal?"

„Ich dachte . . . ich dachte, Ko, daß Ihr meinen Vater rufen sollt. Das Schicksal dieses unglücklichen Menschen flößt mir solches Mitleid ein, daß ich ihn nicht einen Augenblick verlassen kann."

„Es ist gerade, Bella, als fürchtest Du, ich möchte ihm ein Leid zufügen?"

„Nein; aber Ihr Männer habt kein mitleidiges Herz und Ihr wißt die Kranken nicht zu behandeln. Geht, Ko; laßt mich glauben, Ihr seid dienstfertig, aus Freundschaft für mich; ich werde Euch dankbar dafür bleiben und später auch versuchen, Euch angenehm zu sein, wo ich kann."

„Das rechte Mittel, um Dir Etwas abzuschlagen!" rief Ko, indem er sich lachend die Hände rieb. „Ich hoffe, Bella, Du wirst Dich dieses Versprechens zu gehöriger Zeit erinnern. Ich laufe, ich fliege!"

Das Mädchen setzte sich an das Bett und blickte stillschweigend auf das Gesicht des Verwundeten, dessen Augen starr in den leeren Raum gerichtet waren, und dessen Lippen noch immer sich krampfhaft bewegten und undeutliche Laute stammelten. Sie faßte wieder seine Hand und sprach tröstende Worte in sein Ohr; er aber gab in seinem Delirium auf seine liebevolle Pflegerin so wenig Acht, als ob sie gar nicht gegenwärtig gewesen wäre.

Der trockene Anschlag der Lippen gegen einander bewog endlich Bella, aufzustehen und den Wasserkrug zu holen. Sie hob den Kopf des Jünglings von

den Kissen, brachte eine Schale ihm an den Mund und goß ihm das Wasser langsam ein. Er mußte seit langer Zeit von einem brennenden Durst verzehrt worden sein, denn er trank das erfrischende Naß in gewaltigen Zügen und mit fieberischer Hast.

„Nun ist es genug, Freund," sagte Bella. „Ruhe jetzt ein wenig, dann will ich Dir noch eine Schale Wasser geben. Sei nur guten Muths! Mein Vater wird sogleich kommen; man wird einen Doctor holen. Wir wollen Alle zusammen Gott bitten, daß er Dich schnell genesen lasse. . . . Ach, wie siehst Du mich an! Was willst Du mir sagen, Freund?"

Bella hatte den Kopf des Verwundeten auf die Kissen sinken lassen. Vielleicht hatte das Gefühl von Erfrischung, oder der mächtige Eindruck des kalten Wassers ihm auf einen Augenblick das Bewußtsein zurückgegeben; denn er schaute jetzt das verwirrte Mädchen mit leuchtenden Augen und einem wundersüßen Lächeln von Dankbarkeit und Liebe an. Bewegt und zitternd stand das Mädchen an dem Bette; sie konnte den Strahl seines Blickes nicht ertragen und bückte den Kopf, um noch einmal die Hände zum Himmel zu erheben und an den Herrn ein feuriges Dankgebet zu richten. Sie wurde jedoch in ihrer Hoffnung getäuscht: ein tiefer Seufzer entschlüpfte dem Verwundeten; sein Mund begann auf's Neue verwirrte Laute zu stammeln, und seine Augen nahmen ihre frühere glasige Bewegungslosigkeit wieder an.

Einige stille Thränen rollten über des Mädchens Wangen; sie faltete die Hände und begann zu beten; aber jetzt hörte sie die Stimme von Tante Klär draußen vor der Thüre ertönen, und sie stieg die

Treppe hinab, ihrem Vater entgegen zu eilen. Ohne auf die Erkundigungen ihrer Tante, oder die gefühllosen Redensarten des Strandläufers zu achten, faßte Bella den Arm des Greises und sprach, während sie ihn nach der Thüre leitete:

„Vater, komm, komm schnell. Ko wird Dir gesagt haben, wie ich einen unglücklichen Menschen in den Dünen liegend gefunden habe, ganz bewußtlos, aus schrecklichen Wunden blutend und beinahe todt . . . Ich habe ihn auf mein Bett gelegt. Ach, wenn Gott ihn genesen ließe!“

„Bella, Bella!“ brummte die alte Frau; „einen Fremdling so in's Haus nehmen! Kind, Du bist unvorsichtig. Einen Franzosen, einen Republikaner vielleicht!“

„Es ist ein Mensch, Tante, das ist genug!“ entgegnete das Mädchen mit einer gewissen Ungeduld. „Nicht wahr, lieber Vater, was Gott gefällt, ist allezeit wohl gethan?“

Der Blinde schloß seine Tochter in die Arme und sprach erfreut:

„Laß die Tante nur reden, mein braves Kind. Lies ihr diesen Abend das Gebot der Liebe aus dem Neuen Testament vor, und sie wird erfahren, wie der Erlöser selbst zu thun gebietet, was Du gethan hast.“

„Aber ein Republikaner! Ein Republikaner!“ seufzte die alte Klär mit Abscheu.

„Komm, Vater, komm an das Bett,“ sagte das Mädchen, während sie den Greis hinauf leitete. „Es ist ein junger Mann, so unglücklich, mit so sanfter Miene! Ein Republikaner? Nein, nein, das

ist nicht möglich. ... Da, da ist seine Hand. ... Gib ihm Deinen Segen, Vater: er wird ihm Gottes Gnade bringen."

Tante Klär war gleichfalls in das kleine Kämmerchen hinauf gestiegen. Einen Augenblick betrachtete sie mit dem Ausdruck stillen Schreckens das Antlitz des Leidenden und das vertrocknete Blut am Kopfe; da stürzten ihr die Thränen stromweise über die Wangen, und sie rief schluchzend:

„Ach, der arme Junge! Schnell, schnell, nach Veurne zu einem Wundarzte. Soll ich selbst hinlaufen? Könnte ich nur besser gehen! Ko, Ihr seid noch gut auf den Beinen. Fliegt nach Veurne! Ich bitte Euch, trabt Euch den Athem aus der Brust. Ich will Euch mein Leben lang dafür danken. Gott wird es Euch lohnen!"

„Laufen?" murmelte Ko; „es sind beinahe anderthalb Stunden von hier. Ich will jedoch thun, was ich kann. Allein, Tante Klär, ich muß Euch darauf aufmerksam machen, daß ich zu gleicher Zeit wie Bella den Mann in den Dünen habe liegen sehen. Wenn er sterben sollte und Etwas für die Finder übrig bliebe, so müßte ich mit Recht die Hälfte vom Ganzen erhalten."

„Das ist zu lang gezögert!" rief Bella, welche sich ein frisches Halstuch um die Schulter warf. „Ich will selbst den Doctor holen; mir soll der Athem nicht ausgehen, um nach Veurne zu laufen. Ko soll die Garneelen nach der Pfanne bringen. Du, liebe Tante, bewachst und versorgst den unglücklichen Menschen, bis ich wiederkomme! Gott behüte Euch Alle mit einander!"

Mit diesen Worten schoß sie wie ein Pfeil aus dem Hause, und eilte über Berg und Thal in der Richtung nach Adinkirchen dahin.

III.

Kaum konnten zwei Stunden verflossen sein, als Bella bereits in Gesellschaft eines Wundarztes durch die Dünen marschirte. Es war ein bejahrter Mann, dessen Miene, obwohl sehr fest und ruhig, dennoch den Stempel der Gutherzigkeit trug. Durch die flehenden Bitten des Mädchens zu einem schnellen Gang angetrieben, lief er mit großen Schritten auf dem sandigen Pfade dahin, nur dann und wann nach weiteren Aufklärungen fragend, um den Zustand des Unglücklichen, zu dessen Bestem man seine Hilfe angerufen hatte, genau kennen zu lernen.

„Nun, liebe Tante," rief Bella der alten Frau zu, welche sie von Ferne auf der Schwelle der Hütte stehen sah, „wie steht es drinnen? Es geht doch gut mit ihm, nicht wahr?"

„Es ist noch immer dasselbe, Bella; nicht schlimmer und nicht besser," antwortete Tante Klär. „Er phantasirt und spricht von der Guillotine, aber wir verstehen ihn nicht."

„Hier ist Herr Darings, der Wundarzt. Hoffen wir, Tante, daß er die Leiden des armen Jünglings mildern kann . . . Kommen Sie, Herr, folgen Sie mir, ich will Sie an das Bett bringen, wo er liegt."

Der Wundarzt folgte ihr in das Kämmerchen hinauf. Während er stillschweigend den Verwundeten

betrachtete und ihm den Puls fühlte, bemühte sich das Mädchen, bleich vor Angst und zitternd, auf seinem Gesichte zu lesen, welcher Art seine Gedanken waren. Das Unheil verkündende Schütteln des Kopfes und das traurige Zusammenziehen seiner Lippen entrissen ihr einen halb erstickten Seufzer und lockten Thränen in ihre Augen.

Der Wundarzt sagte zu ihr in freundlichem Ton: „Du kannst nicht hier bleiben, mein Kind. Dein Herz ist zu gefühlvoll; Deine Gegenwart würde mich bei der Untersuchung und dem Verband seiner Wunden hindern."

„Ach, mein Herr," flehte das Mädchen, „sagen Sie mir doch ein gutes Wort! Er ist wohl recht krank; aber er wird doch davon kommen, nicht wahr?"

„Darüber kann ich noch Nichts sagen, mein Kind. Ich hoffe bald Gründe zu finden, um Dein mitleidiges Gemüth zu beruhigen. Geh jetzt hinunter zu Deinem Vater; diese gute Frau muß mir bei der Arbeit helfen."

Bella stieg ganz entmuthigt die kleine Treppe hinab. Als sie hinter sich die Thüre des Kämmerchens schließen hörte, quillten Thränen aus ihren Augen und mit einem Angstruf setzte sie sich neben ihren Vater und legte ihm die Arme um den Hals.

„Was gibt es, Bella?" fragte der Greis erschrocken. „Verzweifelt der Wundarzt an seiner Genesung?"

„Nein, nein," antwortete sie, „aber Herr Darings schüttelte so bedenklich den Kopf; er schien so betrübt! Ach, wenn der arme Junge noch sterben müßte, was für ein schreckliches Unglück, nicht wahr?"

„Gewiß, gewiß, Bella! Dennoch, mein Kind, wenn Gott über sein Leben beschlossen hat . . .“

„Vater, lieber Vater, sprich nicht so, ich bitte Dich!“ rief sie. „Herr Darings ist ein erfahrener Mann; er wird ihn nicht so elend sterben lassen! Er hat seinen Kopf noch nicht besehen, als er mich herabschickte; jetzt ist er daran, die Wunden zu untersuchen. Wir dürfen nicht voreilig ein Unglück befürchten. Vielleicht wird er uns bald gute Botschaft bringen.“

„Bella, wie bist Du doch so schrecklich aufgeregt! Du vergießest Thränen?“ sprach der Greis verweisend. „Der Mann ist ein Unglücklicher, und wir sollen gegen ihn unsere Pflicht als Christenmenschen erfüllen; aber in Allem, Kind, ist Maaß zu halten: selbst das Mitleid darf man nicht übertreiben.“

„Ich weiß nicht, Vater, wie es kommt; aber wäre der Mann mein eigener Bruder, ich könnte nicht tiefer ergriffen sein beim Anblick seines schrecklichen Zustandes. Siehst Du, lieber Vater, ich bin es, die ihn gefunden hat; ich glaube, Gott hat mich selbst zu dem Orte geleitet, um seinem leidenden Geschöpfe zu helfen . . . vielleicht um ihn vom Tode zu erretten!“

„Ko Snell hat ihn gleichfalls gefunden und Hilfe geleistet.“

„Nein, Vater, der Strandläufer hat kein Herz. Ohne mich würde der Arme in den Dünen verblichen sein. Davon bin ich überzeugt. Wird er genesen, so habe ich einem Menschen das Leben gerettet! Begreifst Du nicht, Vater, wie solch ein Gedanke mich rühren muß?“

„Ja, mein Kind, ich begreife es.“

„Und was noch mehr ist, er hat einen alten Vater, er ruft ihn in seinem irren Zustande, er ruft ihn mit so viel Liebe! O, so an Deiner Brust ruhend, fühle ich mein Herz beklommen von Schrecken und Mitleid, bei dem Gedanken an die Verzweiflung, die den unglückseligen Vater treffen würde, wenn sein Kind hier unterliegen sollte.“

„Sein Vater könnte davon den Tod haben!“ seufzte der Greis. „Bella, Bella, Du machst mich zittern vor Angst . . . Ich bitte Dich, sei vernünftig und bezwinge Deine Aufregung. Wenn Du mir noch krank würdest, so hätte Dein armer blinder Vater für Dein allzu großes Mitleid zu büßen.“

„Nein, nein, fürchte Nichts für mich. ‚Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen!‘“ sprach Bella mit einer gewissen Erhebung in der Stimme.

„In der That, so sprach der Heiland von dem Berge herab zu dem Volke . . . gehorche Deinem liebevollen Herzen, mein Kind,“ murmelte der Blinde.

Es herrschte eine Weile Stillschweigen . . . das Mädchen horchte ängstlich auf das schwache Geräusch, das sich von dem verschlossenen Kämmerchen herab vernehmen ließ. Sie glaubte zwischen dem Krachen von Schritten auch einige schmerzliche Seufzer zu hören, und bildete sich ein, der Wundarzt sei eben damit beschäftigt, die Wunden des armen Jünglings zu verbinden. Sie sagte jedoch Nichts, sondern hielt die Augen starr auf die Thüre des Kämmerchens gerichtet.

Endlich sprach der Greis:

„Dein Herz klopf sehr heftig, Bella; laß uns ein Bischen plaudern; das wird Deine Aufregung mindern. Tante Klär zufolge ist er noch ein junger Mann? Für wie alt hältst Du ihn, mein Kind?“

„Höchstens fünfundzwanzig Jahre, Vater.“

„Und er trägt feines Weißzeug und feine Kleider? Es ist wahrscheinlich ein reicher Mann? Deine Tante sagt, er habe ein schönes Gesicht? Es liege etwas Edles in seinen Zügen? Und sie zweifelt nicht, daß er von gutem Hause sein müsse?“

„Ja, Vater, wer kann dieß wissen?“ antwortete das Mädchen, „aber er hat glänzende schwarze Augen und schöne schwarze Haare; sein Gesicht ist so voll wunderbarer Sanftmuth, daß Du zum tiefsten Mitleid bewegt würdest, wenn Du es sehen könntest.“

„Während Du weg warest, Bella, um den Wundarzt zu holen, habe ich gehorcht und mir verständlich zu machen gesucht, was er in seinem Irrsinn redet. Er zittert bei dem Namen der Guillotine und scheint beständig das Schaffot vor Augen zu sehen. Er spricht oft von seinem Vater und von seiner Schwester und ruft sie mit ängstlichem Ton, als wollte er sie vor einer schrecklichen Gefahr warnen. Ich wage fast nicht zu sagen, was ich denke, Bella; es wäre zu grausam.“

„O Vater, wie werde ich so ängstlich und ungeduldig!“ seufzte das Mädchen, als ob sie auf seine Worte nicht geachtet hätte. „Wie lang dauert es doch da drinnen! Was mag hinter jener Thüre vorgehen? Die Todtenstille erfüllt mein Herz mit Schrecken.“

„Die Todtenstille beweist, daß der Chirurg an

seiner Arbeit ist, Bella. Stände es schlimm dabei, so würdest Du Deine Tante wohl klagen hören."

„Ah, da öffnet man die Thüre! Da ist Herr Darings!" rief Bella, dem Wundarzte entgegeneilend. „Nun, nun, darf man hoffen? Sie lächeln, Herr? Der arme Mensch wird also genesen?"

Der Chirurg faßte die Hand des Mädchens, führte sie an den Tisch und sagte, sich neben ihr niedersetzend:

„Das ist ja ein ganz wunderbares Mitleiden für einen unglücklichen Fremdling, meine Tochter; sicherlich ein löbliches und christliches Gefühl, aber Dein Puls läßt mich befürchten, ich möchte hier einen zweiten Kranken zu behandeln bekommen. Du mußt Deine Aufregung zu bezwingen suchen."

„O, Herr, geben Sie mir doch einen günstigen Bericht!" flehte das Mädchen mit gefalteten Händen.

„Ja, das wollte ich eben thun; aber Du lässest mich nicht zum Wort kommen, liebes Kind. Ich bekenne Dir mit Freuden, daß ich den Zustand unseres Leidenden viel weniger schlimm gefunden habe, als ich auf den ersten Anblick vermuthete."

„Gott sei dafür gelobt!" seufzte das Mädchen.

„Seine Wunden — denn er hat deren verschiedene," fuhr der Chirurg fort, „seine Wunden sind nicht tief und das Schädelbein nicht sichtbar beschädigt. Sein linker Arm ist gebrochen; aber hier ist es nicht schwer, Heilung zu bringen."

„Ah, ah, Vater, lieber Vater, er wird nicht sterben!" frohlockte Bella, indem sie erfreut die Hände des Greises faßte.

„Ja, Nichte, aber Du darfst dessen nicht allzu ge-

wiß sein. Alle Gefahr ist nicht vorüber: im Gegentheil!" bemerkte Tante Klär, die mit einem Pack Leinwand unter dem Arm im Zimmer stehen geblieben war.

„Der Leidende hat das Fieber und liegt in einem heftigen Delirium," fuhr der Wundarzt fort. „Hat ein großer Schrecken allein ihm die Sinne in Verwirrung gebracht, wie seine undeutlichen Worte vermuthen lassen, dann ist Alles gut, und wir haben es hier nicht mit Wunden zu thun, die an sich gefährlich sind; aber sind die Fieberphantasien eine Folge von Schlägen, welche ihm auf den Kopf beigebracht worden sind, dann könnte sein Zustand sich auf eine sehr bedenkliche Weise verschlimmern. Es sind einige Tage nöthig, um sich darüber genaue Gewißheit zu verschaffen ... Da! da erbleichst Du mir nun plötzlich! Ei, mein Kind, ein starkes Mädchen wie Du muß mehr Macht über ihr Gemüth haben."

Er faßte auf's Neue die Hand des Mädchens und sprach:

„Soll ich Dir Etwas sagen, um Dich zu trösten und Dir Vertrauen einzuflößen? Wohl, ich kann mich irren; aber mein Gedanke ist, daß wir den armen Jüngling retten werden. Und wenn ich solchen Glaubens bin, warum solltest Du dann verzweifeln, mein Kind?"

„Dank, Dank!" murmelte Bella mit dem hellen Lächeln der Freude in den Augen.

Sich erhebend, sagte der Wundarzt:

„Lieben Leute, ich habe der guten Frau hier meine Anweisungen gegeben. Ihr werdet dem Verwundeten, wenn seine Unruhe sich vermehrt, einige

Tropfen aus dem kleinen Fläschchen hier in einem Glase Wasser zu trinken geben, bis sein Fieber sich ein wenig legt. Morgen früh komme ich wieder; aber sollte der Zustand des Verwundeten sich augenscheinlich in hohem Grade verschlimmern, so lasse man mich rufen. Ich werde unterwegs dem Pastor von Adinkirchen Nachricht geben, damit er den Kranken besuche. Inzwischen, Freunde, gebe ich Euch den dringenden Rath, so wenig als möglich Geräusch zu machen und mit dem Verwundeten nicht zu reden. Stille, äußerste Stille ist ihm nothwendig."

Er machte einen Schritt nach der Thüre; doch als ob ein plötzlicher Gedanke ihm durch den Kopf schösse, ging er auf den Greis zu und fragte, ihn an der Hand fassend:

„Ihr seid der Hausherr, nicht wahr? Ich möchte wohl einige Worte mit Euch allein sprechen. Wollt Ihr mir vor die Thüre folgen?"

Bella und Tante Klär rissen die Augen weit auf vor Ueberraschung und Schrecken. Dieses geheimnißvolle Gespräch schien ihnen lauter Unheil zu verkünden.

Vor der Thüre angekommen, sagte der Wundarzt mit gedämpfter Stimme zu dem Blinden:

„Mein braver Mann, Ihr werdet den unglücklichen Jüngling wohl einige Tage, vielleicht ein paar Wochen in Eurem Hause behalten müssen; denn in dem Zustand, worin er sich befindet, kann er unmöglich weiter gebracht werden. Gebt Ihr Euch gutwillig dazu her?"

„Er mag bleiben, so lang er der Hülfe bedarf," antwortete Vater Stock, „einen Monat, ein Jahr.

Wenn Gott ihn genesen läßt, werden wir uns für unsere Sorge hundertfältig belohnt erachten."

„Ich zweifle nicht daran," fuhr Herr Darings fort. „Die Fischer haben nicht viel Wohlsein, aber sie sind milder und menschenfreundlicher als manche reiche Leute. Dieß war es jedoch nicht, was ich Euch besonders sagen wollte. Ihr wißt vielleicht, Freund, wie die Sachen gegenwärtig in Frankreich und selbst in Französisch Flandern stehen. Man macht Jagd auf die Königlichgesinnten und auf die Edelleute wie auf wilde Thiere. Die Guillotine raucht unaufhörlich von dem edelsten Menschenblut. Wir wissen nicht, wer er ist, der Unglückliche, der da drinnen in den Fieberphantasien liegt, aber aus dem Umstand, daß er Französisch und Flämisch zu gleicher Zeit spricht, läßt sich mit Grund schließen, daß er nicht weit von der Grenze zu Hause ist. Wenn er nun ein Mann wäre, welcher der Verfolgung der Republik entflohen ist, und dorthin die Kunde von ihm gelangte, wer versichert uns, daß die Leute, welche für die Guillotine Futter suchen, die entschlüpfte Beute nicht bis in die flämischen Dünen hinein verfolgen? Des Nachts ist hier wenig Hülfe zu erwarten. Nun, Freund, wie dem auch sei, ich denke, Ihr werdet, in der Erwartung, daß der Kranke wieder zur Besinnung kommt, sehr klug daran thun, wenn Ihr so wenig als möglich von diesem Vorfall sprecht; — und legt dasselbe Stillschweigen allen Denen auf, welche bereits von dem, was geschehen, Kenntniß haben könnten. Ich werde diesen Rath gleichfalls dem Pastor geben."

„Sie haben Recht, Herr," bestätigte der Greis, „wir werden thun, wie Sie sagen."

„Also morgen, Freund, morgen."

„Gott behüte Sie, Herr Chirurg."

„O, Vater, was hat Dir Herr Darings gesagt?" rief Bella im Ton äußerster Bekümmerniß.

„Diese Heimlichkeit erregte mir Zittern," murmelte Tante Klär.

„Aber ihr seid beide recht unvernünftig," antwortete der Greis. „Nicht von der Krankheit des Jünglings wollte der Wundarzt mit mir sprechen. Seine einzige Absicht war, mich zu überzeugen, daß wir von dem traurigen Vorfall Niemand Etwas sagen sollten, wenigstens bis daß wir wissen, wer der leidende Fremdling ist. Die Zeiten sind schlimm und schrecklich, Kinder; es gibt jetzt Tausende von Menschen, welche ihr Leben nur dadurch retten, daß sie sich in ein undurchdringliches Geheimniß verbergen. Unser armer Kranker kann Einer dieser Menschen sein."

„Ach, Niemand soll Etwas erfahren von dem, was hier vorgeht!" seufzte das Mädchen. „Ich flehe Dich an, liebe Tante, sprich nicht davon, selbst mit Freunden in den Dünen!"

„Du willst doch nicht sagen, daß Tante Klär nicht schweigen kann, wo es am Platze ist?" entgegnete die alte Frau halb ärgerlich. „Welcher Gedanke! Wenn das Leben eines Menschen vielleicht davon abhängt, dann soll ich meinen Mund nicht halten können?"

„Aber der Strandläufer?" bemerkte der Greis. „Er ist ein geschwätziger Bursche, der eine Freude daran findet, alle Neuigkeiten, welche er zu wissen bekommt, in Adinkirchen herumzutragen."

„Ich nehme Ko Snell auf mich," antwortete die Tante. „Ihn brauchst Du nicht zu fürchten; er wird mir Folge leisten; ich besitze ein unfehlbares Mittel, um ihn geschmeidig zu machen. Noch mehr wird Bella bei ihm vermögen, wenn sie ihm nur einige Hoffnung geben wollte . . . Du hörst nicht, Bella? Der Kranke ist beruhigt worden, nachdem der Chirurg ihm einige Tropfen aus dem Fläschchen zu trinken gegeben hat. Nun schläft er wahrscheinlich."

„Mir dünkt, er habe sich bewegt," antwortete Bella zerstreut. „Soll ich einmal nachsehen?"

„Du mußt ihn in Ruhe lassen und nicht zwecklos in das Kämmerchen gehen. Gib einmal Acht auf das, was wir sagen. Jedes von uns hat sein Werk zu verrichten; es wäre gut, wenn wir übereinkämen, wie wir am besten unsere Rollen vertheilen, damit immerdar Jemand den Kranken bewache."

„Laß Dich das nicht bekümmern, Tante; ich werde ihn den ganzen Tag nicht verlassen."

„Ja, aber, Bella, die Nacht?"

„Nun, in der Nacht? Glaubst Du, liebe Tante, ich werde Lust zum Schlafen haben, so lang der unglückliche Mensch in dem schrecklichsten Fieber da liegt?"

„Deine Tante hat Recht," sagte der Greis. „Man weiß nicht, wie viele Tage man bei dem Kranken wachen muß. Ich darf nicht zugeben, daß Du Deine Gesundheit nutzlos in Gefahr bringst. Nun, Schwester, wir nehmen Deinen guten Beistand an."

„Sieh hier, wie wir es einrichten wollen, liebe Nichte. Ich gehe jetzt nach Hause, um dieses Leinenzeug zu waschen und einige Geschäfte abzumachen.

Hernach komme ich wieder, um Dir gleichfalls einige freie Zeit zur Arbeit zu lassen. So wollen wir einander ablösen bis zum Abend. Ich will bis nach Mitternacht wachen; Du legst Dich inzwischen schlafen ..."

„Aber," fiel das Mädchen ein, „wäre es nicht besser, Tante, wenn ich bis zum Morgen wachen würde?"

„Warum, Kind?"

„Dann könntest Du mich bequem ablösen, während ich nach dem Strand muß, um Garneelen zu fangen ..."

„Nein, Bella, Du würdest ermüdet sein," unterbrach sie der Greis; „laß den Fang auf einen oder zwei Tage unterbleiben."

„Ich bin stark genug; ich habe Kraft in Ueberfluß," sagte das Mädchen. „Sollte es mir an Muth gebrechen, wenn ich weiß, daß ich für den armen jungen Mann arbeite? Die Besuche des Wundarztes und die Fläschchen werden auch Etwas kosten, und der Kranke hat kein Geld."

„Allerdings," bemerkte Frau Klär, „der Wundarzt hat alle seine Kleider durchsucht, um zu sehen, ob er Etwas entdecken könnte, woraus sein Name oder sein Wohnort zu entnehmen wäre. Der Kranke hat durchaus kein Geld, aber er trägt auf seiner Brust an einer stählernen Kette ein rundes Ding wie ein flaches Döschen. Es ist von Silber; wir konnten es nicht öffnen. Wahrscheinlich ist es ein Amulet ..."

Bella schien mit Schrecken aus einem Traum

aufzufahren und blickte ihre Tante und ihren Vater mit ängstlicher Verwirrung an.

„Wer ruft mich?" seufzte sie. „Habe ich mich getäuscht? Wo sind doch meine Sinne? Hört, hört, er ruft mich! Er kennt mich!"

Aus dem kleinen Gemach ließ sich eine schwache Stimme vernehmen, welche im Ton einer innigen Zärtlichkeit und deutlich rief:

„Isabella! Isabella!"

Das Mädchen sprang auf und wollte nach der Treppe zu dem Kämmerchen eilen; ihre Tante hielt sie zurück und sagte:

„Einfältiges Kind! Es ist der Name seiner Schwester. Er ruft oft nach ihr in seiner Geistesverwirrung."

„Laß mich einmal sehen, liebe Tante, ob er Etwas nöthig hat. Ich will mich still halten und auf den Zehenspitzen gehen. Nur einen einzigen Blick!"

Sie stieg vorsichtig in das Kämmerchen hinauf und blieb auf der Thürschwelle stehen. Nachdem sie den Kranken eine Weile betrachtet hatte, drehte sie sich um und flüsterte mit dem Glanz der Freude auf ihrem Angesicht:

„Er schläft! Aber er lächelt in seinem Traume!"

„Komm, ich muß fort," sprach Frau Klär. „Wir wollen bei meiner Rückkehr über die Reihenfolge beim Wachen einen Entschluß fassen. Gott sei mit Euch, Freunde."

„Er behüte Dich, liebe Tante."

Die alte Frau faßte ihr Leinenzeug besser unter ihrem Arm zusammen, verließ eilig das Haus und schlug den sandigen Weg durch die Dünen ein.

IV.

Es wehte ein starker Wind aus dem Norden; der Himmel war mit grauen Wolken überdeckt; traurig war das Wetter und kalt die Morgenluft. Am Fuß eines hohen Sandhügels, da wo die Dünen den Strand erreichen, saßen drei Frauen dicht zusammengekauert, als wollten sie sich gegenseitig vor dem scharfen Luftzug schützen.

Neben ihnen lagen einige Körbe, deren freihängende Schulterriemen vermuthen ließen, daß diese Frauen hieher gekommen waren, um irgend eine Last weiter zu schaffen.

Schweigend und bewegungslos gleich einer gemeiselten Bildergruppe hielten sie den Blick nach dem Horizont der See gerichtet und starrten fragend in den unergründlichen schwarzen Abgrund, welcher in der Ferne den Ocean wie mit einer festen Mauer zu begrenzen schien.

Außer dem grollenden Brausen der Wellen störte Nichts die unbeschreibliche Stille dieses Ortes, als die fröhlichen Laute eines Knaben und eines Mädchens, welche an den Dünen hinauf und hinab stiegen und sich zuweilen jubelnd von der Spitze der Sandhügel zu dem Strande hinunterrollen ließen.

Die Frauen achteten nicht auf das Spiel der Kinder und rührten sich nicht, bis daß der Knabe, auf der Spitze einer Düne stehend, freudig ausrief: „Mutter, Mutter, da ist der Vater!"

Die Frauen schauten zu dem Kind hinauf, das mit der Hand nach der See deutete.

„Sie kommen wirklich," sagte die jüngste von ihnen.

„Sieh dort, in der Ferne, Käthy, den graulichen Fleck auf der dunklern Wolke; das ist das Boot. Sie haben den Wind von hinten; noch eine halbe Stunde, und sie sind am Strande."

Die Frauen fielen von Neuem in ihre Bewegungslosigkeit zurück, und es herrschte eine Weile Stille; dann aber fragte die Jüngste, als ob sie ihre Gedanken wieder aufnähme:

„Es ist also richtig, Käthy, daß dein Sohn Berten mit einem Mädchen aus Coxyde sich verheirathen wird? Das ist etwas weit hergeholt."

„Was kann man thun, Wanna, da in der Nachbarschaft keine heirathsfähigen Töchter zu finden sind?"

„Und Bella Stock?" murmelte die dritte Frau.

„Ja, Bella Stock! Mein Sohn hat schon seit langer Zeit ein Auge auf sie gehabt, ohne daß wir es wußten. Der arme Junge arbeitete wie ein Sclave, um alles Erforderliche für sein Fahrzeug zusammen zu bekommen; er hatte bereits einige Häringsnetze und einige Päcke Stocknetze gemacht, ehe wir merkten, daß der Bursche an's Heirathen dachte. Endlich bat er seinen Vater, ihm bei dem Bau eines kleinen Häuschens ein wenig unter die Arme zu greifen. Da kam es heraus: wir mußten um die schöne Bella für ihn zur Ehe anhalten. Wir richteten Nichts aus: weder der alte Stock, noch seine Tochter wollten Etwas vom Heirathen hören. Bella wäre noch, sagten sie, um fünf oder sechs Jahre zu jung.

So lang konnte mein Berten nicht warten. Er hat nun ein braves Mädchen zu Coxyde gefunden, und er wird seinen alten Vater als Genosse auf dem Boote von Joseph Strooms ablösen."

„Ich glaube, Vater Stock ist ein Bischen hochmüthig, Käthy, weil er etwas Mehr als die andern Fischer in den Dünen besitzt."

„Was hat er mehr, als wir?"

„Gehört das Boot nicht zur Hälfte Vater Stock? Wenn die Fischerei gut geht, zieht er einen schönen Nutzen davon. Sieh einmal, das Boot bekommt allein ein Fünftel von dem Fang. Werden nun zehn Gulden erlöst, so fällt immerdar ein Gulden für Vater Stock dabei ab. Die Stock's haben einen Esel und eine Kuh. Es geschieht wohl aus Stolz, daß Bella nicht heirathen will."

„Nein, nein, glaube das nicht, Wanna. Die Stock's sind brave Leute, freundlich und liebreich gegen Jedermann. Das ist es nicht. Du weißt, wie unglücklich Vater Stock mit seinen Kindern gewesen ist, und was er gelitten hat. Von seiner ganzen Familie ist ihm nur Bella geblieben. Er hat sie so gern, daß es sich gar nicht sagen läßt. Sie ihrerseits liebt ihren blinden Vater dermaßen, daß kein Plätzchen für andere Gedanken in ihrem Herzen übrig bleibt. Du solltest es einmal sehen, Wanna! Der alte Stock und seine Tochter, sie streicheln einander und spielen zusammen gleich zwei einfältigen Kindern. Die Thränen kommen Einem beinahe in die Augen, wenn man es so mit ansieht."

„Armer Stock, er hat so viel Kummer ausge-

standen!" seufzte die junge Frau. „Und dabei das Gesicht verloren! Es ist recht schön von Bella, daß sie ihren alten Vater so sehr liebt. Sie wird wohl niemals heirathen, so lang er lebt?"

„Wahrscheinlich. Bella sagt es wenigstens . . . Sieh einmal, Wanna, dort, fern auf dem Strande, etwas Schwarzes, das längs des Wassers fortzurollen scheint. Es gleicht einem großen Hund."

„Deine Augen beginnen schwach zu werden, Käthy: es ist der Strandrabe."

„Ah, Ko Snel! In der That, es müßte wunderlich zugehen, wenn er nicht gegenwärtig wäre, sobald das Boot ankommt. Das ist einmal Einer, der ein gutes Leben hat. So immerdar am Strande hinwandeln, ohne Etwas zu thun! . . . Nimm Deinen Korb, Wanna, es ist Zeit."

Die drei Frauen standen auf und begaben sich langsamen Schrittes nach der See. Unterwegs liefen die Kinder singend und frohlockend durch die breiten Wasserlachen, welche die zurücktretende Fluth auf dem Strande zurückgelassen hatte. Obwohl der Wind sehr kalt war und die Frauen deßhalb die spielenden Kinder warnten, sich nicht naß zu machen, aus Besorgniß vor einer schlimmen Verkältung, sprang der Knabe durch die Lachen, daß das Wasser ihm über dem Kopf zusammenspritzte; und das Mädchen hüpfte ebenso lustig, doch einigermaßen zögernd, ihm nach. So stärkten die unschuldigen Kleinen schon jetzt ihren Körper zum Kampfe gegen Wind und Wasser, welcher die Bestimmung ihres ganzen Lebens sein sollte.

Das Boot kam in der Ferne schnell angefahren. Unter dem quer einfallenden Nordwind neigte sich

das leichte Fahrzeug tief zur Seite, und indem es die Wellen gleichsam mit Leidenschaft durchschnitt, trieb es den Schaum brausend und kochend vor sich her. Bald erreichte das Boot den Grund und schaukelte sich etwa sechzig Schritte vom Strande auf der Brandung.

Auffallend war die Ruhe und Stille der Fischer und der Frauen bei diesem Wiedersehen. Diese hielten die Körbe in Bereitschaft; jene waren eifrig damit beschäftigt, die Segel einzuholen und das Boot vor Anker zu legen. Nur der Knabe, welcher bis über die Kniee in die See gelaufen war, rief seinem Vater einen frohen Willkommsgruß zu. Das kleine Mädchen blieb am Rande des Wassers stehen und klatschte jubelnd in die Hände.

Einer der Fischer stieg aus dem Fahrzeug und kam quer durch die Wellen nach dem Strande. Unterwegs ging er auf den Knaben zu, der ihm die Arme um den Hals schlug und das süße Wort Vater ihm in die Ohren flüsterte. Der Mann hob das Kind auf seinen Rücken und trug es nach dem Strande. Ein anderer Fischer, der ihm gleich darauf gefolgt war, nahm das Mädchen auf seinen Arm und küßte es mehrmals, mit Thränen der Zärtlichkeit in den Augen.

So hin und her durch die See watend, brachten die Leute vom Boot ihre Fische auf den Strand.

„Es scheint, Joseph, der Fang ist nicht sehr reich ausgefallen?“ fragte der Strandläufer, welcher näher getreten war. „In drei Körben wird man sie bequem fortschaffen können. Es sind jedoch schöne Rochen. Ein Paar Kabeljaus? Keine Steinbutten?“

„Wir haben zwei Körbe davon an die Offiziere eines englischen Kriegsschiffes verkauft," antwortete Joseph, während er die Fische in die Körbe packte.

„Theuer, gewiß? Die Engländer kennen den Werth des Geldes nicht. Wo man einen Gulden fordert, geben sie ein Goldstück."

„Nein, der Preis war ehrlich; aber sie schenkten uns einen guten Schluck Rum, der uns wohl Muth genug gegeben haben muß, um mit unserem Boot nach Island zu fahren."

„Ihr seid so weit in See gewesen?"

„Auf der Untiefe war Nichts zu fangen . . . Sag' einmal, Ko, weißt Du, ob ein Kaufmann in Hooge ist?"

„Diesen Morgen war Niemand da."

„Dann müssen wir die Fische nach Veurne bringen. Hänschen, lauf' zu Vater Stock und bring' den Esel auf den Weg nach der Zankpfanne."

Das Kind nahm seinen Weg durch die Wasserlachen und verschwand in den Dünen.

„Ko, wie geht es dort bei uns?" fragte Joseph. „Alles Wohl?"

Der Strandläufer gab ihm insgeheim ein Zeichen, als wollte er Joseph Stillschweigen auferlegen, und während dieser ihn mit einiger Bestürzung ansah, sagte er:

„Nimm Dein Schiffsgeräthe auf, Joseph; ich werde Dich eine Strecke Wegs begleiten, denn ich habe Dir etwas Besonderes zu melden."

Frauen und Fischer, mit den gefangenen Fischen und mit den Netzen beladen, wünschten dem Steuermann Joseph ein Lebewohl, bis man am Abend wieder zusammenträfe, um noch einmal zur See zu

gehen. Joseph entfernte sich mit dem Strandläufer in entgegengesetzter Richtung.

„Nun, Ko, was hast Du mir zu sagen?“ fragte er. „Selten weißt Du etwas Gutes. Ist Tante Klär krank geworden?“

Der Strandläufer erzählte nun die ganze Geschichte von dem verwundeten Jüngling und suchte seinen Gefährten zu überzeugen, daß Bella sehr unvorsichtig gethan hatte, einen sterbenden Fremdling in's Haus zu nehmen. Er sprach deßgleichen von der Uhr, welche der Leidende seiner Meinung nach auf der Brust trug, und die wohl von Gold sein konnte.

Joseph dachte eine Weile in der Stille über diesen sonderbaren Vorfall nach und fragte dann:

„Und Niemand weiß, wer er ist?“

„Das heißt, ich glaube, daß ich es weiß. Ich habe diesen Morgen Jan Zwarts*) von Ghyvelde gesprochen; dieser hat mir von einem schrecklichen Gefecht erzählt, das gestern Nacht auf der Grenze zwischen Schmugglern und französischen Gendarmen vorfiel. Du weißt, es haust gegenwärtig um Dünkirchen herum eine große Schmugglerbande. Ihr Anführer ist ein junger Mann, Namens Bosacq. Ich bin überzeugt, der leidende Fremdling ist Bosacq selbst; und es wundert mich ganz und gar nicht, daß der Schelm sich vor der Guillotine fürchtet.“

„Möglich, Ko; aber wie kommt es, daß er dann nicht ein Stück Geld bei sich hatte, wie Du sagst? Es ist ein Mann, der von Dieben angefallen wurde.“

„Nein, Joseph, die Gendarmen haben ihn für

---

*) Johann Schwarz. A. d. U.

todt gehalten und ihm sein Geld genommen. Was man an einem Leichnam findet, das darf man sich aneignen."

„Das Gesetz sagt aber anders."

„Ja, das Gesetz, siehst Du? Das ist eine bloße Erfindung, weil sie drinnen im Lande gern Alles allein haben möchten, selbst was an unserem Strande, oder in unseren Dünen gefunden wird."

„Nun, beeile Dich ein wenig, Ko; ich bin ungeduldig, zu erfahren, wie die Sachen dort stehen. Du sagst, er werde sicherlich bald sterben?"

„Wie anders? Sein Kopf ist an zwei oder drei Stellen gespalten; all sein Blut ist ausgeflossen; er liegt in einem tödtlichen Fieber."

„Hast Du ihn seitdem nicht mehr gesehen?"

„Nein, Joseph; aber Tante Klär ist gestern Nachmittag bei mir gewesen, um mich zu ersuchen, ich möchte keinem Menschen auf der Welt Etwas von dem Vorfall sagen. Der Doctor hat diese Geheimhaltung befohlen. Ich weiß nicht, was man fürchtet. Sollte man vielleicht wissen, daß man den Schmuggler Bosacq im Hause hat? Mir ist es gleich: mit einem andern Menschen außer Dir werde ich von der Sache nicht reden."

Sie kamen an eine Stelle, wo eine Art Oeffnung in den Dünen war, und wo die Spur von Fußtritten einen Pfad anzudeuten schien.

„Gehst Du nicht mit zu Vater Stock?" fragte der Fischer jetzt Ko, welcher vor den Dünen stehen blieb.

„Ich muß noch den Strand nach Coxyde hin besuchen," antwortete der Andere. „Später, morgen will ich anfragen, wie es geht. Lebe wohl!"

Aber seinen Schritt noch einmal anhaltend, rief er dem Fischer nach:

„Ei, Joseph, suche Dir doch Gewißheit darüber zu verschaffen, was es ist, das er auf der Brust trägt. Es muß Gold sein, ohne Zweifel, denn die Schmuggler gewinnen Geld in ganzen Haufen!“

Der Fischer setzte seinen Weg nachdenklich und zuweilen in sich hineinmurmelnd fort. Er empfand in sich selbst nicht viel Achtung vor jener Art von Leuten, welche gleich Nachtdieben insgeheim und oft unter Blutvergießen verbotene Waaren über die Grenzen schmuggeln; aber der Gedanke, daß er einen sterbenden Menschen sehen sollte, bewegte ihn und beklemmte sein Herz.

Als er sich der Hütte von Vater Stock näherte, blieb er einen Augenblick vor dem Fenster stehen und schaute hinein. Es fiel ihm auf, daß er hier Alles so ruhig fand. Der Blinde war mit dem Stricken seines Netzes beschäftigt; Bella saß in der Ecke am Herde und schälte Kartoffeln; Tante Klär nähte an einem rothen Wammse für ihren Joseph.

„Was ist das? Hat der Strandrabe mich mit seiner traurigen Geschichte für Narren gehalten?“ fragte der Fischer, in das Zimmer tretend.

„Still, still, Joseph!“ rief Bella mit gedämpfter Stimme. „Es ist ein Kranker im Hause. Störe seine Ruhe nicht! . . . Setz' Deinen Korb ab und komm' näher, Du wirst etwas Wunderliches erfahren.“

„Der Strandläufer hat mir Alles erzählt,“ murmelte der Fischer. „Also, er ist noch nicht todt?“

„Sprich nicht so laut, Unvorsichtiger! Glaubst Du denn noch auf der See zu sein?“ tadelte Tante Klär. „Du wirst ermüdet sein, geh' nach Haus und ruhe ein Bischen aus, mein Junge.“

„Todt? Er wird genesen, dessen darfst Du gewiß sein,“ antwortete das Mädchen freudig. „Bis gestern Abend ging es sehr schlecht mit ihm; sein Fieber war heftig und er phantasirte beständig; allein nachdem wir ihm einige Tropfen aus seinem Fläschchen eingegeben hatten, wurde er allmälig ruhiger. Jetzt hat er beinahe acht Stunden geschlafen; sein Athem ist frei und leicht; das Fieber hat ihn ganz verlassen.“

„Weiß Du, wer er ist, Bella?“

„Nein; er ist gut gekleidet und noch jung.“

Joseph dämpfte seine Stimme und sagte mit geheimnißvoller Miene:

„Es ist Bosacq, das Haupt der Schmugglerbande.“

Bella erbleichte; der Blinde ließ seine Stricknadel fallen; Tante Klär sprang mit einem Schrei der Bestürzung auf.

„Bosacq!“

„Der Anführer der Schmuggler!“

„Der wüste Bursche, der bereits vier oder fünf Menschen todtgeschossen hat, die ihn anhalten wollten, wie ihre Pflicht ihnen zu thun gebot?“

„Ein Mörder? Himmel, das kann nicht sein!“

Unter dem Eindruck dieser unerwarteten Enthüllung hatte Jedermann beinahe vergessen, daß das Geräusch den Kranken aus seinem wohlthuenden Schlafe wecken konnte.

„Joseph, Joseph, wer hat Dir das gesagt?" rief das Mädchen zitternd vor Erregung.

„Ko Snel."

„Der Strandläufer? Und Du willst ihm glauben, Joseph?"

„Nun, liebe Bella, recht oder unrecht, der muß wohl glauben, der selbst Nichts weiß. Ko vernahm diese Neuigkeit von Jan Zwarts aus Ghyvelde. Es ist gestern Nacht in den Dünen zwischen den französischen Gendarmen und den Schmugglern Bosacq's ein Gefecht vorgefallen . . ."

Der Blinde hatte den Kopf in traurigem Nachdenken sinken lassen; die Frauen sahen einander ängstlich an.

„Wie bringen wir ihn aus dem Hause?" seufzte Tante Klär. „Wenn Jemand von uns nach Veurne ginge, um das Gericht davon in Kenntniß zu setzen? Ich wage hier Nachts nicht mehr zu wachen."

„Nein, nein," flehte das Mädchen, „sprich nichts davon. Man würde den Unglücklichen mit Gewalt von hier wegschleppen; er würde unterwegs sterben."

„Ein Mörder, Bella?"

„Aber er kann Reue empfinden; stürbe er nun, so wäre seine arme Seele verloren . . . Ah, ich sehe Herrn Darings. Wir wollen ihn um Rath fragen."

Der Wundarzt legte seinen Hut und Stock auf den Tisch und sagte, mit Ueberraschung um sich blickend:

„Wie es hier so gut riecht! Man sollte sich in dem Gemach einer Gräfin glauben. Welcher süße, erfrischende Duft!"

„Es ist der Krähdorn *) dort in dem Topfe, auf dem Schranke," bemerkte Tante Klär.

Zu dem Blumensträußchen tretend, fragte der Chirurg mit einem Lächeln:

„Ihr nennt die lieben weißen Blumen Krähdorn? Es sind Dünenrosen, Freunde. Wohl gethan, meine Tochter, daß Du einem armen Kranken den Aufenthalt durch erquickende Gerüche angenehm zu machen suchst. . . . Und wie geht es unserem Leidenden? Ich weiß nicht, Ihr seht Alle zusammen so traurig aus? Dauert das Phantasiren noch fort?"

„Nein, Herr," war die Antwort; „er schläft seit beinahe neun Stunden ganz ruhig."

„O, o, er könnte wohl zu lang schlafen!" murmelte der Chirurg. „Wir wollen ihn wecken, um zu sehen, ob dieser tiefe Schlummer wohl natürlich ist."

Alle stiegen hinter Herrn Darings in das kleine Kämmerchen hinauf. Dieser horchte erst auf den Athemzug des leidenden Jünglings, fühlte seinen Puls und sagte, während er ihm mit der Hand sanft über Stirn und Wangen fuhr:

„Sein Schlaf scheint natürlich; das Fieber ist ganz weg. Er wird genesen, ich zweifle nicht daran. Ich will ihn aufwecken."

Plötzlich machte der Kranke eine Bewegung und riß seine großen schwarzen Augen weit auf. Er schaute wie irrsinnig auf den Wundarzt und murmelte in äußerster Bestürzung:

*) Kraei heißt im Flämischen sowohl Krähe als Weiderich.
A. d. U.

„Wo bin ich? Wer sind Sie?“

Während er rings in dem Gemach herumstarrte, fiel sein Blick auf das Mädchen. Ein Schrei entschlüpfte ihm, und er rief mit einem sonderbaren Lächeln auf den Lippen:

„Isabella! Isabella!“

Aber als ob nun das Bewußtsein ihm zurückkehrte, blieb er eine Weile regungslos liegen, mit einem Ausdruck unendlichen Schreckens in den Augen, und sagte dann, indem er sich die Hand vor das Gesicht schlug:

„Ja, ja, ich weiß, ich weiß! Unglückseliger, der ich bin! Mein armer Vater, o Gott!“

Es lag so viel Schmerz in seiner Stimme, daß Bella vor Rühruug zitterte; und als sie unter den Fingern des Kranken Thränen hervorbrechen sah, konnte sie ihrem Mitgefühl nicht länger Gewalt anthun, und begann gleichfalls in der Stille zu weinen.

Der Wundarzt wandte sich zu den Umstehenden und sagte:

„Liebe Leute, geht jetzt hinunter. Man darf den Kranken nicht so aufregen. Außerdem muß ich den Verband seiner Wunden erneuern: Eure Gegenwart würde mir hinderlich sein. Diese gute Frau da, die mir schon einmal geholfen hat, mag allein bei mir bleiben. Seid guten Muths; es ist eine merkliche Besserung eingetreten.“

Alle verließen die Kammer und der Wundarzt schloß wieder die Thüre. Sie setzten sich um den Tisch herum und beobachteten Stillschweigen, bis Joseph nachdenklich das Wort nahm:

„Wenn dieser Mann Bosacq ist, so müssen wir

bekennen, daß er ganz und gar nicht wie ein Mörder aussieht . . . doch die großen schwarzen Augen? Sie sind schön, aber wie sie funkeln!"

„Der Strandläufer hat Dich ohne Zweifel getäuscht, Joseph," bemerkte Vater Stock. „Der Leidende klagt und spricht, als ob er seinen Vater in einer drohenden Gefahr schweben sähe. Was kann dieser Umstand mit dem Gefecht der Schmuggler gegen die Gendarmen gemein haben?"

„Wer weiß? Wenn Bosacq's Vater einmal bei dem Kampfe gegenwärtig gewesen wäre?"

„Aber er ruft unaufhörlich nach seiner Schwester," fiel das Mädchen ein. „Isabella heißt seine Schwester. Wenn dieser Name von seinen Lippen fällt, zeigt sich in seiner Stimme und in seinen Augen so viel zärtliche Freundschaft, so viel Liebe, daß es einen Stein erbarmen müßte. Ein Mörder? Der Mensch? Unmöglich!"

„Es ist in der That nicht anzunehmen, daß Bosacq eine Schwester hat, welche mit der Bande schmuggelt," murmelte Joseph. „Ich bin zu einfältig, als daß ich den Faden aus dieser Wirrsal herausfinden könnte . . . Horcht, der Doctor spricht dort drinnen! Wahrscheinlich werden wir bald Etwas erfahren. Martern wir unser Gehirn nicht länger mit der Lösung dieses Räthsels . . . Seiner Aussprache nach möchte man wohl sagen, daß er ein Westflamänder wäre."

„Er spricht auch Französisch, Joseph. Als wir ihn zuerst fanden, schien es uns gewiß, daß er ein Franzose sei."

„Das ist er in der That, mein Kind," bemerkte

der Greis. „Seine Aussprache ist unverkennbar Dünkirchisch. Er ist ohne Zweifel in Französisch-Flandern zu Hause.“

„Hört! Es ist seine Stimme, die jetzt so sanft sich hinter der Thüre vernehmen läßt!“ rief Bella mit unterdrückter Ueberraschung . . . Er spricht lang. Wahrscheinlich erklärt er, wer er ist. Wir können seine leisen Worte nicht verstehen, aber wir werden von dem Wundarzt erfahren, was deren Inhalt war . . .“

Lange Zeit horchten sie noch auf die fast unverständlichen Worte, welche aus dem Kämmerchen sich vernehmen ließen. Von Zeit zu Zeit hörten sie den Wundarzt das Wort an den Leidenden richten; endlich glaubten sie zu unterscheiden, daß der unglückliche junge Mann bitter klagte, und daß seine Rede durch trauriges Schluchzen unterbrochen wurde.

Während sie, von der Angst der Neugier und von tiefem Mitleid bewegt, schweigend ihre Augen nach dem Kämmerchen richteten, wurde die Thüre geöffnet und der Chirurg stieg die Treppe herab.

Er griff nach seinem Hut und Stock, als hätte er Eile fortzukommen, und sagte:

„Der unglückliche Jüngling! O, es ist eine traurige Geschichte. Wie kann Gott so viel Grausamkeit zugeben? Er wird genesen; aber er muß noch Ruhe haben, wenigstens bis morgen. Man störe ihn deßhalb nicht unnützer Weise. Ich habe keine Zeit, Freunde, Euch zu erzählen, was der Kranke uns mitgetheilt hat. Die gute Frau da droben wird Euch Alles sagen. Sie hat Verstand und ein gutes Herz. Folgt ihrem Rath. Morgen Nachmittag komme ich

wieder. Fürchtet Nichts mehr; wenn nicht unvorhergesehene Zufälle eintreten, ist er außer aller Gefahr."

Eben als der Chirurg die Thüre erreichte, kam Tante Klär die Treppe herab. Thränen rollten über ihre Wangen, und ihre Brust arbeitete heftig, um ein Schluchzen zu unterdrücken, das von Zeit zu Zeit aus derselben hervorzubrechen drohte.

Bella und Joseph eilten ihr entgegen und richteten in lebhafter Erregung allerlei Fragen an sie. Die alte Frau blieb eine Weile sprachlos; dann kehrte sie, als hätte sie ihren Muth zusammengerafft, um von dem, was sie gehört hatte, Mittheilung zu machen, auf die Treppe zurück, zog die Thüre zu und sagte, indem sie an den Tisch trat:

„Setzt Euch nieder und macht keinen Lärm. Und wenn sein unglückliches Schicksal Euch Thränen auspreßt, so laßt keine Klage laut werden!"

„Du weißt also, wer er ist, Tante?" fragte Bella beinahe mit unhörbarer Stimme.

„Ist es wirklich Bosacq?" flüsterte Joseph.

„Was Bosacq? Alberner Junge! Du wirst etwas ganz Anderes hören."

Sie bückte den Kopf über den Tisch, während die Andern den Hals streckten, um zu hören, was sie zu sagen im Begriff war.

„Der junge Herr da," flüsterte sie. „Es ist ein französischer Edelmann."

„Ein Edelmann?" riefen die Andern mit unvorsichtiger Erhebung der Stimme.

„Ja, ja, und was noch mehr ist, er hat noch niemals in seinem Leben Jemand Etwas zu Leide ge-

than. Im Gegentheil, er ist ein unschuldiges Opfer der gottvergessenen Leute, welche in Frankreich so viele Menschen unbarmherzig morden."

„Ah!" seufzte das Mädchen, mit einem strahlenden Lächeln, „wie bin ich so froh!"

„Still, Bella, er wird Dich hören."

„Er ist also ein reicher Mann?" fragte Joseph.

„Reich?" wiederholte Tante Klär. „Er wohnt auf einem Schloß zwischen Bergues und Dünkirchen!"

„Dann muß Jemand zu seinen Eltern, um sie zu benachrichtigen, daß man ihn hole."

„Schweig', Joseph, Du sprichst immerdar voreilig . . ."

„Aber, Schwester, erzähle uns doch, was Du weißt," fiel der Greis ihr in's Wort. „So dauert es fort, ohne daß wir zum Ende gelangen."

„Der Vater hat Recht, liebe Tante," setzte Bella bittend hinzu.

„Nun, so soll Joseph ein Bischen schweigen. Hört wohl zu; denn ich muß sehr leise sprechen. Wie ich gesagt habe, der junge Herr wohnte auf einem Schloß, herwärts von Bergues. Sein Name ist Edmund de Milval."

„Edmund de Milval? Was für ein schöner Name!" seufzte das Mädchen.

„Sein Vater war ein Königlichgesinnter," fuhr die Tante fort, „das will sagen, einer von den Leuten, die gottesfürchtig sind und all dieses Menschengemetzel dort verabscheuen. Es scheint, daß die Männer der Guillotine es wußten; denn sie umringten eines Abends das Schloß und schleppten den alten Herrn de Milval aus seiner Wohnung. Wäh-

rend man noch andere verdächtige Personen in der Gegend aufsuchte, hatte man den alten Herrn de Milval in dem Gemeindehause des nächstgelegenen Dorfes eingeschlossen. Die Guillotine war zu Bergues. Des andern Tages sollten alle die Unglücklichen, deren man in der Nacht sich bemächtigen konnte, durch den Henker enthauptet werden. Wahnsinnig und zur Verzweiflung getrieben durch die tödtliche Angst seiner Mutter und seiner Schwester, beschloß der junge Herr de Milval einen Versuch zu wagen, um seinen Vater aus den Händen seiner Henker zu retten und mit ihm nach Flandern zu flüchten. Von einigen Bauern, die ebenso wüthend und rachgierig wie er waren, unterstützt, überfiel er die Wache am Gemeindehause, und es gelang ihm, seinen Vater zu befreien. Mit aller Hast eilte man in der Finsterniß und auf weit abgelegenen Pfaden nach der Grenze. Wehe, die armen Flüchtlinge wurden von berittenen Männern verfolgt! Auf der Grenze, als sie die flämischen Dünen erreicht hatten und bereits über ihre Rettung frohlockten, wurden sie plötzlich überfallen und in wenigen Augenblicken niedergesäbelt. Der junge Milval, am Kopf getroffen, stürzt zu Boden. Er hat die Reiter mit seinem Vater verschwinden sehen, und ist in Folge des Schreckens und der Verzweiflung, vielleicht auch des Blutverlustes in Ohnmacht gefallen. Mehr weiß er nicht. Nur undeutlich erinnert er sich noch, daß er lang hernach sich erhob und einen Theil der Nacht halb sinnlos längs des Strandes und durch die Dünen hinlief, bis er auf der Stelle niederfiel, wo man

ihn gefunden hatte. Der arme Mensch! Krank und bewegungslos daliegen und immerdar die Guillotine vor Augen haben und das Blut seines Vaters fließen sehen! Und nicht wissen, ob man seine Mutter und Schwester nicht gleichfalls weggeholt hat, um seinem unglücklichen Vater auf dem Schaffot beigesellt zu werden! Es ist zu viel; das Herz möchte mir brechen in der Brust . . .“

Niemand der Zuhörer drückte seine Bewegung durch Worte aus. Eine tiefe Stille folgte auf diese Erzählung. Aus Aller Augen floßen Thränen.

Endlich wurde Joseph von einer sonderbaren Bewegung befallen. Er reckte sich gewaltig die Glieder und ballte so krampfhaft die Faust, daß die Gelenke seiner Finger hörbar krachten.

„Thörichter Junge, was wandelt Dich an?“ fragte Tante Klär mit strengem Blick.

„Was mich anwandelt, Mütterchen?“ stieß Joseph mit heiserer Stimme hervor. „Ich gäbe zehn Jahre von meinem Leben, wenn ich in diesem Augenblick ein Paar dieser Menschenschlächter unter meinen Händen hätte. Ich riße sie in Stücke, wie ein Blatt Papier!“

„Nun, nun, bezwinge Dein aufwallendes Blut, Joseph. Du sprichst unverständig.“

„Aufwallendes Blut oder nicht! Ich gehe morgen nach Bergues, um Botschaft für diesen unglücklichen Jüngling einzuziehen. Ich finde dort vielleicht einen von diesen Bösewichten. Sie können mich dann auch unter die Guillotine stecken!“

Das Mädchen faßte seine Hand, warf ihm einen bittenden Blick zu und sagte:

„Beruhige Dich doch, Joseph! Deine Worte jagen mir einen tödtlichen Schrecken ein . . . Sprich nicht so laut: er wird es hören.“

„Joseph ist ein wahnsinniger Bursche,“ fiel die Tante ein. „Fürchte Nichts, Bella; er soll nicht nach Frankreich. Der Wundarzt hat es auf sich genommen, genaue Kunde zu bringen, und er verbietet uns strenge, unsererseits irgend einen Versuch in dieser Richtung zu machen. Noch mehr als je müssen wir es geheim halten, daß wir einen leidenden Fremdling im Hause haben.“

„Also,“ brummte Joseph, „muß man es nur so hinunterschlucken? Man soll Nichts thun können, um diesen unglücklichen jungen Mann zu rächen?“

Der Blinde entblößte das Haupt, und faltete die Hände, während er sprach:

„Lasset uns zu Gott beten, Kinder: Dieß ist das Einzige, was wir zu seinem Besten thun können.“

„Ja, ja, beten wir für seinen armen Vater, für seine Mutter, für seine Schwester!“ flüsterte das Mädchen.

Alle beugten das Haupt und versanken in ein stilles, doch inniges Gebet.

V.

Es war seit dem Morgen warmes Frühlingswetter gewesen; mild und erquickend war die Luft. Die Sonne stand noch in voller Pracht über der See, doch färbte sie bereits den westlichen Horizont mit langen Streifen von Purpur und Gold.

Der Blinde und seine Tochter saßen, Hand in Hand, auf einer Holzbank vor ihrer Wohnung. Das rothe Abendlicht vergoldete die weißen Haare des Greises und verklärte die schönen Züge Bella's mit sanfter Rosenfarbe . . .

„Ja, Vater,“ sagte das Mädchen mit etwas zurückgehaltener Stimme, „er scheint zu denken, daß wir eine Belohnung erwarten. Was er auf der Brust in dem silbernen Döschen trägt, ist das Bildniß seiner Mutter. Es stehen einige glänzende Steinchen ringsherum. Er hat Joseph gefragt, ob er nicht einige dieser Diamanten in Veurne bei dem Goldschmied verkaufen wollte, damit er uns für unsere Pflege bezahlen könnte. Er spricht nicht mehr davon, weil ich ihn auf den Glauben gebracht habe, daß Niemand in Veurne solche Dinge kaufen wolle; aber er bezeugt noch immer die Absicht, uns zu belohnen. Ehe er eben wieder in Schlaf fiel, hat er dieselbe noch zweimal ausgesprochen.“

„Das scheint Dich zu betrüben, mein Kind?“

„Er ist reich, Vater: er wird uns Geld geben wollen.“

„Wir werden es ablehnen, Bella.“

„Das ist recht seltsam, Vater. Ich fühlte mich so glücklich, weil Gott mir gestattet hat, zur Rettung eines Menschen beizutragen; aber ich weiß nicht, seitdem er immerdar von einer Geldbelohnung spricht, werde ich traurig. Welche Genüge kann man in der Uebung der Barmherzigkeit finden, wenn man weiß, daß man dafür bezahlt werden soll?“

„Du darfst ihm das jedoch nicht übel deuten, Bella; es ist natürlich, daß er, der reich ist, daran

denkt, uns seine Erkenntlichkeit durch ein Geldgeschenk zu beweisen, aber bekümmere Dich deßhalb nicht länger. Wenn sich die Zeit dazu schickt, werde ich mit ihm über die Sache reden. Er scheint ein rechtschaffener und gutherziger Jüngling ...“

„Ach ja, Vater,“ rief das Mädchen mit einer Art Begeisterung, „er hat so viel Verstand, und seine Sprache ist so schön, daß man denken möchte, er lese Alles, was er sagt, aus einem Buche. So freundlich und so liebreich, daß die Worte von seinen Lippen fließen, als hörte man einen süßen und klagenden Gesang! ... Denn, Vater, er verbirgt es vor uns, um uns nicht zu betrüben, aber Angst und Verzweiflung erfüllen sein Herz.“

„Ich glaube es wohl, Bella. Die schmerzliche Ungewißheit über das Loos seines Vaters!“

„Nein, das ist es nicht. Er ist überzeugt, daß sein armer Vater nicht mehr lebt. Vor drei Tagen, als ich ihn Abends verlassen wollte, weil Tante Klär mich abzulösen kam, hat er mich angefleht, die Seele seines Vaters in mein Gebet einzuschließen. Was ihn so sehr aufregt, daß er gestern das Fieber zu haben schien, ist seine ängstliche Ungeduld, zu erfahren, ob seine Mutter und seine Schwester nach der schrecklichen Nacht nicht verfolgt worden sind. Der Wundarzt hat versprochen, ihm sichern Bericht zu bringen; aber Meister Darings kommt immer ohne Botschaft. Es sind nun sechs Tage, daß Herr de Milval da im Bette liegt, und er weiß noch immer Nichts! Denke Dir, Vater, was er leiden muß!“

„Der Wundarzt will selbst nach Bergues gehen, um die Mutter von Herrn de Milval zu sehen und

zu sprechen," bemerkte der Blinde. „Das ist eine gefährliche Reise, die man nicht ohne Vorsicht unternehmen darf."

„Weißt Du, was ich zu fürchten beginne, Vater? Daß Herr Darings mehr weiß, als er zu sagen wagt, und warten will, bis der Kranke stark genug ist, um eine schlimme Kunde zu vernehmen."

„Möglich, Kind."

„Aber warum läßt er den armen Jüngling nicht allmälig die schlimme Kunde errathen? So würde man ihn doch vor einer allzu schrecklichen Erschütterung bewahren. Herr Darings hat selbst gesagt, daß er morgen vom Bette aufstehen und herabkommen darf."

Ein Fischer mit dem Tragkorb auf dem Rücken erschien auf dem Fußpfade, welcher sich von der See durch die Dünen schlängelte. Schon aus der Ferne rief er Vater Stock einen lauten Gruß zu; aber Bella befahl ihm mit einem Zeichen der Hand Stille.

„Nun, wie geht es mit dem jungen Herrn drinnen?" fragte der Fischer.

„So gut, als möglich, Joseph," antwortete das Mädchen. „Sprich leise: er schläft schon."

Joseph setzte seinen Korb nieder, ergriff einen Fisch, der auf den Netzen lag, und warf ihn auf den Sand.

„Da siehst Du," sagte er, „daß ich selbst auf der See unsern Gast nicht vergesse. Da habe ich eine kleine leckere Steinbutte, die ich für ihn mitgebracht habe. Sie wird ihm gut schmecken; es ist ein feiner Fisch."

„Schon wieder zurück? Ich dachte, Du wolltest

die Nacht über auf der See bleiben?" fragte der Blinde.

„Die englischen Schiffe haben die Anker gelichtet und sind verschwunden," antwortete Joseph. „Vielleicht müssen wir wieder auf lange Zeit am Lande bleiben. Es wäre nicht so schlimm, wenn ich nur wüßte, was ich inzwischen mit meinen Armen und mit meinen Sinnen anfangen sollte. Es ist doch nirgends gut, als auf der See, Vater Stock. Hier am Lande werde ich von Gedanken verfolgt und geplagt, die mir Schwindel machen. Es ist zuweilen, als wäre ich verzaubert."

„Die englischen Schiffe werden ihre Stellung vor Nieupoort nicht verlassen, Joseph. Morgen werden sie wieder in Sicht sein."

„Gott gebe es!" seufzte der Fischer, „Nun, Vater Stock, nun, Bella, einen guten Abend! . . . Seht, wer dort in der Ferne herankommt! Es ist der Doctor! Auf Wiedersehen morgen; ich werde schon Zeit haben, ein wenig zu plaudern!"

Joseph nahm seinen Korb auf den Rücken und setzte seinen Weg durch die Dünen fort.

„Ihr schöpft frische Abendluft, liebe Leute?" sagte Herr Darings, als er sich der Hütte näherte. „In der That, es ist ein himmlisches Frühlingswetter. Wie geht es mit dem Kranken?"

„Er schläft seit einer oder zwei Stunden," wurde ihm geantwortet.

„Ah, er schläft?" murmelte der Wundarzt, nachdenklich zu Boden schauend. „Möchte ihn Gott auf ewig so schlafen lassen! Sein Loos ist schrecklich, Freunde."

„Haben Sie Botschaft von dort, Herr?“ fragte Bella mit sichtbarer Bewegung.

„Schreckliche Nachrichten, mein Kind.“

„Und Sie kommen jetzt, ihm dieselben mitzutheilen? Er ist noch so krank!“

„Das heißt, ich wollte sehen, ob ich damit anfangen könnte, ihn auf den Empfang dieser Nachrichten allmälig vorzubereiten. Ich bin nach dem Nordhospital gerufen worden, wo ein Knecht von einem Pferde einen Schlag erhalten hat. Da ich mich nicht weit von hier befand, so dachte ich die Gelegenheit zu benützen, um den Kranken einen Theil der schlimmen Kunde vermuthen zu lassen und so für den Augenblick, da er das Schreckliche seines Unglücks ganz vernehmen soll, sein Gefühl abzuschwächen und zu betäuben. Aber da Du meinst, er sei noch zu krank, so wollen wir den Beginn der peinlichen Enthüllung noch etwas hinausschieben.“

„Ach ja, ich bitte Sie, er hat noch diesen Nachmittag das Fieber gehabt!“ antwortete das Mädchen.

„Der Kopf seines Vaters ist also unter der Guillotine gefallen?“ murmelte der Greis.

Der Chirurg antwortete mit zurückgehaltener Stimme:

„Sein armer Vater ist noch dieselbe Nacht an der Mauer des Gemeindehauses, aus welchem ihn sein Sohn befreit hatte, erschossen worden.“

Ein dumpfer Angstschrei ertönte aus Bella's beklemmter Brust.

„Wäre dieß nur die einzige traurige Botschaft, welche ich ihm zu bringen habe!“ seufzte der Wundarzt.

„O, mein Gott, seine Mutter, seine Schwester?“ rief das Mädchen mit tödtlicher Blässe auf den Wangen.

Herr Darings machte einen Schritt gegen die Thüre der Hütte und zog sie sorgfältig zu. Dann näherte er sich wieder Bella und ihrem Vater, setzte sich neben den Greis auf die Bank und sagte:

„Seid gefaßt und ruhig; ich will Euch erzählen, was für schreckliche Dinge ich vernommen habe. Ich bin selbst zu Bergues und in der Umgegend gewesen: heute Morgen zum zweiten Mal, weil mir bei meinem ersten Besuch nicht möglich gewesen war, eine sichere Kunde über Frau und Fräulein von Milval einzuziehen. Jetzt weiß ich Alles! Unser Kranker da drinnen ist das unglückseligste Wesen von der Welt. Es gehören so schreckliche Zeiten, wie diejenigen, worin wir leben, dazu, um es möglich zu machen, daß das Schicksal seine ganze Grausamkeit auf das Haupt eines einzigen Menschen ausgieße.“

„Der arme Junge!“ flüsterte Bella fast unhörbar.

„Seht hier, was geschah, nachdem die Flüchtlinge durch französische Soldaten in den Dünen überfallen worden waren. Der alte Milval wurde nach dem Dorfe zurückgeschleppt und dort mit mehren Flintenschüssen getödtet. Dann eilten voll Raserei und Rachsucht die Diener des Bluthundes Joseph Lebon nach dem Schlosse Milvals und rißen dort dessen Frau und Tochter heraus. Im Angesicht der unglücklichen Frauen selbst zündeten sie hierauf das Schloß auf allen vier Ecken an und hüteten und schürten das Feuer, bis von dem schönen Gebäude

Nichts als ein Haufen rauchender Trümmer übrig blieb. Alles, was die Milvals besaßen, Landhäuser, Grundstücke und Gebäude, sind in Beschlag genommen und zum Nationaleigenthum erklärt. Man hat mir versichert, daß alle Güter der Milvals auf französischem Grund und Boden gelegen seien. Unser Kranker ist also arm geworden."

„Aber seine Mutter, seine Schwester?" flehte Bella, die zitternden Hände zu dem Wundarzt erhoben.

„Ich wage es kaum auszusprechen," murmelte Herr Darings.

„Man hat sie in das Gefängniß geworfen, nicht wahr?" fragte der Greis.

„Gott hat sie Beide aus dieser Welt genommen," antwortete der Wundarzt.

„Wehe, wehe, seine Mutter, seine Schwester sind todt!" rief Bella, indem sie ihren Kopf und ihre Thränen an der Brust ihres Vaters verbarg.

„Die Guillotine dürstet nach dem edelsten Blute von Frankreich und verschont selbst die Frauen nicht," sprach Herr Darings in feierlichem Ton. „Frau und Fräulein von Milval sind an demselben Tage zum Himmel gefahren, wie die heilige Königin Marie Antoinette! Beklagen wir nicht die Schlachtopfer, aber wohl die Mörder ..."

„Aber er? Er, der allein auf Erden bleibt, um Alles zu betrauern und zu beweinen, was ihm hienieden theuer war!" schluchzte Bella.

„Nun, aus Mitleid mit unserem armen Kranken, bezwinge Deine Bewegung, mein Kind," sprach der Chirurg. „Ich habe Dir diese schmerzlichen Berichte

nur aus zwei Gründen mitgetheilt. Der erste ist, weil ich hoffe, Du werdest mir behülflich sein, Herrn de Milval auf den Empfang dieser schrecklichen Zeitung vorzubereiten. Du wirst z. B. seine Besorgniß wegen des Looses seiner Mutter und seiner Schwester nicht mehr bestreiten; anstatt mit vertrauensvollen Worten ihn zu trösten, seiner Angst Recht geben, sie noch zu vergrößern suchen, damit alle Hoffnung aus seiner Brust vertilgt werde . . ."

„O, das vermag ich nicht. Ihm so mitleidslos das Herz zerreißen!" entgegnete das Mädchen zurückbebend.

„Ihr, Vater Stock, Ihr werdet mir doch ein Bischen helfen?"

„Ich fühle den Muth nicht in mir, diese grausame Botschaft auszurichten," antwortete der Greis.

„Nun, so werde ich die traurige Aufgabe allein zu vollziehen suchen," sagte der Wundarzt. „Benehmt Euch gegen Herrn de Milval, als ob Ihr von Nichts wüßtet und verhindert wo möglich, daß Jemand ihm irgend eine Mittheilung mache. Ich werde morgen Nachmittag kommen und, finde ich den Kranken stark genug, damit anfangen, ibm die Nachricht von dem Tode seines Vaters vorsichtig beizubringen. Er ist auf dieses Unglück gefaßt und wird wahrscheinlich die Bestätigung desselben ohne schlimme Folgen ertragen können."

„Aus Mitleid, wartet noch einige Tage!" bat das Mädchen.

„Wir wollen sehen, Kind, es wird von seinem Zustande abhängen . . . Mein zweiter Grund war folgender: so lang wir nicht wußten, wer der Lei-

dende war, noch mehr seitdem wir seinen Namen kannten, durftet Ihr hoffen, lieben Leute, daß Ihr für Eure Opfer eine Entschädigung erhalten würdet; aber nun er arm geworden und seines ganzen Erbes beraubt ist, werdet Ihr mit Recht befürchten, daß Ihr für Eure Pflege niemals einen andern Lohn als Gottes Segen erhalten werdet."

„Das genügt uns völlig," antwortete der Blinde.

„Ich glaube es, mein guter Mann," fuhr der Chirurg fort, „aber für die Dauer dürften Euch die Opfer doch zu schwer fallen. Wenn dieß einmal geschehen sollte, so verbergt es mir nicht, ich werde Euch bei dem guten Werke helfen, bis daß ich einen andern Aufenthalt für Herrn de Milval gefunden habe."

„Sie wollen ihn von hier entfernen?" seufzte Bella. „Warum? O, thun Sie es nicht. Wir wollen so liebevoll für ihn sorgen."

„Ich muß bekennen, meine Tochter, daß er nirgends besser verpflegt werden könnte als hier; aber Ihr seid auch arm . . ."

„Hören Sie auf das, was ich sage, Herr Wundarzt," sprach der Greis. „Wir sind nicht so arm, als Sie denken, und wir haben, Gott sei Dank, genug, um vor der Vollziehung eines Werkes der Barmherzigkeit nicht zurückzuweichen. Herr de Milval ist nun unter unserem Dache; er kann bleiben, so lang er der Hülfe bedarf. Es soll ihm Nichts abgehen."

„Ihr seid gute, edelmüthige Leute," sagte der Chirurg, indem er gerührt des Greises Hand faßte. „Nun, sagt dem Kranken von Nichts. Ich werde

morgen Mittag mich wieder einfinden und sehen, was zu thun ist. Der Abend ist bereits weit vorgerückt; ich muß machen, daß ich nach Hause komme. Seid guten Muths, liebe Leute!“

Nach diesen Worten entfernte er sich mit Zurücklassung eines freundlichen Grußes.

Bella legte den Arm um ihres Vaters Hals und weinte sanft an seiner Brust, während sie mit schmerzlichen Worten das schreckliche Loos des unglücklichen jungen Mannes beklagte.

Der Blinde suchte sein Kind zu ermuthigen und zu trösten, obwohl sein eigenes Herz von dem äußersten Mitleiden beklemmt war.

Unterdessen versank das Gestirn der Sonne ganz in der See; die Nacht verbreitete sich über die Erde, die Dünen verschwanden in der Finsterniß.

„Komm, mein Kind, laß uns hineingehen, und zünde die Lampe an,“ sagte er, „die Luft wird feucht und kalt.“

Bella führte ihren Vater hinein. Sie trat auf die kleine Treppe und horchte eine Weile auf den Athem des Kranken.

„Er schläft, er schläft ruhig!“ flüsterte sie.

Während sie die kleine blanke Lampe anzündete, hatte der Blinde an der Wand sich niedergesetzt und die Arbeit an seinem Netz wieder aufgenommen. Bella saß an dem Tische und schien an einem Stück neuen Leinenzeugs nähen zu wollen, aber ihre Gedanken waren fern von der Arbeit, denn sie hielt die Nadel bewegungslos in der Hand, und ihre Wangen waren noch immer feucht.

Es herrschte eine ergreifende Stille im Zimmer,

und kein anderes Geräusch, als das Ticken der Uhr ließ sich vernehmen.

Die Thüre des Kämmerchens, worin der Kranke lag, stand halb offen, um der frischen Luft Zutritt zu gewähren. Es war sehr dunkel, da die Lampe, bei welcher Bella nähen wollte, so klein war, daß das Licht nicht in die äußersten Ecken des Gemachs gelangen konnte.

Der verwundete Jüngling war erwacht: in der Finsterniß hielt er die Augen offen und starrte bewegt in das untere Zimmer hinab, wo sein Blick auf das sanfte Gesicht des weinenden Mädchens fiel.

Sie hatte, seitdem er in ihres Vaters Wohnung aufgenommen worden war, ihm so viele Beweise liebreicher Theilnahme gegeben, daß er jetzt nicht daran zweifelte, ihre Thränen fließen aus Mitleid mit seinem traurigen Geschick. Er bewunderte mit klopfendem Herzen dieses einfache Fischerkind, welches solchergestalt im Dunkel der Nacht das Unglück eines Menschen beweinte, der ihr ganz fremd war; und es tröstete ihn, ein so tiefes Mitgefühl in einem so reinen Herzen zu entdecken.

In diesem Augenblick stieg aus ihrem gepreßten Herzen ein tiefer Seufzer aus, den sie nicht zurückzuhalten vermocht hatte.

Herr de Milval hörte den Greis sagen:

„Du hast mir versprochen, Bella, Dich gefaßt zu halten; und Du weinst dennoch? Das ist nicht recht, mein Kind.“

„Ach, lieber Vater! ich kann meine Gedanken nicht bemeistern,“ erwiederte das Mädchen; „der arme

Herr von Milval jammert mich allzu sehr. Möge Gott ihm gnädig sein und Stärke verleihen!"

Der Greis nahm sein Netz von der Wand und suchte, dichter am Tische, einen Nagel in der Ecke des Kamins; dort hing er seine Arbeit auf und sagte:

„Komm', Bella, hole das Buch von dem Alten und Neuen Testament und lies mir eine Geschichte."

„Ich empfinde jetzt sehr wenig Lust dazu, lieber Vater."

„Es wird Deinen Gedanken eine andere Richtung geben und Dir Muth gewähren. Ich bitte Dich, lies Etwas, mir zu gefallen."

„Was soll ich lesen, Vater?"

„Eines oder das Andere: die Geschichte von dem gottesfürchtigen Tobias ist recht schön."

„Sie ist zu lang, Vater; die Stunde Deines Schlafengehens ist beinahe erschienen. Soll ich von dem heiligen Hiob auf seinem Düngerhaufen lesen?"

„Nein, Kind, das ist ebenso lang und stört mir die Nachtruhe. Lies von Daniel in der Löwengrube."

Bella suchte die angedeutete Geschichte in dem Buche und begann ihre Lektüre.

Es verwunderte den Kranken nicht wenig, in dieser armen Hütte Leute zu finden, welche lesen konnten; aber was ihm noch größeres Erstaunen erregte, war das feine Gefühl, womit das Mädchen durch die Betonung ihrer Sprache der Erzählung Farbe und Leben zu geben wußte, also, daß er auf einige Augenblicke sein trauriges Loos vergaß, um mit innigem Interesse auf die Vorleserin zu hören.

Als das Kapitel von Daniel in der Löwengrube

geendigt war, suchte Bella ihren Vater zu bewegen, daß er sich, da seine gewöhnliche Stunde bereits geschlagen hätte, zu Bette begebe.

„Laß mich noch ein Bischen bei Dir aufbleiben, Bella," sagte der Blinde. „Tante Klär wird erst um Mitternacht kommen, um Dich abzulösen. Du wirst so lange noch hier sitzen bleiben müssen, allein mit Deinen traurigen Gedanken. Lies mir noch Etwas; es wird mir wohl thun."

Das Mädchen durchblätterte eine Weile das Buch und las mit innigem Gefühl und tiefem Nachdruck folgende Geschichte:

Das Gebot der Liebe*).

„Eines Tags stand ein Schriftgelehrter auf und sprach zu Jesu, um ihn auf die Probe zu stellen: Meister, was muß ich thun, um das ewige Leben zu ererben? — Jesus sagte zu ihm: Was stehet geschrieben im Gesetze? Was liesest Du dort? — Er gab zur Antwort: Du sollst den Herrn Deinen Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüthe; und Deinen Nächsten gleich Dir selbst. — Jesus sagte zu ihm: Du hast recht geantwortet; thue das, so wirst Du leben. — Er aber wollte sich selbst rechtfertigen und sprach zu Jesu: Und wer ist denn mein Nächster? — Jesus nahm das Wort und sagte: Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem hinab nach

*) Evang. Luk. 10, 25 ffg. A. d. U.

Jericho; und er fiel in die Hände von Mördern; und diese, nachdem sie ihn ausgezogen und ihm verschiedene Wunden beigebracht hatten, gingen davon und ließen ihn halb todt liegen. Von Ungefähr kam ein Priester desselbigen Weges gegangen; der sah ihn an und zog dann weiter. Deßgleichen ein Levite; und da er kam zu der Stätte und ihn sah, ging er gleichfalls vorüber. Ein Samariter aber, der auf der Reise war, kam eben dahin; und da er ihn gewahr wurde, jammerte ihn des Menschen. Er trat hinzu, verband ihm seine Wunden, goß Oel und Wein hinein, und setzte den Leidenden auf sein eigenes Thier und brachte ihn in eine Herberge und trug Sorge für ihn. Des andern Tages, als er weiter reisen wollte, zog er zwei Denare heraus und gab sie dem Wirthe, und sprach: Pflege ihn wohl, und was Du weiter daran wendest, das will ich Dir bei meiner Rückkehr ersetzen. Wer von diesen Dreien, dünkt Dir, wird der Nächste gewesen sein dem, der unter die Mörder gefallen war? — Er gab zur Antwort: Der, welcher die Barmherzigkeit ihm gethan hat. — Da sprach Jesus zu ihm: So gehe hin und thue deßgleichen" *).

Nach diesem Abschnitt trat eine kurze Stille ein; der Kranke war tief gerührt und blickte dankbar

*) Das Buch, betitelt: Historie des Alten und Neuen Testaments, mit christlichen und erbaulichen Anmerkungen u. s. w. war zu Anfang dieses Jahrhunderts beinahe in allen Familien von Flandern und Brabant die gewöhnliche Abendlektüre. Es erschien in neuer Auflage 1836 zu Mecheln. A. d. V.

hinab auf diese einfachen Menschen, welche so edelmüthig das erhabene Gebot der Liebe erfüllt hatten.

„Und sollten wir an einige Opfer denken, Vater," fragte endlich das Mädchen, „da Gott uns die Gelegenheit gibt, dem guten Samariter in der Barmherzigkeit zu folgen? Du mußt dem Wundarzte begreiflich machen, daß Herr de Milval uns nicht zur Last fallen kann, und daß er hier bleiben mag, bis er vollkommen genesen ist. Ich werde etwas mehr arbeiten und den Garneelenfang nicht versäumen; so werden wir es niemals empfinden, daß ein Mensch mehr im Hause ist."

„Das ist auch mein Gedanke, Bella," antwortete der Blinde. „Und bliebe er ein halbes Jahr hier, ich bin es gewiß nicht, der ihm vom Abreisen sprechen wird."

„Ah, welcher Lohn für uns, Vater, wissen zu dürfen, daß wir vollbringen, was der Erlöser selbst als ein heiliges Gebot verkündigt hat!"

„Es ist allerdings, meine gute Bella, ein süßer und tröstender Gedanke."

„Geh' jetzt schlafen, Vater, denn Tante Klär wird sogleich kommen," sagte das Mädchen, von ihrem Stuhle aufstehend.

„Noch eine ganze Stunde wird Deine Tante ausbleiben," bemerkte der Blinde.

„Das ist gleich, Vater; das Wachen könnte Dich krank machen . . . Komm', ich stehe hier vor Dir: gib mir Deinen Segen!"

Herr de Milval sah das Mädchen in der Stille das Haupt vor ihrem Vater beugen; er sah den armen blinden Fischer das Zeichen des Kreuzes auf

der Stirne seines Kindes machen und hörte ihn einen feierlichen Segen aussprechen . . . Aber als er noch sah, wie Vater und Tochter einander in die Arme schloßen und unter dem Geflüster der zärtlichsten Liebesworte den süßen Abendkuß mit einander wechselten, da rollten zwei Thränen der Rührung und des Mitgefühls aus seinen Augen.

Die Thüre wurde geöffnet, Tante Klär trat auf den Zehenspitzen ein. Das Mädchen machte ihr ein Zeichen, daß der Kranke schliefe.

„Gut," sagte die alte Frau, „ich werde seine Ruhe nicht stören. Du hast mich nicht so früh erwartet, Bella? Ich war aufgewacht und wußte nicht, was ich mit meiner Zeit anfangen sollte. Ich kann ebensowohl hier allein sitzen und stricken wie dort. Geht jetzt nur beide zu Bette. Joseph wird mich gegen Morgen ablösen."

Nachdem sie der guten Frau ihren Dank bezeugt hatten, verschwand der Blinde in dem Alkoven, und Bella begab sich nach dem Speicher, um dort unter dem Dache der Ruhe zu pflegen.

Tante Klär setzte sich zu der Lampe und begann stillschweigend an einem großen Strumpfe zu stricken, der offenbar für Niemand anders, als für Joseph bestimmt sein konnte.

VI.

Der Kranke war vom Bette aufgestanden.

Joseph, als eifriger Diener, hatte ihm beim Ankleiden geholfen und wollte ihn nun beim Hinabsteigen auf der Treppe führen und unterstützen.

„Ich danke Euch, mein Freund,“ sagte der junge Edelmann. „Eure große Güte bringt mich wahrlich in Verlegenheit. Ihr gebt Euch zu viele Mühe. Fürchtet Nichts; ich fühle mich stark genug, um allein zu gehen.“

„Es ist möglich, Herr,“ entgegnete der Fischer; „aber ich wage mich nicht darauf zu verlassen. Ich habe meiner Nichte versprochen, über Sie zu wachen. Wenn Sie nur leicht strauchelten, würde ich es mir nie vergeben.“

Der junge Mann ließ sich, ohne weitere Einrede, am Arm fassen. Joseph unterstützte ihn mit einer Art kindlicher Besorgniß und murmelte halb beschämt, während er ihn hinabbrachte:

„Ihr Krankenwärter hat wohl grobe Hände, Herr, und er weiß besser ein Tau anzufassen, als den Arm eines leidenden Menschen, aber wie es im Sprichwort heißt: was man hat, zu geben, macht schon werth, zu leben.“

Der Leidende trat einen Schritt zur Seite und faßte bewegt die Hand von Vater Stock, der wiederum an seinem Netze fortstrickte.

„Mein braver Mann,“ sagte er, „ich weiß nicht, wie ich mich jemals für Eure milde Gastfreundschaft erkenntlich zeigen kann. Ich werde Euch reichlich für die Opfer, die Ihr bringt, entschädigen, aber was ich Euch nie vergelten kann, ist die milde Zuneigung, die mir hier von Jedermann bewiesen wird. Welches Loos mir auch in der Zukunft beschieden sein mag, nimmer werde ich dieses Haus und seine edelmüthigen Bewohner vergessen.“

„Wahrlich, Herr,“ antwortete der Greis, „Sie

schlagen das Wenige, was wir für Sie thun können, viel zu hoch an. Werden Sie nur schnell gesund: eine andere Belohnung begehren wir nicht."

Joseph, der wahrscheinlich fürchtete, der Kranke möchte müde werden, wenn er zu lang stände, unterbrach das Gespräch und führte den jungen Mann, indem er ihn am Arm faßte, an den Herd zu einem Stuhl, worauf ein weißes Kissen gelegt war.

„Welche Sorgfalt!" sprach der Edelmann. „Das ist zu viel! Ich bedarf dieses Kissens nicht."

„Bella hat es dahin gelegt," bemerkte der Fischer.

Als wären diese Worte ein unwidersprechlicher Befehl, setzte sich der Leidende auf den Stuhl. — In tiefe Gedanken versunken, starrte er in's Weite. Joseph schaute ihn an, achtete aber sein Stillschweigen.

Herr de Milval war ein schöner junger Mann. In seiner hohen Gestalt, in seinen regelmäßigen Zügen und seinem ruhigen Gebahren lag etwas Edles und Festes, das noch durch die Reinheit seiner bleichen Wangen und den ernsten Ausdruck seines Mundes gehoben wurde. Was jedoch an ihm am meisten auffiel, waren seine langen schwarzen Haare und seine großen dunkelbraunen Augen, deren Blick ein Gefühl von Hoheit oder großer Seelenstärke anzudeuten schien.

Er trug sehr weißes Leinenzeug an Hals und Brust. — Tante Klär hatte, um es zu reinigen, ihre ganze Geschicklichkeit als Wäscherin und Büglerin aufgeboten. — Sein Kopf war noch theilweise mit Tüchern umwunden; sein linker geschindelter Arm ruhte bewegungslos in einer Binde. Im Uebrigen war er beinahe ganz schwarz gekleidet, und

seine Erscheinung war eher streng und Achtung erweckend, als zur Annäherung auffordernd.

Nach langer Stille ließ er seine Augen im Zimmer herum laufen, und als Joseph aufspringend ihn fragte, was er verlange, antwortete er:

„Nichts, mein Freund! Ich sehe das junge Mädchen nicht, das mich so liebevoll in meiner Krankheit gepflegt hat.“

„Bella? Sie ist auf den Garneelenfang gegangen,“ antwortete Joseph.

„Ja,“ murmelte der Jüngling bei sich selbst, „ich weiß es von gestern Abend. Edelmüthiges Kind, das so früh ausgegangen ist, um für mich zu arbeiten! ... Es scheint mildes und sonniges Wetter zu sein, mein Freund?“ fragte er nach einer Weile.

„Es ist ein Wetter so lind und mild, wie Milch, Herr,“ antwortete der Fischer.

„Bella ist also am Strand?“

„Sie ist nach der See gegangen, Herr.“

„Ist die See weit entfernt?“

„Vier oder fünf Bogenschüsse.“

„Vergebt mir, guter Freund, daß ich Euch so viele Last verursache. Ich würde Euch dankbar sein, wenn Ihr so gut wäret, mir den Strand zu zeigen; ich möchte die See gern sehn.“

„Hört Ihr, Vater Stock?“ rief Joseph ganz bestürzt, „der Herr möchte gern an den Strand gehen.“

„Wenn es nur nicht unvorsichtig ist,“ bemerkte der Greis. „Den ersten Tag, da Sie vom Krankenbette aufgestanden sind!“

„Seid deßhalb unbekümmert, Meister, ich fühle

mich stark genug. Die Sonne scheint; es ist draußen warm. Ich möchte unter dem freien Himmel mich ein wenig ergehen; dieser brave Mann wird mir Gesellschaft leisten."

„Thun Sie nach Belieben, Herr. In der That, die Seeluft ist gesund und stärkend für die Kranken."

„Aber der Herr hat keinen Hut, um seinen Kopf vor der Sonne zu schützen," sagte Joseph. „Und meine häßliche wollene Mütze darf ich ihm doch nicht anbieten."

„Zieh die unterste Schublade im Schranke auf, Joseph; dort findest Du den Strohhut von Oheim Louis. Wenn er nicht zu groß ist, wird er gute Dienste leisten."

Der Strohhut, welchen der Fischer aus dem Schranke holte, schien ganz neu. Er näherte sich damit dem Edelmann, und nachdem er ihm den Hut über die Binden auf den Kopf gesetzt hatte, betrachtete er ihn halb erstaunt und sagte:

„Ja, Herr, es mag unhöflich oder dumm sein, Sie mit Leuten unserer Art zu vergleichen; aber es liegt ganz sicher Etwas in Ihrem Angesicht, was mich an Oheim Louis erinnert. Nicht viel: so Etwas, wie ein entfernter Familienzug."

„Wunderlich genug!" murmelte der Leidende nachdenklich; „das junge Mädchen, welches mich gepflegt hat, gleicht meiner Schwester; und überdieß trägt sie denselben Namen!"

Aber, als ob diese Worte schmerzliche Gedanken in ihm weckten, näherte er sich der Thüre, indem er seufzend sprach:

„Laßt uns gehen, Freund, ich habe Luft nöthig."

Joseph nahm seinen Arm und führte ihn auf den Fußpfad, welcher nach dem Strande hin sich durch die Dünen schlängelte. Als sie eine Strecke Wegs gegangen waren, sagte der Edelmann:

„Es ist recht einsam in den Dünen; es wohnen wenige Leute in dieser Gegend, nicht wahr?“

„Sehr wenig, Herr,“ antwortete der Fischer. „Auf eine halbe Stunde rings herum wohnen sechs oder sieben Familien, zusammen ungefähr fünf und zwanzig Seelen; aber dort, wo Sie den hohen Hügel sehen, den wir den Preßhügel nennen, wohnen wohl zwanzig Fischerfamilien. Es ist die Kirchpfanne, die man zuweilen St. Josephsdorf heißt.“

„Steht dort Eure Kirche?“

„Nein, Herr; eine starke halbe Stunde hinter uns liegt das Dorf Adinkirchen; dort sind wir eingepfarrt.“

„Die Fischer sind gottesfürchtige Leute?“

„Gewiß, Herr, wie auch das Wetter sei, und wie weit er sich in See befinde, niemals wird ein flämischer Fischer es unterlassen, Samstags nach Hause zu kommen, um seine Sonntagspflichten nach Gebühr erfüllen zu können.“

Der junge Mann schwieg einige Augenblicke, dann fragte er wieder:

„Ihr heißt Joseph, nicht wahr, Freund? Obwohl Ihr den blinden Mann Vater nennt, könnt Ihr doch Bella's Bruder nicht sein.“

„Ich bin ihr Vetter, Herr. Tante Klär, die alte Frau, welche an Ihrem Bette gewacht hat, ist die leibliche Schwester von Vater Stock. Ich bin mit ihrer Tochter verheirathet gewesen, einer Frau, welche

die Güte selbst war und die ich mehr liebte, als ein Vater sein Kind. Gott hat sie mir leider früh genommen . . . Ich spreche nicht gern davon. Es kommt mir allzeit Etwas in die Kehle, als legte man mir einen Strick um den Hals. Es ist traurig, so allein zu sein auf der Welt, Herr. Wenn ich Tante Klär nicht hätte, wüßte ich nicht einmal, für wen ich arbeiten könnte."

„Ihr könntet noch einmal heirathen," bemerkte Herr de Milval.

„Nein," war die Antwort; „junge Bursche und Mädchen heirathen hier sehr früh. Sobald ein Fischerknecht seine Ausrüstung, das heißt, den erforderlichen Vorrath von Netzen beisammen hat, hilft ihm sein Vater ein Häuschen bauen und ein Stück Sand zu einem Aeckerchen umzuschaffen; — er wählt sich eine Braut und gründet seinen eigenen Hausstand. Ich habe wohl sagen hören, daß in den Städten sehr junge Mädchen sich mit alten Leuten, die viel Geld haben, verheirathen; aber die Fischer sind Alle gleich reich, und hier gilt die Regel: Art zu Art. Wäre es anders, ich wüßte wohl, wen ich heirathen möchte. Jetzt wäre es von meiner Seite eine Albernheit, daran zu denken . . . Sehen Sie, wir nähern uns dem Strande. Da, zwischen den zwei Dünen, der dunkelgrüne Fleck, das ist die See. Noch einige Schritte, und wir werden eine günstige Stelle finden, um uns niederzusetzen. Sie werden nach Bequemlichkeit Stunden weit sehen können, Herr."

Der junge Edelmann setzte sich am Rande des äußersten Sandhügels nieder und blickte überrascht

auf das erhebende Schauspiel, das sich plötzlich vor seinen Augen aufthat. Lange Zeit starrte er stillschweigend auf die unermeßliche Tiefe des Seehorizontes, welcher gleich einem bodenlosen Abgrund den Gedanken an die Ewigkeit fühlbar in seinem Geiste erregte. Sein Auge langsam zurückwendend, sah er allmälig die schwarzen Tinten der Unendlichkeit zu einem tiefen und mindertiefen Blau, dann bald zu einem lichten Kupfergrün sich erhellen, um dann noch dichter am Strande in ein sanftes und strahlendes Gelb zu verlaufen. Aber dieser Effekt, dieses Spiel von Licht und Schatten auf der großen Wasserfläche bildete Schichten und Streifen von vielen Meilen Länge und Breite, und wohin der Beschauer seinen Blick richtete, nirgends war in diesem grenzenlosen Raume ein Ruhepunkt oder ein Ziel für sein Auge zu finden.

Der Strand entrollte sich jetzt, da es Ebbe war, am Fuß der Dünen gleich einer zweiten See. Die warmen Sonnenstrahlen entlockten dem feuchten Sande Dampf und Rauch; die Perspective über der Fläche war durchsichtig wie Glas und wiederstrahlte das Bild der Gegenstände, welche die einförmige Nacktheit des Strandes hie und da unterbrachen. So schienen drei oder vier Kühe, welche in der Ferne aus den Dünen auf den Strand gekommen waren, in Folge dieser Spiegelung auf so hohen Beinen zu stehen, daß man sie leicht für Thiere von monströser Größe hätte halten können.

„Was ist das dort?“ fragte der Jüngling. „Jener Punkt, der gleich einem riesigen grauen

Flecken in der nebeligen Perspective sich zu bewegen scheint?"

„Das sind die Thürme von Dünkirchen," antwortete der Fischer.

„Dünkirchen? Wir sind so nahe bei Dünkirchen?"

„Längs des Strandes vier Stunden Weges, Herr."

Der Edelmann erhob die Augen zum Himmel und seufzte.

„Mein Gott, welche schrecklichen Ereignisse verbirgt man vor mir? Nur vier Stunden? Und seit sechs Tagen flehe ich vergebens nach Kunde von dort!"

Und sich mit einer Art fieberischer Erregung zu Joseph wendend, sprach er in befehlendem Tone:

„Was weiß der Wundarzt über das Loos meiner Eltern und meiner Schwester? Sprecht! . . . Ach nein, ich bitte Euch, Freund, seid so mitleidig, es mir zu sagen."

Der Fischer schien zu erbleichen und war sichtbar verlegen. Ohne Zweifel hatte er durch Bella oder ihren Vater Kenntniß von der schrecklichen Botschaft. Er antwortete jedoch nach einiger Zögerung:

„Ihre plötzliche Aufregung, Herr, hat mich erschreckt. Ich habe den Wundarzt seit vier Tagen nicht gesehen."

Der junge Mann senkte den Kopf und versank in schmerzliche Gedanken. Lange Zeit blieb er stillschweigend sitzen, den Blick zu Boden gerichtet und wahrscheinlich in seinem Innern bestrebt, seine Angst zu bemeistern. — Endlich schien er aus der tiefen Trauer zu erwachen und schaute wieder über die See und über den Strand.

„Wo ist Bella?“ fragte er. „Ihr habt mir gesagt, daß sie auf den Garneelenfang gegangen sei.“

Joseph reckte den Finger aus und wies in die Ferne, rechts ab den Strand hinunter.

„Sehen Sie, Herr,“ antwortete er, „dort, eine kurze Strecke in der See, über dem Käsbauernhügel, einige schwarze Punkte, welche auf dem Wasser zu treiben scheinen? Es sind unsere Frauen und Töchter, welche eben am Garneelenfang sind. Sie bedienen sich hiezu eines Netzes, das sie gleich einem offenen Sack an einem langen Stock vor sich her schieben.“

„Und Bella ist dabei?“

„Bemerken Sie wohl, Herr, die zweite von hier aus gesehen, mit einem lichtblauen Mützchen und einem hellrothen Leibchen? das ist meine Nichte. — Sehen Sie, dieselbe muß uns erkannt haben; denn sie grüßt uns mit den Händen.“

„Armes Kind! welche schwere Arbeit! wie lang dauert wohl solcher Fang?“

„Zwei bis drei Stunden, Herr.“

„Und diese Frauen bleiben diese ganze Zeit in dem eiskalten Seewasser stehen?“

„Es ist jetzt noch schön Wetter, Herr. Es kommen auch kältere Tage; aber unsere Frauen fürchten das Seewasser nicht; sie sind von Kindesbeinen daran gewöhnt.“

Herr de Milval hielt nachdenklich sein Auge auf Bella gerichtet und antwortete mit einem leichten Schwenken des Hutes auf den wiederholten Gruß, welchen sie ihm zuzusenden schien.

„Eure Nichte ist ein gutes und edelmüthiges Mädchen,“ sagte er.

„Gut?“ wiederholte der Fischer mit einer seltsamen Begeisterung in der Stimme; „sie hat das Herz eines Engels! Der, welcher sie zur Frau bekommt, darf sagen, daß er eine köstliche Perle in den Dünen gefunden hat; denn, Sie müssen es wohl bemerkt haben, Herr, ihr Angesicht ist ebenso schön, als ihr Herz.“

Der Edelmann schaute den Fischer verwundert an.

„Ja, ja, Herr,“ rief Joseph, halb verlegen, „ich darf es wohl sagen: wenn ich nur fünfzehn Jahre weniger auf den Schultern hätte, so sollte Niemand meine Nichte zur Braut bekommen, als ich. Aber alt und abgenutzt, wie ich bin! . . . Und doch, wie dem auch sei, Bella wird nicht heirathen, so lang ihr blinder Vater lebt.“

„Es ist in der That unbegreiflich, wie sie ihren alten Vater liebt. Der Anblick ihrer Liebe zu ihm hat mir Thränen der Bewunderung in die Augen gelockt.“

„Das hat seine Gründe, Herr,“ antwortete Joseph. „Und sehen Sie, da wir doch nichts Besseres zu thun haben, will ich Ihnen, wenn es so genehm ist, diese Gründe auseinandersetzen.“

„Gewiß, Freund, es wird mir Vergnügen machen; ich werde Euch dankbar dafür sein.“

„Jenun, ich beginne. Simon Stock, so heißt der Blinde, hat bis zu seinem fünfzigsten Jahre ein Leben gehabt wie wir Alle. Er war mit einer guten und sorgsamen Frau verheirathet und hatte fünf Kinder, vier Söhne und eine Tochter. Er hatte auch

einen jüngern Bruder, der bei ihm wohnte. Es ist der Oheim Louis, dessen Hut Sie jetzt auf dem Kopfe haben, Herr. Es geschieht noch immerdar, daß alles Unglück zu gleicher Zeit über einen Menschen kommt, der bis dahin glücklich gewesen ist. So geschah es wenigstens mit Simon Stock. Seine Frau bekam ein schlimmes Seitenstechen und begann seitdem ersichtlich abzuzehren. Es war Nichts zu machen; sie mußte langsam daran sterben. Sein Bruder Louis schiffte sich in Dünkirchen auf den Labberdanfang ein. In der Isländischen See ging das Fahrzeug unter und man hat seitdem von der Mannschaft Nichts mehr gehört. Doch hat ein Fischer einmal die Nachricht gebracht, daß Louis Stock dem Schiffbruch entronnen ist; ja er hat Jemand zu Dünkirchen erzählen hören, daß man Louis Stock als Soldat auf der See der Insel Guadeloupe auf einem französischen Kriegsschiff gesehen habe."

„Soldat auf einem französischen Kriegsschiff?" wiederholte der junge Mann. „Es läßt sich also fast mit Gewißheit annehmen, daß Oheim Louis noch lebt?"

„Ach, nein, Herr, diese Nachrichten waren sehr unklar und ohne Zweifel nur erfunden, um den blinden Stock zu trösten . . . Ich nehme meine Erzählung wieder auf. Kaum hatte Simon Stock seit einigen Tagen die Nachricht von seines Bruders Schiffbruch erhalten, so fiel sein ältester Sohn, welcher bereits als Gehülfe mit ihm fuhr, in einer stürmischen Nacht über Bord und ertrank. Kurz darauf brachen die Kinderpocken zu Adinkirchen und in den Dünen mit schrecklicher Heftigkeit aus. Fünf Minuten von hier, an der einsamsten Stelle, zwischen vier

hohen Hügeln, steht ein Fischerhäuschen. Da wohnte ein gewisser Peter Mulle mit seiner Frau und zwei Kindern. Die Seuche hat Peter Mulle Frau und Kinder geraubt; er ist aus Verzweiflung nach Dünkirchen gelaufen, um Dienste auf einem Schiff zu nehmen, nnd seitdem hat man Nichts mehr von ihm gehört. Sein Häuschen ist verlassen und fällt mehr und mehr in Trümmer mit jedem schweren Sturm. Aber ich vergesse, was ich Ihnen sagen wollte, Herr. — Drei Kinder Simons wurden von der schlimmen Krankheit befallen und lagen auf den Tod. Der arme Vater war Tag und Nacht allein mit einer dem Verscheiden nahen Frau und drei sterbenden Kindern. Was er gethan hat, um sie zu laben, zu trösten und ihnen Genesung zu verschaffen, das vermag keine Feder zu beschreiben. Stellen Sie sich seinen Schmerz, seine Verzweiflung vor, Herr: als die Leiche seiner Frau nach dem Kirchhof getragen wurde, wußten seine Kinder in ihren Fieberphantasien noch nicht, daß ihre Mutter mit Tod abgegangen war, und sie haben es auch auf Erden nicht mehr erfahren; denn sie gingen bald, eines nach dem andern, Tag auf Tag, desselben Wegs. Nach drei Wochen blieb von der theuren Familie dem armen Stock nichts mehr übrig, als ein Mädchen von sieben oder acht Jahren, welche bisher der Ansteckung entgangen war. Er glaubte, die grausame Seuche werde wenigstens dieses Kind verschonen; aber es wurde gleichfalls von den Kinderpocken befallen; Simon Stock wurde beinahe wahnsinnig; er blieb Wochen lang, Tag und Nacht, über sein armes Kind gebeugt; und während er unaufhörlich das Angesicht des armen Wichtchens

mit süßer Butter bestrich, nicht allein, um sein Leben zu retten, sondern auch, um sein Gesicht vor Verunstaltung zu bewahren, vergoß er Thränen des Mitleids und der Angst über dem Bette, wo seine letzte Hoffnung im Sterben lag. — Das Kind genas und wurde im Angesichte nicht entstellt. Sollten Sie es glauben, Herr, das kleine Mädchen wußte so gut, was der Vater ihm gethan hatte, daß es von da an seinen Schritten wie ein Schatten folgte und zu weinen begann, sobald seine Augen ihm nicht mehr begegneten. Wir, die wir die unendliche Liebe des Kindes betrachteten und es ganze Tage lang schmeichelnd an seinem Halse hängen sahen, geriethen allmälig auf den Gedanken, das arme Lamm möchte schwachsinnig sein; aber Gott sei gelobt, wir irrten uns. So weit ging ihr heftiges Verlangen, bei ihrem Vater zu sein, daß er oft das Mädchen mit in See nehmen mußte, wenn das Boot nicht gerade die Nacht über ausbleiben wollte. — Ein paar Jahre hernach bekam Simon Stock böse Augen, und das Uebel griff so schnell um sich', daß er in kurzer Zeit erblindete. Bella hielt dieß für eine Folge von dem Gifte der Kinderpocken, welches sich seinen Augen mitgetheilt hätte, als er Tag und Nacht die Blattern von dem Gesichte wegzuküssen sich bemühte. Das ist wahrscheinlich eine ungegründete Einbildung; aber Sie werden dennoch jetzt begreifen, Herr, warum meine Nichte ihren alten blinden Vater ehrt und liebt, als wäre er ein Gott in ihren Augen!"

„Gewiß begreife ich es," antwortete der junge Mann mit einer Stimme, die von Rührung halb

erstickt schien. „Welches Loos! Ach, der arme Vater Stock! Die Rathschlüsse des Himmels sind unerforschlich, Freund . . .“

Seit einigen Augenblicken, und selbst während er in der Erzählung begriffen war, hatte Joseph mehrmals den Kopf umgedreht und mit einer gewissen Besorgniß nach den Dünen hineingeschaut. Jetzt sagte er:

„Herr, wir sitzen hier wohl allzu lang. Die scharfe Luft möchte Ihnen Schaden bringen. Haben Sie noch keine Lust, nach Hause zu gehen und ein wenig auszuruhen?“

„Ich sitze hier so gut,“ antwortete der Edelmann. „Der blaue Himmel und die Unendlichkeit, die mich umgibt, erheitern meine schmerzlichen Gedanken. Aber kümmert Euch deßhalb nicht um mich. Ich kann allein hier bleiben! Fürchtet Nichts, ich fühle mich stark.“

„Gewiß?“

„Ganz gewiß, mein braver Mann.“

„Nun, da kann ich es um so eher wagen. Sehen Sie, Herr, ich habe meinen Tabak vergessen. Ich laufe nach Hause, um ihn zu holen. Von hier bis zu Tante Klär ist es nicht weit. Ich werde mich eilen. In einigen Minuten bin ich wieder zurück.“

Mit diesen Worten eilte er nach der Tiefe und verschwand hinter den Dünen.

Kaum mochte er einige Bogenschüsse sich entfernt haben, als ein als Fischer gekleideter Mann sich über einem hohen Sandhügel zeigte. Er schien schnell zu marschiren und sich nach Vater Stocks Wohnung

wenden zu wollen; aber sobald er den Herrn mit dem Strohhut bemerkte, überlegte er einen kurzen Augenblick und stieg dann den Hügel hinab, um von da die Düne zu erklimmen, auf welcher der Fremdling sich niedergelassen hatte.

„Guten Tag, Herr; Ihr Name ist wohl de Milval, nicht wahr?“ fragte er, als er ihm nahe gekommen war.

„Allerdings. Wer seid Ihr, Freund? Ich kenne Euch nicht,“ antwortete der junge Mann überrascht.

„Wie, Sie kennen mich nicht? Ich bin Ko Snel, der Strandläufer, der Sie in den Dünen liegend fand und Sie mit größter Sorgfalt und Vorsicht nach der Wohnung von Vater Stock gebracht hat.“

„Ach, ich bin Euch recht dankbar und werde Euch reichlich für Eure Mühe und Menschenfreundlichkeit belohnen.“

„Ja, dieß ist mehr als ungewiß,“ sagte der Strandläufer mit einem spöttischen Lächeln. „Ich bin zu Bergues gewesen und komme gerade von dort. Ihr Schloß ist abgebrannt und alle Ihre Güter sind in Beschlag genommen. Sie sind arm geworden, und ich bin reicher als Sie.“

„Das Schloß abgebrannt?“ murmelte der Jüngling mit steigender Angst. „Ihr kommt von Bergues? Wißt Ihr, was man mit meinem Vater gethan hat?“

„Ich weiß Alles. Was man mit Ihrem Vater gethan hat, das können Sie sich wohl denken.“

„Ach, ja, ja, ich zweifelte nicht an seinem unglücklichen Loose!“ seufzte der Edelmann.

„Er ist erschossen worden,“ sagte Ko.

„Aber in's Himmels Namen, gebt mir Nachricht von meiner Mutter, von meiner Schwester!“ flehte Herr de Milval.

Der Strandläufer fuhr mit der Hand über seinen Hals.

„O, mein Gott! ist es möglich!“ rief der Jüngling zitternd und todtenbleich. „Was wollt Ihr sagen?“

„Man hat Ihre Mutter und Ihre Schwester nach Arras gebracht. — Vorgestern sind sie mit drei ihrer Nachbarn durch die Guillotine gegangen.“

Ein furchtbarer Schrei ertönte über die Dünen; der Edelmann schlug sich die Hand vor die Augen und senkte den Kopf tief auf die Brust, als wollte er unter der vernichtenden Last seines Unglücks erliegen.

Ko betrachtete ihn mit einer Art gefühlloser Neugierde oder triumphirenden Spottes, und murmelte dazwischen einige Worte, scheinbar um das Opfer seiner grausamen Rücksichtslosigkeit zu trösten.

Sei es, daß Bella von Ferne gesehen hatte, wie der Strandläufer mit dem kranken Jüngling sprach, oder daß sein Angstschrei in ihrem Herzen erklungen war, sie sprang aus dem Wasser, warf ihr Netz auf den Strand, setzte ihren Korb nieder und kam nun in aller Eile nach den Dünen gelaufen. Als sie an der Stelle erschien, wo der Edelmann noch mit auf die Brust gesenktem Haupte saß, bemerkte sie, daß Thränen zwischen seinen Fingern hervordrangen. Als vermuthe sie, was geschehen war, kniete sie neben dem Leidenden nieder und rief in tadelndem Ton dem Strandläufer zu:

„Ko, Unglücklicher, was habt Ihr diesem Manne gesagt oder gethan?“

„Jetzt soll ich wohl noch die Schuld haben!“ murmelte Ko Snel. „Ich glaubte ihm einen großen Dienst zu leisten, wenn ich ihm Kunde von Bergues brächte.“

„Nein, suche mich nicht zu trösten, Engel des Mitleids,“ stöhnte Milval. „Wehe, mein armer Vater, meine zärtliche Mutter, meine gute Schwester! Der Tod hat mir Alles geraubt, was mir theuer war auf Erden! Könnte ich doch sterben, sogleich!“

„Was geht hier vor? Strandläufer, ich weiß nicht, aber ich fühle eine schreckliche Lust, Dir den Hals zu brechen!“ drohte Joseph, der mit der Pfeife im Munde plötzlich auf der Düne erschienen war. „Es sollte mich wundern, wenn Du hier nicht ein Unglück angerichtet hast. Wo Du Dich zeigst, da folgt Verdruß ...“

„Aber, Joseph, was kann ich dafür?“ fiel der Strandläufer ihm in's Wort. „Ich komme von Bergues und habe Herrn von Milval gesagt, was mir dort zu Ohren gekommen ist.“

„Und was hast Du ihm gesagt, höllischer Schwätzer?“

„Daß sein Schloß abgebrannt ist, und daß seine Mutter und seine Schwester ...“

Er machte dasselbe Zeichen mit der Hand an seinem Halse.

Ein dumpfer, furchtbarer Schrei rang sich aus Josephs Kehle los, und seine Augen schienen plötzlich mit Blut zu unterlaufen. Mit einem Sprung hatte er den Strandläufer am Halstuche gefaßt und

zerrte und schüttelte ihn daran so wüthend, daß sein Opfer schwarz und blau wurde und vor Schrecken Bella um Hülfe rief.

Das Mädchen lief auf Joseph zu und bat, während sie ihm zu wehren suchte:

„O, lieber Joseph, beruhige Dich: Ko hat es gewiß nicht in böser Absicht gethan!“

„Möglich, möglich,“ brummte der wüthende Fischer. „Ich will die Schlange jetzt noch nicht erwürgen. Aber er soll mir versprechen, heilig versprechen, daß er niemals mehr unserem Kranken nahe kommen will . . . Sieh, Ko, sei versichert, wenn Du Dich noch einmal in unsere Angelegenheiten mengst, oder Etwas thust, was diesem Mann nur einen Schein von Kummer verursachen kann, so zerschlage ich Dir ohne Gnade den Kopf auf dem Sande, nicht mehr und nicht minder, als ob Du ein Kabeljau wärest. Versprich es, Ko, versprich es, denn mein Blut kocht schauerlich!“

„Laß los, Joseph; ich will thun, als ob ich Herrn von Milval noch nie gesehen oder gekannt hätte.“

Der Fischer gab dem Strandläufer die Freiheit und dieser stieg brummend, doch in aller Eile, die Düne hinab.

Bella wandte sich wieder zu dem Kranken: sie nahm ihn am Arm und nöthigte ihn zum Aufstehen. Er antwortete nicht auf ihre Tröstungen und ließ sich leiten wie ein Kind. Seine Thränen hatten aufgehört zu fließen, aber sein Gesicht war todtenbleich und seine Augen standen ihm glasig und starr im Kopfe. Der Unglückliche lag versunken im Abgrund seines Schmerzes.

Bella flüsterte die süßesten Worte in sein Ohr und bejammerte sein schreckliches Loos. Joseph ging murrend hinter her und schlug sich mit der Faust auf die Stirne, während er sich selbst der Dummheit anklagte.

So stiegen sie den Sandhügel hinab und gelangten auf den Fußpfad, welcher nach der Hütte von Vater Stock führte.

VII.

Herr de Milval, zerschmettert unter dem Schlage jener schrecklichen Nachrichten, blieb gefühllos für die liebreichen Versuche, welche Bella, ihr Vater und Joseph machten, um einiges Licht in seine düstere Verzweiflung zu werfen. Er ging sogleich zu Bette und bat so dringend, man möchte ihn ganz allein lassen, daß Niemand in dem Kämmerchen zu bleiben wagte.

Es herrschte Schrecken und Angst in der Wohnung von Vater Stock; denn man befürchtete mit Recht, der arme junge Mann möchte, krank und schwach wie er war, den grausamen Schlag nicht überleben. Der Wundarzt selbst, welchen man durch Joseph hatte rufen lassen, wußte Nichts zu sagen, um die erschreckten Leute zu beruhigen, und vermehrte noch ihre Besorgniß durch seine zweifelnden Worte und seine sichtbare Bekümmerniß.

Die ganze Nacht, welche auf die unvorsichtige Enthüllung des Strandläufers folgte, wachten sie alle zusammen. Vater Stock und seine Tochter, Tante Klär und Joseph saßen unten bei dem Nachtlichte

um den Tisch und horchten mit klopfendem Herzen, ob nicht ein Ruf, eine Klage, ein Seufzer ihnen andeuten würde, daß der Kranke ihre Hülfe bedürfe. ... Aber Nichts: die völligste Stille herrschte in dem kleinen Kämmerchen, und Tante Klär und Vater Stock glaubten, endlich der erfreulichen Gewißheit sich hingeben zu dürfen, der Kranke werde trotz seines heftigen Schmerzes in einen wohlthuenden Schlaf gefallen sein.

Bella theilte diesen tröstenden Gedanken nicht; sie behauptete vielmehr, der Unglückliche werde noch nicht zu weinen aufgehört haben und in der Finsterniß seine Thränen reichlich fließen lassen. Während die Andern nicht das mindeste Geräusch vernahmen, hörte sie die schweren Athemzüge aus seiner gepreßten Brust und das schmerzliche Stöhnen, welches er zurückhielt und unterdrückte, um nicht in seiner schrecklichen Verzweiflung gestört zu werden.

Nachdem sie lange Zeit die traurige Meinung ihrer Nichte bestritten hatte, stieg Tante Klär endlich zu dem Kämmerchen hinauf und blieb dort eine Weile horchend stehen. Als sie wieder von der Treppe herabstieg, standen ihr die Thränen in den Augen. Sich an dem Tische niedersetzend, sprach sie:

„Ach, Bella hat Recht, der arme Mensch weint, aber schläft nicht!“

Diese Worte erfüllten Jedermann mit tiefem Mitleid; alle Augen wurden naß, und ein Laut der Klage drang aus jeder Brust ...

So saßen sie in der Stille trauernd und den Tag erwartend da und blieben wach, bis die Sonne bereits eine Stunde über dem Horizont aufgestiegen

war. Tante Klär und Joseph gingen nach Hause, mit dem Versprechen, bald wieder zu kehren; Vater Stock hatte seine gewöhnliche Arbeit aufgenommen und Bella war mit dem Reinigen und Aufbewahren der Tassen und Kannen beschäftigt, woraus man den Morgencafé getrunken hatte.

Plötzlich ließ sie eine Tasse aus der Hand fallen und stieß einen Schrei der Ueberraschung aus ... Herr von Milval stieg völlig angekleidet von der Treppe in das Zimmer herab. Einen Gruß flüsternd, trat er an den Kamin und sank dort auf einen Stuhl.

Es war augenscheinlich, daß das Mädchen sich in ihrer Meinung nicht getäuscht hatte; denn die Augen des jungen Edelmanns, selbst seine bleichen Wangen verriethen die Spuren von Thränen, welche lang und unaufhaltsam geflossen sein mußten. Jetzt waren seine Augen jedoch trocken, und sein Angesicht trug den Ausdruck ruhiger Gelassenheit und Ergebung; ja ein stilles Lächeln schweifte auf seinen Lippen, als er den Blick zu Bella erhob, um ihr für ihre milde Theilnahme zu danken.

Die Gewißheit, daß Gott dem armen jungen Mann so viel Kraft geschenkt hatte, um nicht unter dem Gewicht seines Elends zu erliegen, machte auf Bella einen solchen Eindruck, daß sie hoch erfreut zu ihm trat, sich neben ihn setzte und in dem süßesten Ton ihrer Stimme allerlei Worte des Trostes und der Ermunterung an ihn zu richten begann. Aber bald wurde sie wieder von einer zunehmenden Besorgniß befallen, und allmälig erbleichte sie unter der Regung ängstlicher Besorgniß.

Was der Edelmann auf ihre Ermunterung zur Antwort gab, war äußerst freundlich und von dem Gefühl inniger Dankbarkeit beseelt; aber es lag in dem Ton seiner Stimme und selbst in dem Lächeln, das auf seinen Lippen spielte, etwas so Leidendes, Gedrücktes und Hinsterbendes, daß das Mädchen bei der Erkenntniß eines Schmerzes ohne Ende und ohne Hoffnung zurückbebte.

Herr de Milval bat mit einer wahrhaft furchtbaren Ruhe das Mädchen um Vergebung, wenn sein gebrochenes Herz für ihre edelmüthigen Bemühungen verschlossen bliebe. Das Schicksal hatte ihm Alles geraubt, was ihm theuer war; ihm Nichts zu lieben gelassen und für immer das Licht der Hoffnung in seinem Busen ausgelöscht; denn schaute er auf sein Leben zurück, so gewahrte er Nichts, als eine entsetzliche Blutspur; und blickte er in die Zukunft, so grinste ihm die Bosheit, welche seine Eltern gemordet hatte, triumphirend und spottend entgegen. Ueberall herrschte die Gottvergessenheit mit so überwiegender Macht, daß deren Opfer Nichts übrig blieb, als sich mit Gefühllosigkeit gleich einem Leichentuche zu umhüllen, und sich in der Verzweiflung gleich einem Grabe niederzulegen.

Der junge Mann hatte diese trübe Gemüthsstimmung nur allmälig und in kurzen Worten ausgedrückt, bis er sich endlich genöthigt sah, auf das edelmüthige Andringen des Mädchens zu antworten. Es war deutlich, daß er am liebsten still geschwiegen hätte, um ganz einsam seinen schmerzlichen Träumereien nachhängen zu können; aber Bella und auch deren Vater fühlten ein so schmerzliches Mitleiden

mit seinem elenden Loose, daß sie immer ihre Bemühungen erneuerten, um ihn aus dem Abgrund der Verzweiflung empor zu richten. Allein Nichts machte Eindruck auf sein Gemüth; er war wie versteinert in seinem Leide und unzugänglich für Alles, was ihm das Bild seines grenzenlosen Unglücks schwächen konnte.

Ermüdet von der liebreichen Gewalt, welche sie sich anthat, und entmuthigt durch die Nutzlosigkeit ihrer Bemühungen, hatte Bella sich still am Tische niedergesetzt. Während sie scheinbar an ihrem Leinenzeug fortnähte, heftete sie mit klopfendem Herzen und feuchtem Auge den Blick auf den kranken Edelmann, welcher träumend den Kopf auf die Brust gesenkt hielt.

Plötzlich stand Herr de Milval von seinem Stuhle auf und äußerte das Verlangen, ein Bischen in den nächsten Dünen herumzuwandeln. Die Sonne war noch wärmer als gestern, und man brauchte nicht zu fürchten, daß die freie Luft ihm Schaden bringen würde. Bella zeigte sich bereit, ihm Gesellschaft zu leisten; aber er bat um die Gefälligkeit, ihn doch allein ausgehen zu lassen: die Einsamkeit würde vielleicht einige Ruhe in seine erschütterten Sinne bringen.

Er hatte jedoch kaum die Hütte einige Minuten verlassen, als Bella von einer fieberischen Ungeduld angetrieben wurde, ihm zu folgen. Sie widersetzte sich dem Rathe ihres Vaters unter dem Vorwande, man dürfe den unglücklichen jungen Mann nicht allein seiner düstern Verzweiflung überlassen; und als sie endlich Erlaubniß erhielt, eilte sie schnell aus dem Hause und verschwand in den Dünen.

Erst lang hernach kehrte sie wieder. Thränen benetzten noch ihre Wangen; sie setzte sich neben ihren Vater, legte ihm den Arm um den Hals und begann in traurigem Ton das schreckliche Loos des Herrn von Milval zu beklagen. Ach, sie hatte sich gefreut, daß Gott während der Nacht seinem Körper Kraft genug gegeben hatte, um nicht zu unterliegen; aber die verhängnißvolle Nacht hatte ihn mit einer noch schrecklicheren Krankheit geschlagen: einer schmerzlichen Krankheit des Herzens, einer furchtbaren Qual der Seele! Der Unglückliche! Er haßte das Leben; eine einzige Hoffnung glühte noch in seinem Herzen: die Hoffnung, daß der Tod ihn bald zu den heiligen Märtyrern, deren Blut die Guillotine so grausam vergossen hatte, emporheben würde.

Vater Stock suchte seinem Kinde Muth einzuflößen, indem er ihr begreiflich machte, daß die Verzweiflung des jungen Mannes so kurz nach dem Empfang der schrecklichen Nachrichten sehr natürlich wäre; daß aber die Zeit alle Wunden heilte und alle Schmerzen milderte.

Man sollte demnach nur einige Tage die Zurückgezogenheit und das Leid von Herrn von Milval achten und überzeugt sein, daß er allmälig sich von selbst aus seiner Verzweiflung aufraffen würde.

Bella schien anfänglich dieser tröstenden Hoffnung sich hinzugeben; sie hatte sogar auf Anrathen ihres Vaters ihre unterbrochene Hausarbeit wieder aufgenommen; aber es dauerte nicht lang, so wollte sie zu dem kranken Jüngling zurückkehren. Um ihren Vater zur Einwilligung in ihr Verlangen zu bestimmen, schilderte sie mit tiefem Gefühl den Zustand, worin der arme Milval sich befinden mußte, so ganz

allein mit seinem unermeßlichen Schmerz, ohne daß er Jemand sein Weh klagen, ohne daß Jemand ihn gegen seine fürchterliche Verzweiflung schützen könnte.

Sie ging wieder in die Dünen und suchte einige Erquickung in das zerrissene Herz des leidenden Jünglings zu gießen, aber sie kehrte eben so ungetröstet zurück.

Dieser liebevolle Kampf Bella's gegen die Verzweiflung von Herrn de Milval, gegen seine entschiedene Muthlosigkeit und seinen Lebenshaß dauerte nicht blos bis zum Abend dieses traurigen Tages; sie setzte jedoch ihre edelmüthige Anstrengung auch am folgenden Tage fort. Und obwohl alle ihre Mühe lange Zeit fruchtlos blieb, gab sie doch das menschenfreundliche Werk nicht auf. Es war als hätte sie in der Verzweiflung des jungen Mannes eine Widersacherin gefunden, durch welche sie zum Kampfe herausgefordert wurde. Auch schien das menschenfreundliche Mädchen an Entschlossenheit und Geisteskraft in dem Maße zu gewinnen, als die Untröstlichkeit des Herrn von Milval ihr Widerstand bot. Ihr Verstand gelangte unter dem Antrieb ihres feurigen Verlangens, hier den Sieg davon zu tragen, zu einer wunderbaren Entwicklung; sie wurde beredt, reich an Erfindungsgeist und unbegreiflich fein von Gefühl.

Sobald sie ihre Geschäfte mit aller Eile abgethan hatte, war sie an der Seite des Herrn von Milval ... und wohin er auch ging, sie folgte ihm; und welcher schmerzliche Gedanke ihn auch bedrückte, sie errieth ihn auf seinem Gesichte; und wie er auch sein Herz allem Troste verschlossen hielt, sie wußte

es zu öffnen und hin und wieder einen flüchtigen Lichtstrahl dahin zu senden.

Kein Wunder, daß endlich, nach Tagen und Wochen solcher Aufopferung und solchen Streites, der Sieg ihr entschieden zu lächeln begann. Wie hätte der junge Mann, nun der Balsam der Zeit seine Schmerzen gelindert hatte, all den Beweisen von Mitleid und Anhänglichkeit, welche ihm das edle Fischermädchen gab, widerstehen können? Wie gefühllos bleiben können für die süße Beredtsamkeit, für den milden Blick ihrer Augen und für die tausend zärtlichen Sorgen, womit sie ihn umringte?

Weit entfernt, noch länger die Tröstungen des Engels abzuweisen, welcher die Hoffnung und die Liebe zum Leben wieder in seinem Busen anfachte, begann Herr von Milval mit unerklärlichem Wohlbehagen auf ihre sanften Worte zu horchen.

Bald fühlte er sich durch eine geheime Neigung zu ihr hingezogen; und wirklich überfiel ihn, wo sie nicht war, die schmerzliche Erinnerung an sein Unglück und beugte sein Haupt unter der Last der Betrübniß; aber wo ihre freundliche Stimme in seine Ohren klang, wo ihr zärtlicher Blick ihm entgegenglänzte, da war für ihn Trost und Muth, da entstanden in seinem Herzen solche mächtige Bewegungen, daß sie ihn oft seine schmerzliche Vergangenheit vergessen und auf dem Strome eines unaussprechlich süßen Zaubers dahin treiben ließen.

So verliefen vier Wochen. Die Wunden am Kopfe des Herrn von Milval hatten sich geschlossen; sein gebrochener Arm war noch nicht ganz geheilt und hing noch bewegungslos in einem Tragbande;

aber der Chirurg hatte die Versicherung gegeben, daß er in vierzehn Tagen den freien Gebrauch seines Armes wieder erlangen würde.

Um diese Zeit ging beinahe plötzlich eine gründliche Veränderung in dem Betragen des Jünglings gegen Bella vor. Sie hatte seit einigen Tagen bemerkt, daß er sehr zum Stillschweigen geneigt war; sie hatte ihn zwei oder drei Mal beobachtet, wie er die Augen mit einem seltsam festen Blick — voll Betrübniß und hinsterbend wie eine Klage, dünkte ihr, auf sie gerichtet hielt.

Bekümmert über die Wiedererscheinung einer Feindin, die sie mit so viel Kraft bekämpft hatte, vermehrte das Mädchen ihre Anstrengungen, um dem trauernden jungen Mann neuen Muth und neues Vertrauen einzuflößen! aber er schien nicht länger an dem Gespräch mit ihr und an ihrer Gegenwart Vergnügen zu finden. War sie zu Hause, so schützte er Unpäßlichkeit vor und blickte ganze Morgen durch das kleine Fenster seines Kämmerchens hinaus in die Ferne; war sie abwesend, so verlief er sich so tief in die Dünen hinein, daß Niemand ihn finden konnte; saß er des Mittags oder Abends an dem gemeinsamen Tische, so schlug er meistens die Augen zu Boden, als fürchte er, des Mädchens Blicken zu begegnen. Er sprach in sich selbst hinein, wenn er allein zu sein wähnte: eine auffallende Unruhe verfolgte ihn, und es war deutlich, daß ein geheimer Schmerz ihm an dem Herzen nagte, obwohl er es nicht gestehen wollte. Aber bei diesem Allem blieb sein Wort sehr freundlich, und er bat so demüthig um Entschuldigung, daß Bella in seinem neuen Ge-

müthszustand Nichts als einen Grund zu mehr Mitleiden und zu zärtlicheren Bemühungen, ihn zu trösten, fand. Allein es waren eben diese Bemühungen, welche den Edelmann zu betrüben und zu erschrecken schienen; denn so oft das einfache Mädchen in dem Kampf gegen seine Betrübniß ihm in wundersüßen Worten den Ausdruck ihrer Zuneigung und ihrer Freundschaft wiederholte, wurde er schmerzlich bewegt und versank noch tiefer in seine düstere Verschlossenheit.

Eines Mittags, da Bella nach dem Essen sich wieder viele Mühe gegeben hatte, einiges Licht in seinen verfinsterten Geist zu bringen, schlug das Gefühl ihrer Unmacht sie mit solcher Entmuthigung, daß sie plötzlich in Thränen ausbrach. In ihrer Erregung äußerte sie Worte, welche auf den Edelmann einen unerklärlichen Eindruck machten: er schaute sie mit erschrockenem Blicke an, murmelte einige undeutliche Entschuldigungen und beugte dann plötzlich stillschweigend den Kopf, als hätte er die Lippen einem Geheimnisse, das ihm zu entschlüpfen drohte, verschlossen.

Glücklicher Weise rettete ihn der Eintritt einer andern Person aus dieser traurigen Verlegenheit. Es war Tante Klär, welche mit einem Schwall von Worten und Ausrufen die Zeitung brachte, daß alle Könige Europa's einen Bund mit einander geschlossen hätten, um mit vereinigter Macht in Frankreich einzufallen und die Republik zu vernichten. Man durfte diese Nachricht für gewiß ansehen, denn der Strandläufer hatte sie zu Adinkirchen von einem Kaufmann aus Gent erzählen hören. Dieser hatte sogar versichert, daß die verbündeten Mächte bereits durch Brabant

marschirt wären, und man deßhalb jeden Tag die Nachricht von einer großen Feldschlacht erwarten dürfte.

Herr von Milval nahm nur geringen Antheil an diesem Gespräch und verlor sich in ängstlichen Betrachtungen. Sei es, daß die Botschaft von einem entscheidenden Krieg gegen diejenigen, welche er als die Unterdrücker seines Vaterlandes ansah, ihn tief bewegt, oder daß die Thränen des Mädchens einen schmerzlichen Eindruck auf sein Gemüth gemacht hatten; er hörte nicht auf das, was gesagt wurde, und schien bekümmert und von einem geheimen Schrecken ergriffen.

Bella versuchte wieder, ihn zu trösten; doch er, dadurch nur noch mehr erregt, stand auf und erklärte, er wolle einen Spaziergang in den Dünen machen und einige Kraft gegen seine unruhigen Gedanken suchen. Er verließ die Hütte und eilte über Hügel und Thäler in der Richtung der Kirchenpfanne dahin . . .

Als er lang hernach in die Hütte zurückkehrte, fand er weder den Blinden, noch seine Tochter. Dieß verwunderte ihn nicht. Vater Stock hatte die Gewohnheit, von Zeit zu Zeit mit seiner Arbeit zu Tante Klär zu gehen, um ihr einige Gesellschaft zu leisten. Es war hohe Fluth; demnach konnte Bella nicht auf den Garneelenfang aus sein; aber wahrscheinlich befand sie sich in den Dünen, um die Kuh und den Esel in den grünsten Thälern weiden zu lassen.

Herr von Milval setzte sich unter dem Kamin auf einen Stuhl. Ohne Zweifel verfolgten ihn noch dieselben ängstlichen Gedanken, denn sein Auge war

weit geöffnet und zur Erde gerichtet, und er schüttelte bisweilen ungeduldig und verdrießlich den Kopf, gleich Jemand, der sein eigenes Herz befragt und Nichts als traurige oder entmuthigende Antworten bekommt.

Endlich begannen seine Lippen sich zu bewegen und bald entschlüpften seinem Munde verständliche Laute.

„Ich bin Mann,“ murmelte er, „die Pflicht der Dankbarkeit soll mir die Kraft geben, um das, was in mir vorgeht, geheim zu halten. Gewiß, so lang ich lebe, werde ich der Wohlthaten dieser guten Leute gedenken! aber der Name, den ich trage, wird mich zwingen, zu vergessen, daß meine Seele hier von dem süßen Zauber, welchen man Liebe nennt, befangen wurde. — Aber Bella? Sollte es wahr sein, daß aus ihrem Mitleiden und aus ihrer Freundschaft für mich eine nicht zu befriedigende Neigung erwachsen ist? Ach, ich fürchte es seit einigen Tagen. Gestern Abend hat die Vermuthung eines solchen Geheimnisses mir Schmerz und Schrecken eingeflößt. Armes Kind! Sie hat mir das Leben gerettet; alle Schätze ihres liebevollen Gemüths hat sie erschöpft, um das Licht der Hoffnung in meine zerrissene Brust auszugießen. Selbst den Schweiß ihres Angesichtes, selbst die innigsten Gebete ihrer gottliebenden Seele hat sie dem unglücklichen Fremdling geweiht . . . und ich, was soll ich thun, um diese wunderbare Güte zu vergelten? Ich soll in diesem reinen und liebenden Herzen den vergiftenden Dolch einer ewigen Trauer zurücklassen? . . . Wehe, kann ich noch einige Ruhe auf Erden haben, wenn mein erregter Geist

und mein anklagendes Gewissen sie mir zeigen, in den Dünen herumirrend, verkümmernd vor Schmerz, und Thränen vergießend über die Abwesenheit des Mannes, dessen Geburt und Blut eine unübersteigliche Scheidewand zwischen ihrem und seinem Herzen aufgeführt haben? Nein, nein, nicht gezögert. Vielleicht ist es noch Zeit; wahrscheinlich hat das Liebesgefühl, das mich erschreckt, noch keine festen Wurzeln in dem Herzen dieses einfachen Kindes getrieben ... Der Abschied wird ihr schmerzvoll sein. — Und mich, wird das grausame Lebewohl mich denn gefühllos lassen? ..."

Er senkte den Kopf tiefer auf die Brust und blieb lang in stilles Nachdenken verloren. Sein Gesicht erhellte sich und ein träumerisches Lächeln schweifte auf seinen Lippen, während er sagte:

„Edel? Aber sind sie nicht edel, diese niedrigen Menschen, die ungekannt und unbelohnt Tugend üben und Opfer bringen, ohne daß ein erlauchter Name ihnen ein Gesetz daraus macht? Was kann edler und reiner sein als das Herz dieses einfachen Mädchens? Unschuldig wie eine Taube, liebreich wie ein Engel, muthig und stark wie eine Jungfrau alter Zeiten — und schön, schön wie meine arme Schwester! ... Hier in den Dünen wohnen, an ihrer Seite, fern von der gottlosen Welt, in einer Atmosphäre von Seelenfrieden, von Freundschaft und Liebe? Ein ganzes Leben unzerstörbaren Glückes!"

Er reckte auf einmal die Glieder, als wäre er von einer plötzlichen Wandlung seiner Gedanken ergriffen. Stolz das Haupt erhebend, sprach er im Tone der Entrüstung:

„Thorheit! Welches ist denn die geheime Macht, die mich so sehr beherrscht, daß ich immer von Neuem in solche sinnlose Träumereien mich verirre? Meine erregte Seele ergötzt sich an einem Gedanken, dessen Verwirklichung eine Niederträchtigkeit und eine ewige Schande wäre!

„Wie? Der letzte Abkömmling der Milvals sollte vergessen, welches Blut in seinen Adern fließt? Er sollte das Erbtheil der väterlichen Ehre aufgeben, sein Geschlecht hier in der Einsamkeit der Dünen aussterben und sein fleckenloses Wappenschild zwischen niedrigen Fischern verloren gehen lassen? O, nein, nein, mein Vater soll aus Gottes Schooße nicht niedersehen auf einen ausgearteten Sohn. Ich will mich nicht zu beschuldigen haben, daß ich mit Wissen und Willen in dem Busen derjenigen, welche mir das Leben rettete, eine verhängnißvolle Neigung habe entstehen lassen. Ach, es ist wohl grausam, die Thränen dieses guten Engels zum Fließen zu bringen, aber das unerbittliche Gesetz der Pflicht gebietet! ... Was ihr sagen? Wie den unerwarteten Beschluß rechtfertigen? ... Aber wenn die Emigranten, sie, die meine Brüder sind, durch das Unglück und den Haß gegen die Mörder meiner Eltern, einen letzten und riesigen Versuch machen, um das verlorene Vaterland wieder zu gewinnen, sollte es dann zu verwundern sein, wenn ich gleichfalls mich aufmachen wollte, um unter ihren tapfern Fahnen zu streiten? ... und mein gebrochener Arm, der noch nicht ganz geheilt ist? Es ist gleich, ich muß mich losreißen aus dem Zauber, welcher meinen Geist verdüstert, ihr Glück, die Ruhe ihres Lebens stehen auf dem

Spiele: die geringste Zögerung ist eine Niederträchtigkeit und eine Missethat.“

Mit diesen letzten Worten stand er auf, verließ die Hütte und marschirte in die Dünen. Nachdem er viele Hügel hinauf und in ebenso viele Tiefen wieder herabgestiegen war, blieb er endlich auf dem äußersten Rande einer Art von Becken stehen, welches auf allen Seiten von sandigen Höhen wie mit einer Ringmauer umschlossen war. Hier sah er Bella auf dem Boden sitzen, und nicht fern von ihr den Esel und die Kuh, welche die spärlichen Gräser abweideten, womit der feuchte Boden begrünt war.

Es stieg ihm der Gedanke auf, das Mädchen habe diesen Platz gewählt, um in der völligsten Einsamkeit sich ihren Träumereien überlassen zu können; denn abgesehen von dem fast unhörbaren Brausen der See, war es hier so still und todt wie in einem Grabe, und der Blick konnte nirgends sich frei ergehen, als hoch oben in dem unermeßlichen Blau des Himmels.

Diese Vermuthung betrübte ihn, aber zugleich schien er daraus mehr Entschlossenheit und mehr Willenskraft zu schöpfen; denn er stieg mit festem Schritt den Abhang hinunter und ging auf das Mädchen zu.

Bella saß, obwohl sie ein Strickzeug in der Hand hielt, fast bewegungslos, mit zu Boden geschlagenem Auge, da, und so tief mußte sie in ihre Träume versunken sein, daß sie wie aus dem Schlafe auffuhr, als Herr de Milval endlich hart in ihrer Nähe war. Sie hatte geweint; gleichwohl grüßte sie ihn durch ihre Thränen mit einem stillen, sanften Lächeln.

Der junge Mann, durch die Zeichen ihres Schmerzens gerührt, setzte sich neben ihr nieder und fragte in tröstendem Tone:

„Bella, armes Kind, Du weinst in der Einsamkeit? Hast Du Kummer?"

„Ach, ich bin seit einiger Zeit so unglücklich!" seufzte sie. „Es ist recht grausam von Ihnen, Herr, mir die einzige Belohnung zu verweigern, welche ich für alle meine Mühe begehre."

„Belohnung?" murmelte Milval fast bebend im Vorgefühl einer gefürchteten Offenbarung. „Was begehrst Du denn von mir?"

„Wenig," antwortete das Mädchen, „ein Bischen Nachsicht. Seit einer Woche habe ich Ihnen oft und viel sagen wollen, was mich so traurig macht; aber ich wagte es nicht. Nun Sie mich fragen, will ich Ihnen antworten. Sehen Sie, Herr, Sie werden es wohl hochmüthig von meiner Seite finden; aber als ich Sie in meines Vaters Wohnung brachte, bin ich zu denken geneigt gewesen, daß Gott selbst mir die Pflicht auferlegt habe, über Sie zu wachen, Ihnen Gesundheit und Trost zu geben. Diese Aufgabe habe ich mit Dankbarkeit und Liebe angenommen; und ich habe in meinen Gebeten Gott versprochen, sie zu Ende zu bringen. Seit einiger Zeit aber peinigt mich die traurige Ueberzeugung, daß ich zu viel von meinen Kräften erwartet habe. Die Muthlosigkeit drückt schwerer als je auf mir, Herr; Sie verbergen mir Ihren Kummer, aber ich sehe wohl, daß ein grausamer Wurm an Ihrem Herzen nagt."

„Du irrst Dich, Bella, das ist der Grund meiner Betrübniß nicht," sagte der junge Mann tiefgerührt.

„Sie können nicht immer hier bleiben, Herr,“ fuhr das Mädchen fort. „Ich weiß wohl, daß ein Mann von Ihrer Geburt und von Ihrem Rang einen andern Beruf auf der Welt hat, als unter armen Fischern sein Leben zu beschließen. Sie werden also von hier abreisen, sobald Sie genesen sind. Ach, ich werde nicht einmal denken dürfen, daß ich Ihren Schmerz zu stillen vermochte! Ich werde im Geiste Sie unter einer ewigen Verzweiflung gebeugt sehen! . . . Ihre Abwesenheit, Herr, wird mich auf lange Zeit traurig machen; aber hätte ich Sie weggehen sehen mit einigem Muth und einiger Hoffnung auf das Leben, welch ein süßer Trost wäre es für mich gewesen, denken zu dürfen, daß Sie nicht ganz unglücklich auf Erden sein würden!“

„Du wünschest also recht innig das Glück des armen Fremdlings?“ rief der junge Mann, eine Weile verstummt über so viel Selbstaufopferung.

„Innig, Herr!“ wiederholte sie „Etwas für Sie thun zu dürfen, war für mich eine Quelle unaussprechlich süßer Empfindung; Ihr Aeußeres, Ihre Sprache, der Adel Ihres Gemüths haben meinen Geist mit einem unbekannten Licht erhellt und das arme Fischermädchen hat sich in seinen eigenen Augen erhoben gefühlt. Die wenigen Wochen sind ein ganzes Leben für mich. Nun, glauben Sie mir, Herr, um den glücklich zu wissen, welchen Gott meiner Sorge anvertraute, könnte ich mir selbst gefallen lassen, daß ich ihn nie gesehen hätte . . .“

Der Edelmann unterlag einer plötzlichen Rührung. Sich selbst vergessend, faßte er das Mädchen bei der Hand und flüsterte Worte feuriger Dankbarkeit . . .

Hinter der gegenüber befindlichen Düne war seit einer Weile der Kopf eines Mannes aufgestiegen. Derjenige, welcher die jungen Leute so beobachtete, schien überrascht durch das, was er sah, und zog sich beinahe ganz hinter die sandige Höhe zurück, aus Furcht, daß seine Erscheinung das wichtige Gespräch unterbrechen möchte.

„O, Bella, Du bist wunderbar in Deiner Ergebenheit und in Deinem Edelmuth!“ rief Herr de Milval. „Habe Dank, habe Dank! Fürchte Nichts, Du sollst sie erhalten, die Belohnung, die Du begehrst; ich werde Muth haben, und Glauben an das Leben. Und umdüstert die Erinnerung an schreckliches Unglück meinen Geist, so will ich immer Dein Bild zu Hülfe rufen und Dich, wenn auch fern, um Stärke bitten gegen den Kummer.“

„Darf ich das hoffen?“

„Zweifle nicht daran. Was ich Dir sage, ist wahr; ich werde mein Versprechen gleich einer heiligen Verpflichtung erfüllen.“

Herr de Milval nahm, nachdem er diese Versicherung ausgesprochen, seine vorige Haltung wieder an und schaute stillschweigend zu Boden, als ob er Bedauern über das, was geschehen war, fühlte. Das Mädchen war sehr froh und ergoß sich, entzückt über ihren Sieg, in zärtliche Worte, um für ihre Keckheit um Entschuldigung zu bitten und ihm für sein Versprechen wie für eine Wohlthat zu danken. Aber er war wieder in Gedanken verloren und horchte nicht mehr auf. Er fragte sich selbst, ob es wohl einen Grund gäbe, um die gute Bella durch die Ankündigung seiner Abreise zu betrüben. Es schien

ihm unverkennbar erwiesen, daß er sich über den wahren Grund von des Mädchens Neigung zu ihm gänzlich getäuscht habe; denn hatte die Liebe — dieses Gefühl, das die Seele beherrscht und die Sinne erregt — Besitz von ihrem Herzen genommen, wie konnte sie so frei und offen, mit klarem und ruhigem Gemüthe diese höchsten Beweise von Anhänglichkeit geben? Aber er selbst? War er, von Bewunderung hingerissen, wohl Meister seiner Bewegung geblieben? Und mußte er nicht vor seiner eigenen Schwachheit besorgt sein?

Er suchte neue Kraft aus der Ueberzeugung seiner Pflicht zu schöpfen und schaute nach einer Weile wieder auf.

„Bella,“ sagte er, „ich war hieher gekommen, um Dir eine Mittheilung zu machen, welche Dich vielleicht überraschen wird; aber Du wirst mir vergeben, nicht wahr, wenn ich gegen meinen Willen mich gezwungen sehe, Dir einigen Verdruß zu machen? Bella, ich muß abreisen: eine unerbittliche Pflicht ruft mich fern von hier.“

„Noch zehn oder zwölf Tage,“ murmelte das Mädchen; „ich werde mich an den Gedanken Ihrer Abreise zu gewöhnen suchen.“

„Nein, nein, ich muß diesen Ort verlassen, heute oder morgen.“

„Was? Was sagen Sie? Sehen Sie, wie ich zittere! Heute oder morgen?“

„Beruhige Dich, Bella, und höre gleichfalls mit Nachsicht auf das, was ich Dir sagen will,“ fuhr der Edelmann in festem Tone fort. „Du hast durch Deine Tante gehört, daß die Könige von Europa

ihre vereinigte Macht gegen die Republik führen. Diese Heere, welche für die heiligste Sache streiten, sind nicht aus fremden Soldaten allein zusammengesetzt. Tausende von Edelleuten, welche aus Frankreich entflohen sind, um der Guillotine zu entgehen, Tausende von muthigen Männern, deren Herz nach Rache für den abscheulichen Königsmord dürstet, sind seit langer Zeit in Deutschland, in Holland versammelt, um von dort zur Wiedergewinnung ihres verlorenen Vaterlandes auszuziehen. Ich bin auch ein Edelmann, Bella: aber glaube nicht, daß der Adel allein darin besteht, einen mehr oder minder alten Namen zu tragen. Er besteht vor Allem in der Pflicht der Seelengröße, in der Pflicht heldenmüthiger Aufopferung, welche in einem Geschlecht vom Vater auf den Sohn, als ein geheiligtes Erbtheil hinterlassen und empfangen wird. Während ich mit Dir spreche, Bella, fließt vielleicht schon das edelste Blut Frankreichs stromweise in dem schrecklichen Kampfe gegen die Unterdrücker meines unglücklichen Vaterlandes . . . Und ich sollte der Mann sein, welcher der Erfüllung dieser Pflicht ausweicht, ich, dessen Gewissen durch den Ruf um Rache, welcher aus dem unschuldigen Blute meiner Eltern aufsteigt, stets beunruhigt wird?“

Das Mädchen hatte ihn während dieser glühenden Anrede mit steigender Bestürzung angeblickt. Sie schien verstummt, vor Bewunderung oder Achtung, und hatte wahrscheinlich vergessen, was er ihr hatte begreiflich machen wollen.

„Nun, Bella,“ fragte der Jüngling, „sprich, muß ich nicht dieser höchsten Pflicht Folge leisten?“

„Ach, wie ist Ihr Aussehen so unbeschreiblich," murmelte sie, „so, mit diesem Lichtschimmer auf Ihrer Stirne, mit diesem Feuer in Ihren Augen! wie schön!"

„Einfache Seele!" seufzte der Edelmann. „Du hörst nicht, Bella. Wenn ich hier bliebe, während meine Landsleute ihr Blut für die Befreiung des Vaterlandes vergießen, so wäre ich für immer entehrt; ich würde unglücklich für das ganze Leben, denn ich wäre in meinen Augen Nichts als ein verächtlicher Feigling, unwürdig seiner Ahnen und seines Vaterlandes!""

„Himmel! Sie wollen in den Krieg? Auf das Schlachtfeld? Und wenn eine feindliche Kugel Sie trifft?" rief das Mädchen, wie aus einem Traum erwachend . . . Aber sie senkte dann den Kopf und sprach mit Ergebung: „Feigling? Sie, Herr? O, nein, nein, thun Sie Ihre Pflicht. Ich werde zu Gott beten, daß er Sie behüte."

„Dank, Bella," sagte der Jüngling, „Du bist ein edles Kind. Tröste Dich, ich werde Dich nie vergessen. Ich werde Dir oft schreiben; — sobald ich frei werde, will ich zurückkehren, um noch einmal diesen Ort zu sehen, wo ich der Gegenstand der großmüthigsten Aufopferung war. Es ist möglich, daß das väterliche Vermögen mir zurückgegeben wird. Sei versichert, ich will den Himmel für diese Wohlthat segnen, allein weil mir dadurch gestattet wäre, Dich so, wie Du es verdienst, zu belohnen. Gehen wir nun zu Deinem Vater, meine Freundin. Hilf mir, um ihm begreiflich zu machen, daß ich einer unerbittlichen Pflicht gehorchen muß. Wäre es möglich, ich würde noch diesen Nachmittag abreisen."

Das Mädchen hob eine Gerte vom Boden auf und ging stillschweigend zu dem Esel und der Kuh, um sie nach Hause zu treiben. Sie schien sehr bedrückt und ließ mißmuthig den Kopf auf die Brust hängen.

Als Herr von Milval an ihre Seite trat, bemerkte er, daß Thränen ihr aus den Augen fielen.

„Ach, Bella," sagte er, „mach' mir den Abschied nicht so schwer. Glaube mir, ich habe Muth nöthig, um Dich so plötzlich zu verlassen."

„Schon diesen Nachmittag!" seufzte das Mädchen. „Und Sie wollen also weit von hier fortgehen?"

„Ich weiß es nicht; wahrscheinlich in das Wallonische."

„In das Wallonische! Unbekannt und ohne Geld!"

„Geld bedarf ich nicht, Bella. Du weißt, daß das Bildniß meiner Mutter mit kleinen Diamanten besetzt ist. In der ersten Stadt kann ich einige davon verkaufen."

„Aber, Herr, mit einem ungeheilten Arm können Sie doch nicht fechten."

„Er wird geheilt sein, bis ich das Lager der Verbündeten erreiche."

Das Mädchen schwieg, und ihre Thränen floßen von Neuem; ihre Brust hob und senkte sich unter dem Eindruck des Schmerzes.

„Armes Kind," sagte der Edelmann nach einer Weile; „der Muth geht Dir aus. Bedenke, daß wir alle Sclaven des Schicksals und der Pflicht sind."

Ihre gefalteten Hände zu ihm erhebend flehte Bella:

„Heute schon? Dieser Gedanke zerreißt mir das

Herz. O, ich bitte Sie, erzeigen Sie mir eine Wohlthat. Der Wundarzt wird in drei Tagen kommen, um Ihren Arm zu besichtigen. Bleiben Sie bis dahin!"

„Nein, Freundin, verlange das nicht."

„Ich werde Sie segnen für diese Nachgiebigkeit. Der Wundarzt wird Ihnen sagen, ob Sie die lange Reise ohne Gefahr unternehmen können."

Der junge Mann besann sich einen Augenblick, dann sagte er mit einem Seufzer:

„Drei Tage? Wohlan, es sei so."

„Ach, Dank Ihnen," rief das Mädchen, „noch drei Tage!"

Sie hatten den obersten Rand des Bassins erreicht und stiegen nun hinter der hohen Düne in die Vertiefung hinab.

Kaum waren sie verschwunden, so kam ein Mann hinter dem Hügel zum Vorschein. Es war der Strandläufer, der den jungen Leuten seit langer Zeit aufgepaßt hatte, und nun wahrscheinlich von Ferne ihnen folgen wollte, um zu sehen, ob er nicht einem wichtigen Geheimniß auf die Spur kommen könnte. . . . Aber auf einer Anhöhe stehend, gewahrte er plötzlich den Fischer, welcher langsam auf dem Fußpfade nach Adinkirchen dahin schritt.

Dieser Anblick schien Ko Snel zu erfreuen. Während eine Art von boshaftem Lächeln seine Lippen zusammenzog, besann er sich einen Augenblick. Dann stieß er einen Freudenruf aus und eilte, zur Seite von den Hügeln hinabsteigend, hastig hinter den Dünen dahin, bis er an einen Ort gelangte, wo Joseph unfehlbar vorüberkommen mußte. Hier setzte

sich der Strandläufer auf den Sand nieder und verbarg den Kopf in beiden Händen, gleich Jemand, der unter der Last eines schweren Kummers gebeugt ist.

VIII.

Joseph nahte sich pfeifend dem Orte, wo der Strandläufer am Fuß einer Düne, mit den Händen vor den Augen saß. Als er Ko Snel in dieser Haltung bemerkte, blieb er zuerst verwundert stehen, trat dann einige Schritte näher und rief:

„Ei, Ko, Junge, bist Du krank oder schläfst Du?"

Sich aufrichtend sagte der Strandläufer im Tone tiefen Verdrusses:

„Es ist doch, um aus der Welt zu fahren! Man kann selbst in den Dünen keine Stelle mehr finden, um in der Einsamkeit zu trauern."

„Ich glaube es wohl," lachte Joseph, „besonders da Du Dich gerade an den Weg setzest! Das ist gewiß das Mittel nicht, um allein zu sein. Und was ist es denn, das Dich betrübt, Ko?"

„Ach, ein schreckliches Unglück bedroht uns Alle!" seufzte der Strandläufer.

„In der That, sobald man Dich sieht, darf man schon nichts Anderes, als schlimme Neuigkeiten erwarten. Halt' nicht so lang zurück. Laß hören, was weißt Du wieder?"

„Wenn die Kuh hinaus ist, macht man den Stall zu *); und wer blind sein will, sieht klar, wenn es

*) Im Texte: Wenn das Kalb ertrunken ist, füllt man den Brunnen auf. A. d. U.

zu spät ist ... Dann wird man sagen: Ach, lieber Ko, hätten wir nur Deinen Rath nicht verachtet, so würden Schande und Verdruß uns nicht das Leben auf immer verbittern."

„Aber was für unbegreifliche Dinge bringst Du da vor?" rief Joseph. „Von wem oder von was sprichst Du?"

„Arme Bella," klagte der Strandläufer, „sie wird für die Schlechtigkeit von Allen zahlen und büßen."

„Sollte meine Nichte Etwas bedrohen? Sprich, Ko, wahrscheinlich ist Deine Furcht unbegründet."

„Nein, Joseph, was ich weiß, weiß ich viel zu gut für mein Glück, und es ist keine schlimme Einbildung, welche mir das Herz vor Betrübniß und Wuth zusammenzieht; aber ich habe Dir versprochen, mich so halten zu wollen, als ob mir dieser Herr de Milval ganz unbekannt wäre. Was ich heute sah, zwingt mich, diesem Versprechen ungetreu zu werden. Ich will nicht feige wie Du und die Andern dieses unschuldige Lamm von dem Wolfe zerreißen lassen, ohne daß ich zum Mindesten versuche, es zu rächen..."

Diese Worte, obwohl sehr dunkel, schienen einen tiefen Eindruck auf Joseph zu machen. Mit einer gewissen Unruhe in der Stimme sagte er:

„Ko, es ist als ob Du Vergnügen daran fändest, mich zu erschrecken. Warum sprichst Du nicht klarer von der Leber weg?"

„Ich möchte es wohl, Joseph; aber Du mit Deinem aufbrausenden Blute würdest mich sogleich unterbrechen; und wer weiß, ob Du in Deiner Tollheit nicht wieder Hand an mich legst?"

„Sei ruhig, ich gebe Dir mein Wort, daß ich mich nicht aus der Fassung bringen lassen will."

„Gewiß, Joseph?"

„Du kannst Dich darauf verlassen, sage ich Dir. Aber rücke um Gotteswillen mit den schlimmen Neuigkeiten heraus. Du könntest mir mit diesem ewigen Zaudern einen Schlag verursachen!"

„Du mußt nach Adinkirchen, nicht wahr? Ich will ein Stück weit mit Dir gehen und unterwegs erzählen, was mich so sehr betrübt. Dann, Joseph, gib Acht auf Dich selbst; denn so bald ich bemerke, daß Deine Augen flammen oder Deine Fäuste sich schließen, so springe ich in die Dünen und Du siehst mich micht mehr, ehe ich mich gerächt habe."

Der Fischer that sich Gewalt an, um seine Ungeduld zu bemeistern und brummte in sich hinein, während er neben seinem Gefährten auf dem sandigen Fußpfad langsam vorwärts schritt und ihn fragend anblickte.

„Nun höre gelassen auf meine Worte," sagte der Strandläufer. „Nicht wahr, Joseph, Bella ist ein schönes und braves Mädchen? Glücklich würde der gewesen sein, der sie zu seiner Hausfrau bekommen hätte, ehe dieser Herr de Milval uns zum Unglück von der Hölle hieher in die Dünen geführt wurde."

„Ko, Ko, paß' auf!" brummte der Fischer. „Du verirrst Dich auf einen gefährlichen Weg!"

„Siehst Du, Joseph? Ich will also lieber schweigen und Dich verlassen."

„Nein, sprich, ich werde mich bezwingen."

„Dein Zorn ist natürlich, Joseph. Es wäre recht wunderbar, wenn Du seit der Ankunft des Herrn von

Milval so blind gewesen wärest, um nicht zu vermuthen, was ich Dir sagen will. Du hast in der That Deine Nichte recht gern, nicht wahr? Denn wie oft wiederholtest Du mir selbst, Niemand anders als Du sollte sie zur Frau bekommen, wenn Du so etwa zehn Jährchen jünger wärest? Ich, nicht so alt wie Du und außerdem im Besitze der nöthigen Geldmittel, um sie glücklich zu machen, ich war überzeugt, daß sie endlich doch meine Frau geworden wäre."

„Ei, ei," brummte der Fischer mit einem Lächeln der Verachtung auf den Lippen, „sie Deine Frau? Bella? Ein so häßlicher Schelm? Du träumst!"

„Häßlich oder nicht: Geld macht Alles schön. Aber lassen wir das auf sich beruhen; denn so wie die Sachen nun stehen, würde ich nicht mehr wagen, Bella zur Frau anzunehmen, aus Furcht, daß der Fisch . . ."

Joseph sprang einen Schritt rückwärts, zog den Kopf zwischen den Schultern zurück und rief dann, mit flammendem Auge den Strandläufer ansehend:

„Was ist das? Was wagst Du von meiner Nichte zu denken? Bist Du des Lebens müde?"

Ko Snel wich gleichfalls mit erheucheltem Schrecken zurück und antwortete:

„Es ist unmöglich, mit Dir zu sprechen. Warum wartest Du nicht, bis Du wenigstens über das, was ich zu sagen habe, urtheilen kannst? Ich beschuldige Bella nicht: sie ist die Unschuld selbst; aber was ich mit meinen eignen Augen gesehen habe, das zu glauben, soll mich Dein wahnsinniges Aufbrausen nicht hindern. Lebewohl, Joseph; da Du mich nicht anhören willst,

werde ich von mir selbst allein Rath annehmen und die Pflicht zu erfüllen trachten, welche meine aufrichtige Liebe zu ihr mir auferlegt."

„Hieher! da geblieben!" befahl der Fischer mit einer Aufregung, welche er nicht bezwingen konnte.

„Ich werde bleiben; aber sei doch ein Mann, Joseph, und habe den Muth, die Wahrheit zu hören, so unangenehm sie auch ist. Nun, laß' uns weitergehen; ich werde meine Worte auf solche Weise zu setzen suchen, daß sie Dein Gemüth nicht verletzen. Daß Bella ganze Tage mit dem Edelmann allein in den Dünen bleibt, darin scheinst Du gar nichts Auffallendes zu finden. Daß sie in seiner Abwesenheit weder Rast noch Ruhe hat, wie Tante Klär selbst sagt, dieß ist natürlich, nicht wahr? In der That, die gute Seele muß den Unglücklichen trösten . . ."

„Ah, ah, Du faselst wie ein Irrsinniger!" rief Joseph lachend. „Was damit geschieht, ist allein Deine Schuld. Hättest Du durch Deine unvorsichtige Enthüllung des greulichen Todes seiner Eltern dem armen Edelmann nicht das Herz zerrissen, so hätte sich meine Nichte nicht so viel Mühe geben müssen, um ihn vor einer tödtlichen Krankheit und Geistesverwirrung zu bewahren. Was Wunders, daß Bella den Menschen gern bewacht, der ihr das Leben verdankt und noch immer ihrer Hülfe bedarf, um nicht der Verzweiflung anheimzufallen? Warum sollte meine Nichte von diesem Liebeswerk ablassen, ehe es ganz vollführt ist?"

„Ja, Joseph," brummte der Strandläufer, indem er zweifelnd die Achsel zuckte, „was Bella betrifft, so mag es wohl so sein, wie Du sagst. Ich weiß es

so wenig wie Du; aber Du wirst doch nicht behaupten, daß ein Mädchen und ein Mann, die beide jung und schön sind, und wovon die Eine so einfach wie ein Fischerkind, der Andere raffinirt und schlau ist, wie ein Stadtherr, Monate lang in der Einsamkeit von Nichts sprechen werden, als von dem schönen Wetter, und von wannen der Wind weht. Siehst Du, Joseph, ein Edelmann achtet alle andere Menschen nicht mehr und nicht minder, als den Koth zu seinen Füßen, und wenn er so ein armes Mädchen unglücklich machen kann, dann geht er hin und läßt sie sitzen in dem Kummer und in der Schande, ohne selbst noch einmal in seinem Leben an sie zu denken. Armer Vater Stock, wenn ein solches Unglück seine alten Tage vergiften sollte!"

Mit einem heisern, halb erstickten Laute packte der Fischer den Strandläufer am Arm und murmelte, während er ihm die Muskeln zusammenpreßte:

„Es wandelt mich die Lust an, Dich unter meinen Füßen zu zertreten, Du bösartiges Unthier, das Du bist! Ich halte Dich fest; Du sollst beweisen, daß Du zum Mindesten einen Scheingrund hast, um Herrn de Milval solcher ehrlosen Absichten zu zeihen; aber gib Acht auf Dich selbst, denn wenn Du aus bloßer Bosheit mir die Sinne aufregst, so reiße ich Dir gewiß die giftige Zunge aus dem Munde!"

„Ich werde nicht sprechen," antwortete Ko. „So lang Du mich festhältst, kommt kein Wort über meine Lippen. Die Beweise, welche Du begehrst, wollte ich Dir gerade geben; aber Du glaubst doch nicht, daß ich mich todtschlagen lasse, um Dir eine Wahrheit zu sagen, welche Du nicht hören willst? Wenn Du

nicht Liebe genug zu der armen Bella hast, um ruhig zuzuhören, wo ihre Ehre und das Glück ihres ganzen Lebens auf dem Spiel ist, dann sind meine Bemühungen, Dir die Augen zu öffnen, ganz umsonst. Laß mich fort; ich verlange nichts Besseres als schweigen zu dürfen."

„Wohlan," seufzte Joseph, seine Faust zurückziehend, „sage schnell, welche Beweise hast Du?"

Der Strandläufer schaute zur Seite nach den Dünen, als wollte er nach einem Wege suchen, auf welchem er sich flüchten könnte, und sprach dann mit gedämpfter Stimme:

„Ich habe seit langer Zeit Beweise; denn der Zufall ließ mich viele Dinge sehen, die nicht so klar sind wie Regenwasser; aber ich werde Dir nur sagen, was da eben unter meinen Augen vorfiel. Du kannst mir den Hals brechen, Joseph, wenn Du willst; Dein Zorn kann jedoch, was ist, nicht hindern zu sein. Es ist noch keine halbe Stunde vergangen; ich kam vom Strande durch die Dünen. Plötzlich sah ich Herrn de Milval in einer einsamen Tiefe sitzen; und dicht neben ihm, Seite an Seite, Bella, deren Wangen von Thränen erglänzten. Dieser Anblick machte mir Angst und Verdruß. Wie anders, da ich Bella aufrichtig liebe und ein Unglück fürchte? Ich blieb halb verborgen stehen; denn mir dünkte, ich könnte hier wohl hinter ein beklagenswerthes Geheimniß kommen. Weißt Du, was ich gesehen habe, Joseph?"

Der Fischer schien aus dem Schlafe zu erwachen und brummte mit zitternder Stimme:

„Nun?"

„Ich habe gesehen, wie sie einander leidenschaftlich bei den Händen faßten und sie drückten!"

„Und das ist Alles, was Du weißt?" rief Joseph mit einem tiefen Seufzer, als fiele ihm ein schwerer Stein vom Herzen. „Was will das heißen?"

„O, es ist also noch nicht genug, um Dir begreiflich zu machen, was geschieht?" spottete der Strandläufer, während er den Blick auf die Fäuste des Fischers gerichtet hielt. „Um Dir jede schwere Aufregung zu ersparen, wollte ich das Schlimmste verschweigen; aber da Du mich dazu zwingst, werde ich es sagen, in der Ueberzeugung, daß Du nicht so ungerecht sein wirst, mich für meine Nachgiebigkeit gegen Dein Verlangen zu strafen. Was ich noch gesehen habe, fragst Du? Ich habe gesehen, daß Herr de Milval seinen Arm um den Hals Deiner Nichte schlang und sie an sein Herz zog . . . Und sie, obwohl gewiß unschuldig, leistete ihm keinen Widerstand. Im Gegentheil!" rief er noch, während er nach den Dünen lief, um dem wüthenden Fischer, welcher ihm mit geballter Faust nacheilte, zu entfliehen.

Joseph blieb wie vernichtet am Fuß der Düne stehen; er schien den Strandläufer zu vergessen und in peinliche Gedanken sich zu verlieren.

Nachdem er jedoch eine Weile bewegungslos auf den Sand geblickt hatte, schüttelte er heftig den Kopf und setzte seinen Weg nach Adinkirchen fort.

„Was bin ich doch so dumm und kindisch!" murmelte er. „Den Lästerworten dieser Schlange Glauben beimessen? Meine Nichte? Was ist reiner, als ihr einfaches Herz? Und sie sollte im Stande sein,

die Ruhe und das Glück ihres blinden Vaters in Gefahr zu bringen? Ha, ha, welcher Wahnsinn! Herr de Milval ist ein Mann, edel nicht allein durch seine Geburt, sondern noch mehr durch seinen Charakter. Sollte er fähig sein, die unendliche Güte meiner Nichte durch eine niederträchtige Verführung zu lohnen? Nein, nein, es ist Etwas, das der verwünschte Strandrabe erfunden hat, um mich unglücklich zu machen. Er wird sein Ziel nicht erreichen: ich lache seiner boshaften Schwätzerei. Aber ich soll ihn dießmal unter meine Hände bekommen! . . . Nun, nun, nicht mehr daran gedacht!"

Und Joseph marschirte mit fieberhafter Eile vorwärts, als wollte er den ihn verfolgenden Gedanken entfliehen. Wenige Minuten später mäßigte er allmälig seine Schritte und blieb wieder stehen; seine Augen waren stier und seine Wangen bleich. Kopfschüttelnd murmelte er:

„Aber die Liebe? Die Liebe ist Etwas, das den Menschen blind macht und ihn möglicher Weise Alles vergessen läßt! Wie? Ich, der Jahre lang aus Achtung geheim hielt, was mir die Sinne verwirrte, ich sollte Bella, die einfache, die schöne Bella als Schlachtopfer sehen müssen von . . . Gräßlicher Gedanke! Ich weiß nicht: es ist mir, als würde mein Herz mit glühenden Zangen gezwickt. Ich glaube dem Strandläufer nicht. Warum kann ich denn diese schreckliche Angst nicht überwinden? O, nun fühle ich wohl, wie sehr ich Bella liebe!"

Er stampfte so gewaltig mit den Füßen, daß der Sand vor ihm hinflog. In seiner Wuth faßte er einen Büschel Seedornen und riß sie mit ihren zähen

Wurzeln aus dem Boden: das Blut floß ihm von den Händen . . . Dann setzte er seinen Marsch nach Adinkirchen fort, indem er von Zeit zu Zeit anhielt, um zu überlegen und mit sich selbst zu reden . . . aber endlich wurde er einigermaßen ruhiger, und ob es nun Fassung oder Muthlosigkeit war, er ging langsam weiter, den Kopf auf die Brust gesenkt, jedoch ohne daß noch heftige Geberden von der Aufregung seines Gemüths Zeugniß gaben.

So gelangte er aus den Sandhügeln heraus und auf die fruchtbaren Felder, welche Adinkirchen von den Dünen scheiden. Als er noch einige Bogenschüsse Wegs zurückgelegt hatte, erreichte er das Dorf.

Nachdem er eine Zeit lang dem Kanal von Dünkirchen gefolgt und in die lange Straße gekommen war, welche zugleich den Gemeindemarktplatz bildet, traf sein Auge auf Etwas, das ihn nicht wenig überraschte. Er sah vor der Thüre von dem St. Sebastian eine große Volksmenge, Männer und Weiber bei einander, wovon einige die Hände in die Höhe hoben, als ob sie über ein geschehenes Unglück laute Klage führen wollten. Er zweifelte nicht daran, daß Jemand vom Dache gefallen oder von einem Wagen überfahren worden sei, und daß man wahrscheinlich den Verunglückten nach dem St. Sebastian getragen habe; aber was er nicht begreifen konnte, war, daß er hie und da Leute sah, welche mit Körben in der Hand oder mit Päcken auf dem Rücken aus den Häusern gelaufen kamen und davon eilten, als ob sie ihre Habe aus einem Brande zu retten suchten.

Der Fischer trat zu den vor dem St. Sebastian

versammelten Leuten und fragte, einen seiner Bekannten auf die Schulter klopfend:

„Jan, Freund, was ist vorgefallen, daß man hier so in Haufen dasteht? Ist ein Unglück geschehen?"

„Ein Unglück, Joseph? Ein Unglück?" rief der Andere. „Es ist noch schlimmer, viel schlimmer! Die Franzosen sind in Veurne! Die ganze Stadt wimmelt von Soldaten, mit Kanonen, so groß und so viel, daß die Häuser einzustürzen drohen, wo sie vorüberziehen! . . . Du willst es nicht glauben? Frage nur den Schulmeister da drinnen. Der kommt gerade von Veurne."

Joseph drang durch den Haufen und trat in das Gasthaus. Hier hörte er den Schulmeister erzählen, wie die Franzosen das Heer der Alliirten in einer fürchterlichen Schlacht bei Fleurus unweit Charleroi geschlagen hätten. Er theilte außerdem noch mit, daß das ganze Land verloren und wahrscheinlich die Stadt Brüssel bereits von den Franzosen in Besitz genommen wäre, da keine Macht mehr bestände, welche es zu hindern vermöchte.

Joseph verfiel mitten unter diesen schwatzenden Leuten in tiefes Nachsinnen; er senkte den Kopf auf die Brust und blickte zu Boden. Er erkannte wohl, wie diese schreckliche Botschaft Herrn de Milval bedrohte, denn seiner Meinung zufolge mußte mit den französischen Heeren auch die Guillotine im Lande erscheinen, welche nach dem Blute eines Edelmanns dürstete, der ihr nur wie durch ein Wunder entgangen war; aber der Strandläufer hatte in seine Brust einen Keim von Haß gelegt, und Joseph fragte sich selbst, ob er sich wohl um das Loos von Je-

mand zu bekümmern hätte, welcher vielleicht dieses Opfer mit Verrath lohnen würde. Nach einer Weile gewann sein angeborner Edelmuth wieder die Oberhand. Er verdrängte dieses böse Bedenken mit Gewalt aus seinem Geist und begann die anwesenden Leute zu befragen, um genau zu vernehmen, was man über den Stand der Dinge wußte. Er wollte nach Empfang dieser Aufklärungen in aller Eile die Aufträge, womit Tante Klär und Bella ihn belastet hatten, vollziehen und dann nach Hause eilen, um Herrn de Milval zu warnen und zu seiner Rettung beizutragen, wenn es nöthig sein sollte.

Während er so sprach, entstand plötzlich auf der Straße ein schrecklicher Lärm, und die Leute von draußen stürzten voll Verwirrung in das Gasthaus und riefen:

„Flieht, flieht, da sind die Franzosen! Da sind sie! Da sind sie!“

Und die meisten eilten zur Hinterthüre hinaus, um über Hecke und Hag einen geschützten Weg nach ihrer Wohnung zu suchen. Nur Einige blieben in dem St. Sebastian und schauten bestürzt durch die Fensterscheiben.

In diesem Augenblick zeigten sich wirklich zwei französische Soldaten auf der Straße. Es waren schöne Männer mit barscher Miene und starkem, herabhängendem Knebelbarte. Sie trugen aufgestülpte Federhüte, von einem wallenden Federbusch beschattet, Pistolen im Gürtel und Schleppsäbel mit stählerner Scheide. Eine dreifarbige Schärpe, welche ihre Hüfte umschloß, schien anzudeuten, daß es Officiere waren. Einer von beiden war älter als der Andere, und

auch wirklich höher von Gestalt; das Angesicht des Jüngern zeugte von mehr Stolz und besonderer Härte des Gemüths.

An dem St. Sebastian vorübergehend, lachte dieser verächtlich und sagte zu seinem Gefährten, ohne seinen Gang zu unterbrechen:

„Wie sie so dumm sind, die groben Bären! Das flieht hinweg, wie eine Heerde Schafe, bei der bloßen Erscheinung eines französischen Soldaten! Glauben sie denn Menschenfresser in uns zu sehen?“

„Sie sind in ihrer Einfalt geängstigt, weil sie unsere Absicht nicht kennen,“ bemerkte der Andere.

„Sage vielmehr, es sind Anhänger von Königen und Tyrannen, und möchten uns lieber in der Hölle, als hier sehen. Und denken müssen, daß Frankreich mit ganz Europa zu kämpfen hat, um solchen Wesen die Freiheit zu bringen, welche sie mit Haß von sich stoßen!“

„So meinst Du,“ sprach der Andere mit einem Lächeln, worin sich ein gewisser freudiger Stolz kund gab, „aber Du irrst Dich. Kein Volk auf Erden hat mehr Blut für die Freiheit vergossen, als das Volk dieser Lande. Seine ganze Geschichte ist ein einziger riesiger Kampf für die Behauptung der Freiheit, welche von alten Zeiten her sein nationales Erbtheil war. Aber Du darfst versichert sein, daß, wenn wir nichts Anderes, als die Freiheit brächten, sie uns mit offenen Armen aufnehmen würden; aber die schreckliche Schwester, welche man zu Paris der Freiheit gegeben hat, schlägt alle Völker mit unendlichem Schrecken.“

„Die Guillotine?“ sagte der andere Officier.

„Es ist ein nothwendiges Uebel. Wie könnte man Frankreich von allen Feinden der Freiheit erlösen und die Republik gegen die geheimen Intriguen der Aristokraten schützen, wenn man das wuchernde Unkraut nicht mit der Wurzel abschnitte und im Blut erstickte?“

„Wahrscheinlich ist die Guillotine zur Erhaltung der Republik in der That nothwendig, da die Volksabgeordneten zu Paris also darüber urtheilen,“ seufzte der älteste der beiden Officiere kopfschüttelnd; „aber es ist doch schmerzlich für einen Soldaten, welcher Nichts als das Schlachtfeld kennt, um einer guten Sache zum Siege zu verhelfen, wenn er denken muß, daß der Henker mehr Arbeit abthut, als er.“

Mit diesen Worten bog er in ein Gäßchen ein, welches auf den Kirchhof auslief. Er schien Träumereien nachzuhängen und gab auf die Bemerkungen seines Gefährten keine Antwort mehr.

Als sie mitten auf den Gottesacker gelangt waren, blieb er plötzlich vor einem hölzernen Kreuze stehen, das sich vor vielen andern nur durch seine größere Höhe auszeichnete. Er nahm den Hut ab, beugte das Haupt und hielt sich still.

„Was thust Du?“ fragte der Andere überrascht.

„Es ist das Grab meiner Eltern; hier ruhen mein Vater und meine Mutter,“ war die leise Antwort.

„Du betest? Solltest Du zufällig an die dummen Erfindungen der Priester glauben?“

„Bei dem Grabe seiner Eltern fühlt der Sohn seine Seele aufwallen zu dem höchsten Wesen, in

dessen Schooße sie wohnen," murmelte der alte Officier mit eindringlicher Feierlichkeit in der Stimme.

„O! das höchste Wesen! Das ist etwas Anderes: so begreife ich es," sprach der Andere, gleichfalls das Haupt entblößend.

Nach einer Weile Stillschweigen bemerkte er mit einem Lächeln:

„Wenn die Kameraden von drüben uns so sehen könnten! Zwei französische Kapitäne, vor einem hölzernen Kreuze gebückt und Gebete murmelnd, gleich zwei Frömmlern, welche an das Fegfeuer glauben!"

„Komm', laß uns jetzt eilig unsern Weg fortsetzen," erwiederte der Andere, „wir haben noch volle drei Viertelstunden zu gehen, um den Strand zu erreichen. Ich werde schon wieder hieherkommen; der Ort erinnert mich ganz an meine Kindheit, an mein früheres Leben."

Sie gingen auf demselben Weg zurück, eilten an dem St. Sebastian vorüber und folgten bis zum Ende des Dorfes der Straße, welche eine Zeitlang an dem Dünkirchischen Kanal hinführt und sich dann plötzlich landeinwärts zieht, um die Dünen zu erreichen. Der jüngere Officier drückte seine Verwunderung aus, daß die Felder hier so reichlich mit köstlichen Früchten bedeckt ständen, während er einige Bogenschüsse weiter Nichts als Sandhügel sähe. Sein Kamerade erklärte ihm, daß eine so strenge Abgrenzung zwischen den unfruchtbaren Dünen und den fetten Polderlanden an einem großen Theile der flämischen Küste hin zu bemerken sei. „Es ist wahrscheinlich," fuhr er fort, „daß vor Zeiten die Binnen-

gewässer, von den Dünen zurückgehalten, hier Jahrhunderte lang einen ausgedehnten Morast gebildet, und daß die torfartige Erde und der fette Schlamm sich auf dem Seesand niedergeschlagen haben; denn man stößt in einer gewissen Tiefe unter dem fruchtbaren Boden wieder auf Dünensand. Derselbe auffallende Unterschied zeigt sich nicht allein in der Natur des Bodens, sondern noch mehr in den Sitten und in der Sprache der Bewohner, ja so zu sagen, in dem Geschlechte selbst; denn obwohl die Fischer und die Adinkirchner in sehr freundlichen Beziehungen zu einander leben, vermischen sie sich doch niemals durch Heirath . . ."

Also sprechend, schritten die beiden Officiere an dem Elst vorbei und traten in die Dünen. Ihr Weg war beschwerlich, denn sie sahen sich beinahe jeden Augenblick genöthigt, einen Hügel Flugsandes zu erklimmen und auf der andern Seite in die Tiefe hinabzusteigen, um von Neuem gegen eine steile Höhe anzulaufen.

Der Andere erwiederte auf die Bemerkung seines Kameraden:

„Ja, es ist ganz so: ich erkenne genau den Weg, den wir zu verfolgen haben. Der Wind verweht sehr oft die eine oder andere Düne und läßt eine Höhe entstehen, wo vorher eine Tiefe war. Es gibt jedoch beträchtliche Hügel, welche unveränderlich scheinen; denn seit Jahrhunderten dienen sie den Fischern auf der See zu Zeichen und zu Backen. Alle tiefen Flächen in den Dünen nennt man hier Pfannen und jede Erhebung einen Hill. Es hat mich verwundert, als ich in Amerika unter den Engländern

lebte, dieses Wort Hill mit derselben Bedeutung in ihrer Sprache wieder zu finden, während es außerhalb den Dünen nirgends in den Niederlanden gebraucht wird. — Die Einsamkeit dieser Gegend überrascht Dich? Sonst standen mehre Fischerhäuschen in den Dünen; aber seit fünfundzwanzig Jahren ziehen sie sich mehr nach einer großen Fläche, eine halbe Stunde von hier, welche man die Kirchenpfanne oder bloß die Pfanne nennt."

Die beiden Officiere hatten bereits eine gute Strecke Wegs zurückgelegt und waren in einer breiten Thalvertiefung stehen geblieben, um einige Augenblicke die seltsame Aussicht zu genießen, welche der umgewühlte Grund dieses Ortes darbot. Der Aeltere war eben damit beschäftigt, seinen Gefährten darauf aufmerksam zu machen, welche überraschende Aehnlichkeit zwischen diesen Tausenden von Sandhaufen und den Wogen einer erregten See bestände, — als der Andere, welcher den Kopf umgedreht hatte, zu ihm sagte:

„Sieh', da kommt Jemand hinter uns her. Das ist wohl ein Fischer, nicht wahr? Man sieht es an seinem getheerten Hut und an seinen weiten Kleidern."

Die Erscheinung eines Fischers, in seiner vollständigen Kleidung, schien den andern Kriegsmann zu erfreuen; denn zu Adinkirchen, wo alle Einwohner Landbauern oder Handwerker sind, war er keinem einzigen begegnet.

„Ja," antwortete er, „das ist ein Fischer. Unter einem solchen rothen Kittel habe ich die schönsten Jahre meines Lebens hingebracht. Es ist, als ob ich mich selbst in diesem Manne wiedersähe."

„Was für ein gewaltiger Bursche!“ spottete der Andere. „Er nimmt Schritte wie ein Vogel Strauß und wackelt auf dem Weg hin und her, wie ein Elephant.“

„So gehen meistens alle Fischer: es ist das Schwanken des Bootes auf den Wogen, das ihnen in die Beine gefahren. Und was seine Gestalt betrifft, so ist sie nichts Ungewöhnliches in dieser Gegend. Ein paar Stunden von hier liegt ein flämisches Dorf, Ostdünkirchen genannt. Die Fischer dieses Dorfes sind selbst unter den andern Dünenbewohnern durch ihre riesige Gestalt bekannt.“

„Ja, aber der Bursche dort hält noch mehr in die Breite. Ich glaube, es dürfte nicht angenehm sein, mit einem solchen ungeleckten Bären sich in einen Kampf einlassen zu müssen, ohne eine andere Waffe, als seine Fäuste . . . Aber was hat er denn? Sollte er sich vor uns fürchten? Er geberdet sich, als ob er uns nicht bemerkte und hält das Gesicht unter seinem Hut verborgen . . .“

Der Fischer sprang, als er in die Nähe der Officiere kam, zur Seite von dem Weg ab und eilte an ihnen vorüber, ohne aufzusehen.

„Gott mit Dir, Kamerad!“ rief der alte Kriegsmann in westflämischem Dialekte nach. „Du hast sehr eilig. Fürchtest Du Dich vor uns?“

Voll Ueberraschung unterbrach der Fischer seinen Gang, als wollte er zu demjenigen zurückkehren, welcher ihn in seiner eigenen Mundart und in so freundlichem Tone angesprochen hatte; aber eine blitzschnelle Ueberlegung sagte ihm, daß er voraus müßte, um die Ankunft der Franzosen in dem Hause von Vater

Stock zu melden. Von seiner Eile konnte das Leben eines Menschen abhängen. Er begann also wieder mit verdoppelter Schnelligkeit zu laufen, erstieg eine Höhe und verschwand den Officieren aus dem Gesicht.

„Er hat den Teufel auf den Fersen!“ lachte der Jüngere. „Sie sind höflich wie wilde Thiere, die Fischer dieser Gegend!“

„Ich begreife es nicht!“ erwiederte der Andere. „Das ist nicht das gewöhnliche Thun der Fischer; im Gegentheil, die Leute vom Adinkirchischen Strande sind bekannt durch ihre freundliche Höflichkeit gegen Jedermann. Nun, beeilen wir uns, sonst möchte der Mann wohl noch Zeit haben, dort auch den albernen Schrecken zu verbreiten. Noch einige Minuten und wir sind am Ziele unserer Wanderung.“

„Sag' was Du willst, Deine Landsleute sind nichts weniger als Helden. Hasenherzen und Riesenkörper! Die Natur hat hier gewiß eine Dummheit begangen!“

„Darin irrst Du sicherlich,“ fiel ihm sein Gefährte in's Wort. „Diese einfachen Leute scheinen Dir furchtsam; könntest Du sie jedoch im Augenblick der Gefahr sehen, kämpfend gegen Sturm und Wogen! Könntest Du sie namentlich sehen, wenn sie ihr eigenes Leben wagen, um einem andern Menschen das Leben zu retten, Du würdest Achtung und Bewunderung fühlen für so viele Aufopferung und so viele Heldenhaftigkeit, welche keine andere Triebfeder, als den Adel des Herzens haben, und keinen andern Lohn empfangen, als den, unbekannt zu bleiben.“

„Es ist möglich. Sie lassen also ihren Muth

auf der See, sobald sie an's Land kommen?" brummte der junge Officier, während er seine Schritte verdoppelte, um seinem Kameraden zu folgen.

IX.

In der Wohnung von Vater Stock saß man an dem Nachmittagscafé um den Tisch herum. Herr de Milval mußte seinen Entschluß, in drei Tagen abzureisen, bereits seit einiger Zeit angekündigt haben, denn man sprach mit einer gewissen Ruhe von der langen Reise, welche er, noch nicht völlig genesen, unternehmen wollte. Bella hatte sich neben ihm niedergelassen und verbarg ihren eigenen Kummer, um mit sanften Worten seine Schwermuth zu bekämpfen.

Ohne Zweifel in gleicher Absicht äußerte Tante Klär schon im Voraus ihre Freude über den wahrscheinlichen Sieg der verbündeten Könige und über den bevorstehenden Fall der Republik. Sie sagte mit Entzücken voraus, daß der Edelmann bald nach Frankreich zurückkehren und in den Besitz seines väterlichen Vermögens wieder eingesetzt würde. Endlich war es ihr so weit gelungen, durch ihre heitern Vorstellungen dem Gespräche Etwas von seiner Traurigkeit zu benehmen, als plötzlich die Thüre aufgerissen wurde, und Joseph, außer Athem und Schweiß auf der Stirne, in dem Zimmer erschien.

Er wollte sprechen, aber sein Blick fiel auf Herrn de Milval und auf Bella, welche an seiner Seite saß. Dieser Anblick schien einen schmerzlichen Ein-

druck auf ihn zu machen und das Wort auf seinen Lippen zurückzuhalten.

„Was für ein Dorn hat Dich wieder gestochen, Du Tollkopf?“ fragte Tante Klär zornig. „Du fällst in's Haus wie ein Donnerschlag. Ist dies die Art und Weise eines vernünftigen Menschen?“

Der Fischer schüttelte heftig den Kopf, als ob er einen lästigen Gedanken verjagen wollte, und sprach dann hastig:

„Ach, ich bringe eine traurige Kunde! Die Franzosen haben die Alliirten in einer großen Schlacht geschlagen; das ganze Land ist verloren; Brüssel ist genommen; Veurne ist voll von französischen Soldaten, mit Reiterei und Kanonen!“

„O Himmel, welche schreckliche Nachricht! Unmöglich! Das ist ein Mährchen!“ riefen sie Alle zugleich, von dem Tische aufspringend.

„Ein Mährchen?“ wiederholte Joseph. „Ich habe selbst zwei französische Soldaten gesehen . . .“

„Du hast sie gesehen? Mit eigenen Augen gesehen? Zu Adinkirchen?“ unterbrach ihn Tante Klär.

„Nein, in den Dünen, nur einige Bogenschüsse von hier, und auf dem Pfade, der nothwendig sie an diesem Haus vorbeiführen muß. Ich komme in einem Athem gelaufen, um Herrn de Milval zu warnen, damit er vor ihrer Ankunft sich flüchte.“

„Wehe, wehe! Was thun?“ rief Bella, indem sie sich zitternd vor Angst vor den jungen Mann stellte, als wollte sie ihn gegen die drohende Gefahr beschützen.

„Verbergen Sie sich in dem Keller, Herr,“ sagte Frau Klär.

„Auf dem Speicher, unter den alten Netzen!“ seufzte das Mädchen. „Kommen Sie, kommen Sie!“

„Warum solcher Schrecken?“ bemerkte der Edelmann ruhig. „Die französischen Soldaten begeben sich wahrscheinlich nach dem Strande. Wer sagt uns, daß sie hier eintreten werden? Und thäten sie es auch, sie würden mich doch darum nicht erkennen. Seid also ruhig, Freunde; lasset uns wieder Platz nehmen und thun, als ob wir Nichts fürchteten.“

„Nein, Sie müssen sich verbergen, Herr,“ wiederholte Joseph. „Ich habe Grund zu denken, daß diese Soldaten in der Absicht hieher kommen, Sie zu suchen. Der Strandläufer hat mir so etwas davon gesagt, daß er sich an Ihnen rächen würde.“

„An mir? Warum?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete der Fischer verlegen.

„Glaubt das nicht,“ rief Tante Klär, welche vor der Thüre sich als Schildwache aufgestellt hatte und auf den Fußweg ausschaute. „Der Strandläufer plagt unsern Joseph immerdar; aber er ist ein allzu guter Junge, um Jemand ein Leid anzuthun.“

„Und ich sage, daß er Herrn von Milval verrathen wird, wenn er es nicht schon gethan hat. Um Gotteswillen, verbergen Sie sich, Herr, und eilen Sie, denn dieselben können nicht mehr ferne von hier sein.“

Der Edelmann faßte, als wäre er zu einem plötzlichen Entschluß gekommen, zu gleicher Zeit die Hand des Blinden und seiner Tochter und sprach mit tiefer Rührung:

„Lebt wohl, lebt wohl, liebe Freunde, ich werde

niemals Eure wunderbare Liebe zu dem armen Fremdling vergessen ...“

„Ach, was wollen Sie thun? Wohin wollen Sie?“ rief Bella, während Thränen ihr aus den Augen drangen.

„Ich muß abreisen, augenblicklich abreisen,“ antwortete der Jüngling. „Wenn man meinen Versteck verrathen hätte und französische Soldaten mich hier bei Euch verborgen fänden, so würdet Ihr um meinetwillen eine grausame Verfolgung zu erleiden haben. Gott bewahre mich vor solcher Niederträchtigkeit! Noch lieber tausendmal den Tod!“

Mit diesen Worten wollte er durch den Stall nach den Dünen eilen; aber Bella faßte ihn unter einem Klageruf am Arm und wollte ihn zurückhalten. Joseph dagegen war vor die Stallthüre getreten und sagte, während er ihm den Weg versperrte:

„Was Sie thun wollen, ist unmöglich, Herr. Von Veurne bis Brügge wimmelt Alles von Soldaten; Sie rennen unfehlbar in Ihr Verderben!“

„Schnell, schnell!“ rief Tante Klär, indem sie zitternd in das Gemach zurücksprang. „Dort sind sie! Sie kommen hieher!“

„Geh', Joseph,“ sprach der Blinde; „bringe Herrn von Milval nach dem verlassenen Häuschen von Peter Mulle. Dort kommt Niemand vorüber. Wenn die Soldaten fort sind, wollen wir sehen, was zu thun ist. Ich bitte Sie, Herr, folgen Sie meinem Begehren! zögern Sie keinen Augenblick.“

„Darf ich mit Joseph gehen, Vater?“ fragte das Mädchen. „Aber nein! Wenn die Soldaten Dir Etwas zu Leide thun wollten!“

„Wer sollte einen armen Blinden beleidigen? Fürchte Nichts, mein Kind.“

„Ich komme zurück, Vater, sobald er in Sicherheit ist.“

Sie lief Joseph nach, der den Edelmann am Arm gefaßt und durch den Stall auf die Dünen geleitet hatte.

Tante Klär hatte sich tief in das Gemach zurückgezogen und richtete von da, Todtenblässe auf den Wangen, den Blick nach der Thüre; der Blinde saß am Tisch mit gesenktem Haupte und schien ruhig abzuwarten, was geschehen sollte.

Ein halb erstickter Angstschrei entschlüpfte Tante Klär, und sie lehnte sich zitternd an die Wand, als die beiden Officiere in die Thüre traten und stillschweigend stehen blieben, wie verwundert über den Schrecken, welchen ihre Ankunft hier verursachte.

„Ihr fürchtet Euch vor mir? Ihr erkennt mich also nicht!“ sagte der alte Kriegsmann in betrübtem, jedoch freundlichem Ton.

Mit einem lauten Schrei von seinem Stuhle aufspringend, streckte der Greis die zitternden Hände vor und rief:

„O, Himmel! Die Stimme meines Bruders! Louis! Louis!“

Der Kapitän fiel dem Blinden in die Arme und drückte ihn mit tiefer Rührung an die Brust.

„Louis! Es ist Louis, mein lieber Bruder! Ich danke Dir, o Gott!“ rief die alte Tante, während sie dem Kapitän an den Hals flog und ihn mit Entzücken küßte.

Einige Augenblicke verharrten sie so in einer

engen Umarmung, allerlei Ausrufe der Freude mit einander wechselnd.

Tante Klär überhäufte den Kapitän mit Fragen und hinderte ihn zu gleicher Zeit durch ihre wiederholten Umarmungen, eine deutliche Antwort zu geben.

Der Blinde zog zuerst seine Arme zurück, um dem Himmel für seine Güte zu danken. Die Hände emporhebend, rief er aus:

„Gepriesen, gepriesen sei Dein Name, o Gott! Ich habe so lang den Tod meines Bruders betrauert, und Du schenkst mir das Glück, ihn noch einmal auf Erden in meine Arme schließen zu dürfen!"

„Du glaubtest mich todt?" sagte der Kapitän. „Ich schrieb Dir doch dreimal. Du hast meine Briefe also nicht erhalten?"

Während er sprach, fühlte er, wie sein Bruder mit einer sonderbaren Bewegung seine Hände über seinen Anzug gleiten ließ und seine Schärpe und seine Pistolen betastete.

Er sprang zurück und rief ängstlich:

„Blind? Mein armer Bruder blind? Ach, sage, daß ich mich irre. Es wäre allzu schrecklich!"

„Mein Gesicht ist in der That so schwach, daß ich beinahe Nichts mehr unterscheiden kann; aber alle Hoffnung ist noch nicht verloren," antwortete der Greis lächelnd, um den Kummer seines Bruders zu mildern. „Meine Augen können noch genesen. Achte nicht darauf, Louis; laß mich nur froh sein, daß Gott mir gestattet, Dich wieder lebend zu sehen."

Er trat einen Schritt vor, suchte die Hand seines Bruders und drückte sie mit erhöhter Zärtlichkeit.

„Komm, Louis," flüsterte er, „beklage mich nicht

und sei munter; denn ich bin nicht unglücklich, wie Du meinst. Ich bin wohl hart geprüft worden seit Deiner letzten Fahrt nach Island, doch legt der Herr eine Last auf, so hilft er sie auch tragen. Er hat mir eine Quelle von Trost und Freude gelassen . . ."

Plötzlich fragte der Kapitän, als würde er durch diese Worte auf andere Gedanken gebracht:

„Aber, Simon, ich sehe Deine Frau nicht. Wie geht es den Jungen? Sie sind zu starken Männern herangewachsen, nicht wahr? Und meine kleine Bella? Was für eine herrliche Frau muß sie geworden sein?"

Der Greis senkte den Kopf und schwieg; Tante Klär stieß einen schmerzlichen Seufzer aus.

„Du antwortest nicht," rief der Kapitän erschrocken. „Schwester, warum treten Dir Thränen in die Augen? Du machst mich zittern . . ."

„Bella ist in der That ein schönes Mädchen geworden," sagte der Greis. „Wie erfreut, wie glücklich wird sie sein, wenn sie Dich sieht; sie spricht noch täglich . . ."

„Aber die Andern?" fiel ihm der Kapitän ängstlich in's Wort. „Philipp, Klas, Peter, Jan? Sie leben, nicht wahr?"

„Gott hat sie in seinen schönen Himmel aufgenommen," flüsterte der Blinde.

„Und Deine Frau?"

„Sie ist dort oben mit ihren Kindern vereint," war die leise Antwort.

„Todt! Sie sind Alle todt!" klagte Louis. „Armer Bruder, und Du sagst, Du seiest nicht unglücklich? Blind und trauernd über dem Grabe Deiner ganzen Familie!"

„Die Zeit heilt alle Wunden," antwortete der Greis; „selbst die, welche der Tod dem Herzen eines Vaters schlägt. Und doch, ist Sterben nicht Aller Menschen Loos? Ich werde meine lieben Kinder und meine theure Frau in dem andern Leben wiederfinden."

Schweigend und fast vernichtet unter seiner Trauer hielt der Kapitän den Blick auf die erloschenen Augen des Greises geheftet. Obschon der jüngere Officier Nichts von dem, was gesprochen wurde, verstanden, hatte er doch so viel begriffen, daß sein Kamerad durch die Blindheit seines Bruders schmerzlich betroffen worden war. Er näherte sich ihm und suchte ihm Muth einzuflößen und ihn zu trösten.

„O, es ist entsetzlich!" sprach Kapitän Louis in französischer Sprache. „Bedenke, mein Freund, ich kehre nach zwölfjähriger Abwesenheit hieher zurück. Ich glaubte eine zahlreiche und blühende Familie in meine Arme drücken zu dürfen; ich hoffte meinen Bruder glücklich zu finden. Wehe, er ist blind, und der Tod hat seine Familie hinweggerafft. Von seinen vier Söhnen bleibt ihm nicht ein einziger mehr, um ihm die Augen zu schließen!"

„Ach, wüßtest Du, Louis, welchen Schatz von Güte, von Tugend und von Liebe das Herz meiner Bella enthält," sprach der Greis, „Du würdest begreifen, daß ich, selbst nach so vielen Unglücksfällen, noch glücklich sein kann! Hätte Gott mir diesen Engel nicht geschenkt, um meinen Muth zu stützen und meine alten Tage zu erheitern, dann wäre ich gewiß schon unter der Last des Lebens erlegen; nun aber preise ich den Herrn für seine Barmherzigkeit."

„Wo ist meine Nichte?" fragte Louis, sich mit Gewalt aus seinem Schmerz aufraffend.

„Sie ist mit einem Auftrag ausgeschickt worden und wird bald zurückkehren," war die Antwort.

„Ich glaube, ich höre sie die Hinterthüre öffnen," bemerkte Tante Klär.

Mit einem Lächeln der Erwartung auf den Lippen blickte der Kapitän nach dem bezeichneten Eingang; er sah in der That ein junges Mädchen, das, von Schrecken ergriffen, Schritt für Schritt aus dem Stall hervorkam und endlich mit dem Kopf unter der Thüre erschien . . . aber dann blieb sie stehen und begann zu zittern, während sie, bleich vor Bestürzung, das fragende Auge auf das Gesicht des Kapitäns gerichtet hielt. Ein plötzlicher Schrei entschlüpfte ihr; fast außer sich vor Bewegung faltete sie die Hände und näherte sich so dem Officier, aus dessen Auge Freude und Liebe ihr entgegenstrahlte.

„Sollte es wahr sein!" rief sie. „Nein, es ist unmöglich; ich würde vor Glück vergehen! Vergeben Sie mir, Herr! O, es ist, als sehe ich meinen guten Oheim Louis!"

„Liebe Nichte, Du erkennst mich also doch?" murmelte der Kapitän, tief gerührt.

„Er ist es, o Gott!" jubelte das Mädchen, „mein Oheim, mein Oheim Louis!"

Und sie warf sich, ihrer seligen Bewegung fast unterliegend, an den Hals des Kapitäns. Ohne ihm Zeit zu lassen, ein Wort auszusprechen, rief sie zwischen wiederholten Küssen:

„Ach, wie oft habe ich geweint! Wir wähnten, Du wärest todt! Der Vater, der niemals verzwei-

selt, sagte wohl, Du würdest wiederkehren. Du hast es vielleicht vergessen, Oheim, wie Du die kleine Bella liebtest; aber ich weiß es noch sehr gut, welche Mühe Du Dir gegeben hast, mich lesen zu lehren; wie ich auf Deinen Knieen saß, und Du mich für jeden Buchstaben, den ich nennen konnte, küßtest . . . Und Du bist nun Soldat?"

„Oheim Louis ist Kapitän!" rief Tante Klär.

„Kapitän!" wiederholte das Mädchen. „Kapitän bei den Franzosen? Aber es ist gleich, ich fühle mich glücklich, so an dem Herzen dessen, der mich wie ein zweiter Vater geliebt hat! Nein, nein, laß mich Dich noch einmal umhalsen. Es ist die kleine Bella, die ihrem guten Oheim Louis für seine Liebe dankt."

Der Kapitän machte die Arme seiner Nichte von seinem Halse los und sagte mit heiterem Scherz:

„Laß nun ab, Bella; Du wirst mir nicht einmal Zeit lassen, Dich zu betrachten. Als ich die unglückliche Fahrt nach Island unternahm, warst Du noch ein Kind; aber nun? ha, ha, nun darf ich stolz sein auf meine Nichte! Sieh', Du wirst mich einen Schmeichler heißen, und doch werde ich Nichts als die Wahrheit sagen. Seit meiner Abreise habe ich manches Land durchwandert und viele schöne Frauen gesehen; aber doch bin ich noch keiner einzigen begegnet, die schöner wäre, als meine Nichte Bella . . ."

„Komm, laß uns Platz nehmen, lieber Oheim," unterbrach ihn das Mädchen, indem sie mit schneller Bewegung die Stühle vorschob. „Wir haben gerade Café getrunken; aber der Topf ist noch über dem Feuer. Ich werde Dir und Deinem Kameraden eine gute Tasse einschenken, und Du sollst unter dem Trin-

ken uns einmal erzählen, wie Gott in seiner unendlichen Güte Dich aus dem Schiffbruch gerettet hat."

Zu dem jungen Kapitän tretend und ihm einen Stuhl anbietend, sagte sie in sanftem Tone:

„Machen Sie sich's bequem, Herr; thun Sie, als ob Sie zu Hause wären. Wenn der Herr eine Tasse Café bei uns trinken wollte, würde es eine große Ehre für uns sein."

Der Kriegsmann lächelte ihr freundlich zu; und indem er in französischer Sprache dankte, suchte er ihr begreiflich zu machen, daß er keine Lust zum Sitzen hätte. Er näherte sich seinem alten Kameraden und flüsterte mit gedämpfter Stimme:

„Beim Teufel! Deine Nichte ist ein prächtiges Mädchen. Sie hat Augen wie eine italienische Frau. Wie rein ihre Wange, wie bezaubernd ihr Lächeln ist! Es ist eine Rose, in den Dünen verloren. Schade, daß hier Niemand Französisch versteht. Gestehe, daß es für mich langweilig sein muß."

„Ich habe es Dir zum Voraus gesagt," bemerkte der Andere. „Du wolltest mich begleiten, um das Haus zu sehen, wo ich geboren bin; tröste Dich um meinetwillen; es ist nicht anders zu machen."

Der junge Officier stellte sich an das Fenster und schaute hinaus; inzwischen wechselte der Kapitän einige Worte mit seinem Bruder Simon und seiner Schwester Klär. Bella beeilte sich, den doppelt starken Café einzuschenken. Als sie damit fertig war, und die Tasse dampfend vor ihrem Oheim stand, setzte sie sich neben ihn und rief ganz vergnügt:

„Jetzt werden wir also erfahren, wie Gott meinem lieben Oheim das Leben erhalten hat, und wie

es kommt, daß wir ihn wiedersehen, gekleidet wie ein König und als Kapitän in französischen Diensten."

„Ja, Nichte," sagte Louis Stock, „das ist eine Geschichte, die viele Tage dauern würde, wenn ich sie ganz erzählen müßte. Ich werde Dir nur in der Kürze eine Vorstellung von dem geben, was mir widerfahren ist. Wahrscheinlich werden wir noch lang genug in dieser Gegend bleiben, und so ist es mir möglich, Dich mehr als einmal zu besuchen. Wir können demnach ausführlicher darüber sprechen . . . Nach meiner Abreise von Dünkirchen hatten wir viel schlechtes Wetter, doch eine ziemlich günstige Fahrt bis beinahe nach Island; aber da wurden wir in der Nacht von einem so heftigen Sturm befallen, daß Alles auf dem Schiff in Verwirrung gerieth und wir unser Steuerruder verloren. Drei Tage und drei Nächte wurden wir von dem Winde auf den Wogen hin- und hergeworfen; wir sahen wohl dann und wann ein Schiff in der Ferne, aber es gab kein Mittel, Hülfe zu erlangen; die See wüthete und ging schrecklich hohl. Als der Sturm sich legte, wußten wir nicht, wo wir uns befanden. Was uns tödtliche Angst einflößte, war, daß wir hie und da auf der See große Eisblöcke treiben sahen; und nicht selten mußten wir alle Kräfte aufbieten, um ihnen auszuweichen. Die Nacht kam, und was wir fürchteten, traf ein: unser Schiff zerschellte zwischen zwei treibenden Eisbergen und sank unmittelbar. Meine armen Gefährten wurden von der See verschlungen; ich hörte in der Seele ihren Nothruf eine kurze Weile ertönen und dann allmälig verstummen. Was mich betrifft, ich war durch den Stoß über Bord geworfen und befand mich auf dem

Eise. Dir zu sagen, was ich diese Nacht gelitten habe, ist unmöglich. Obwohl meine Kleider trocken geblieben waren, erstarrten meine Glieder doch von der heftigen Kälte; denn ich wagte nicht, mich stark zu bewegen, aus Furcht, auszuglitschen und in die See zu stürzen. Der Tod stand mir vor Augen und ich rief Euch Allen ein trauriges Lebewohl zu . . ."

„Armer Oheim!" sagte Bella, indem sie ihm mit Zittern die Hand drückte. „Dein entsetzliches Loos treibt mir die Thränen in die Augen."

„Mein Herz schlägt nicht mehr!" seufzte Tante Klär.

„Nein, seid unbesorgt," fuhr Kapitän Louis fort. „Der gute Gott hatte beschlossen, daß ich noch nicht sterben sollte. Des Morgens, bei Tagesanbruch, sah ich ein kleines Schiff, das alle Segel aufgezogen hatte und sich anstrengte, aus dem Treibeis heraus zu kommen. Es hatte gleichfalls in Folge der vielen Stürme seinen Cours verloren. Man bemerkte mich und holte mich mit einem Boote ab."

„Ah, ah!" rief Bella, mit kindlicher Freude in die Hände klatschend, „mein Oheim Louis ist gerettet! Ich starb beinahe vor Angst; aber jetzt bin ich wieder so glücklich . . ."

„Warte noch ein Bischen, liebe Nichte," fuhr der Kapitän fort, „ich bin noch nicht am Ende meiner Geschichte. Das Schiff, welches mich aufgenommen hatte, war eine englische Brigg, welche nach St. John auf Neu-Fundland segelte. Wir hatten gut Wetter und gelangten ohne Gefahr in die Gewässer der großen Bank, als ein schrecklicher Sturm uns auf's Neue überfiel und nordwärts verschlug. Unser Schiff

wurde auf die Küste geworfen und auf dem felsigen Strand zerschmettert. Es gelang uns noch, mit dem Boot wohlbehalten das Land zu erreichen. Wir wußten nicht wo wir uns befanden, denn es war eine wüste Gegend, wo sich auf hundert Stunden in der Runde nicht ein Mensch entdecken ließ. Wir traten unsern Marsch über den Schnee an und wandten uns südwärts, um einen bewohnten Ort aufzusuchen. Nachdem wir drei unserer Kameraden verloren hatten, welche sämmtlich dem Elend und der Krankheit unterlagen, gelangten wir endlich, von Hunger verzehrt, mager und bleich wie lebendige Leichen, an einen Ort, wo etwa ein Dutzend Familien in Hütten, die aus Thierfellen gemacht waren, beisammen wohnten. Es war eine Art halbwilder Menschen, welche man die kleinen Eskimo's nennt. Wir hatten auf der Nordküste von Labrador Schiffbruch gelitten. Ich will Dir ein andermal viel wunderliche Dinge von diesem sonderbaren Volke erzählen ..."

Ein halbunterdrückter Schrei entschlüpfte Bella, und sie sprang auf, indem sie mit sichtbarer Angst im Zimmer umherschaute.

„Was hast Du, liebe Nichte?" fragte der Kapitän erstaunt. „Man möchte sagen, ein plötzlicher Schrecken habe Dich befallen. Es ist doch meine Geschichte nicht, wodurch Du so aufgeregt wirst?"

„Wo ist Dein Kamerad geblieben?" murmelte das Mädchen. „Ich sehe ihn nicht mehr!"

„Kümmere Dich nicht um ihn, Bella. Er langweilt sich, weil er nicht Flämisch versteht, und geht da vor der Thüre in den Dünen umher."

Das Mädchen ging an's Fenster, um durch die

Scheiben hinauszusehen, und kehrte mit einem hellen Freudenlächeln zu ihrem Oheim zurück. Ihren ersten Platz wieder einnehmend, sagte sie:

„Er sitzt auf dem Bänkchen vor dem Hause und pfeift ein Liedchen. Er scheint ein guter Mensch zu sein, der Herr?"

„Ja, ein sehr guter Mensch," bemerkte der Kapitän mit einem Lächeln des Zweifels. „Ein treuer Freund, ein tapferer Soldat, ein edelmüthiges Herz; aber unbarmherzig bis zur Grausamkeit gegen alle diejenigen, die er nur der Feindschaft gegen die Republik verdächtig hält ... Du erbleichst, Bella! Deine Hand zittert! Fürchte Nichts, Liebe; die französischen Soldaten thun friedlichen Leuten Nichts zu Leide."

„Bist Du lange Zeit bei den wilden Menschen geblieben, Louis?" fragte der Blinde. „Wie bist Du aus diesem wüsten Lande hinweggekommen?"

„Ei," sagte der Kapitän, „meine Nichte könnte mir ganz in Vergessenheit bringen, daß Du den Verlauf meiner Geschichte erwartest. Nein, wir blieben nur einige Wochen bei den Eskimo's. Nach ihren Andeutungen und von zwei derselben geführt, reisten wir tiefer landeinwärts, bis wir einen Ort erreichten, wo eine Station englischer Pelzjäger errichtet war. Hier wurden wir freundlich aufgenommen und verpflegt. In Erwartung einer Gelegenheit, die sich darbieten würde, um nach einem Seehafen zu gelangen, vertheilte man uns auf verschiedene Stationen und verwendete uns zu dem Pelzhandel mit den wilden Eskimo's .Ich trat wirklich in die Dienste der Gesellschaft und drang Hunderte und Hunderte von

Stunden noch tiefer landeinwärts. Fünf Jahre meines Lebens verbrachte ich in diesen wüsten Strichen. Zweimal habe ich einen Brief den Dienern der Gesellschaft anvertraut, mit der Gewißheit, daß man Sorge tragen würde, denselben an Euch gelangen zu lassen; aber ich finde nun zu meinem großen Leide, daß ich mich betrogen habe . . ."

Der jüngere Kapitän trat lachend in das Zimmer und sagte, nach außen weisend, zu seinem Kameraden:

„Dort in der Ferne kommt der Bär von vorhin gerade auf dem Fußpfad angewackelt. Ich wünschte, daß er hier Etwas zu verrichten hätte; es ist ein Bursche, den ich gern einmal in der Nähe betrachten möchte."

Voll Besorgniß trat Bella vor die Thüre, um zu sehen, wer die Person sein möchte, welche der Officier anzukündigen schien. Sie kehrte schnell zurück und rief:

„Es ist Vetter Joseph! Der wird auch nicht wenig verwundert und erfreut sein, wenn er Oheim Louis zu sehen bekommt!"

„Ah, ah, der Bär ist mein Vetter!" sagte Kapitän Louis, indem er sich an seinen Kameraden wandte. „Er war mein bester Freund, fast mein Leben lang, und ich habe ihn nicht erkannt."

„Joseph, lieber Joseph, schnell, schnell, eine glückliche Neuigkeit!" rief das Mädchen. Und indem sie ihren Vetter am Arme in das Haus zog, deutete sie auf den Kapitän mit den Worten:

„Sieh, der schöne Soldat ist mein Oheim Louis!"

„Himmel, ist es möglich? Er ist es in der That!"

rief Joseph, die Hand des Kapitäns in tiefer Bewegung fassend; aber Louis Stock zog seinen alten Genossen in die Arme und drückte ihn an sein Herz.

Nachdem sie beide in der frohen Umarmung einige herzliche Worte der Freundschaft gewechselt hatten, fragte Joseph im Tone äußerster Verwunderung:

„Also Du bist nicht todt, Vetter? Welch ein Wunder ließ der liebe Gott zu Deinem Besten geschehen, daß Du dem Schiffbruch entkommen bist? Denn das Fischerboot, worauf Du abfuhrest, ist wirklich in der Isländischen See untergegangen, nicht wahr? . . . Und nun bist Du zuletzt in französische Dienste gegangen!“

„Ich war damit beschäftigt, meine Geschichte in der Kürze zu erzählen,“ antwortete der Kapitän. „Bereits habe ich auseinandergesetzt, wie ich nach zweimal erlittenem Schiffbruch in einem wilden Lande Nordamerika's fünf Jahre lang Pelzjäger gewesen bin. Setze Dich nieder, Joseph, und höre zu; Du wirst vernehmen, was mir hernach widerfahren ist. Es wird nicht mehr lang sein.“

Der Fischer nahm einen Stuhl; er bemerkte sofort, daß der andere Officier ihn scharf ansah, mit einem Lächeln, welches anzudeuten schien, daß er geneigt war, sich über ihn lustig zu machen. Joseph erhob den Kopf und schaute dem Kriegsmann furchtlos in die Augen; das Gesicht dieses Mannes gefiel ihm nicht; er fühlte eine Art von Widerwillen gegen ihn.

Seine Geschichte wieder aufnehmend, erzählte Kapitän Louis, wie er endlich das Land der Eskimo's verlassen und in Quebek, einem englischen Hafen, als Matrose auf einem Küstenfahrer Dienste genommen

und viele kleine Reisen von einer amerikanischen Seestadt zur andern gemacht hatte, bis er mit einem größern Schiffe auf der französischen Insel Guadeloupe anlangte. Hier nahm er mit dem Grade eines Sergeanten als Seesoldat Dienste auf einem Kriegsschiffe. „Von der Insel Guadeloupe aus," fuhr er fort, „habe ich gleichfalls einen Brief an meinen Bruder geschrieben, aber wahrscheinlich ist das Schiff, welches das Brieffelleisen nach Europa bringen sollte, von den Engländern gekapert worden."

Joseph schien nicht Acht zu geben; er war ersichtlich sehr schlechter Laune, denn seine Lippen hatten sich zu einem scharfen Ausdruck zusammengezogen, und wenn er den Blick auf den jüngern Officier richtete, funkelten seine Augen, als ob das aufwallende Blut ihm in den Adern kochte. Sein Verdruß mußte jedoch noch andere Gründe haben, und vielleicht war er am meisten auf seine Nichte ergrimmt, denn obwohl sie schon drei- oder viermal mit einem bittenden Ausdruck des Gesichts und mit geheimen Zeichen ihn befragt hatte, ob Herr von Milval in Sicherheit sei, hatte ihr Joseph nur mit einem strengen Blick des Vorwurfs geantwortet. Ohne Zweifel hatte Bella in ihrer Angst für die Rettung des bedrohten Edelmanns Worte gesprochen, welche das Herz des Fischers mit Argwohn und Betrübniß erfüllten, indem sie ihn denken ließen, der Strandläufer müsse wohl einigermaßen die Wahrheit gesagt haben.

Was Joseph in der schlechten Gemüthsstimmung, worin er sich befand, noch verstärkte, war der Umstand, daß der jüngere Officier, während sein Kame-

rade erzählte, auf sehr unehrerbietige Weise die Heiligenbilder von der Wand nahm, als wollte er seinen Spott damit treiben. Schon hatte Joseph der Katze einen gewaltigen Stoß gegeben und sich dadurch einen strengen Verweis von Tante Klär auf den Hals geladen. Trotz dieser Unterbrechung setzte Kapitän Louis seine Erzählung fort. Er war eben daran, von seinen Gefechten zur See gegen die englischen Kriegsschiffe zu berichten, und wollte weiter erklären, wie er wieder nach Europa gekommen war, als Joseph plötzlich, brüllend wie ein Löwe, aufsprang und mit seinen beiden Fäusten dem jüngeren Officier auf den Leib wollte.

Tante Klär und Bella hatten kaum Zeit, dem wüthenden Fischer sich an den Hals zu werfen und ihn auf solche Art zu verhindern, ein Unglück anzurichten.

Der Officier, über die Drohungen Josephs ergrimmt, hatte die Hand an seine Pistolen gelegt und sagte mit einem Lächeln der Verachtung zu seinem Kameraden:

„Was hat dieses wilde Thier? Weil ich unabsichtlich ein elendes Ding zu Boden fallen ließ! Er komme! Thut er noch einen einzigen Schritt vorwärts, so jage ich ihm eine Kugel durch den Kopf und strecke ihn zu meinen Füßen nieder!“

Zwischen Beide tretend, sprach der Kapitän in strengem, befehlendem Ton zu Joseph:

„Vetter, Vetter, Du bist unverständig. Mein Gefährte erklärt, er habe das gypserne Krucifix nur betrachten wollen, und es sei ihm unglücklicher Weise aus der Hand gefallen. Empfängt man auf solche

Weise Freunde, die ich mit mir bringe, noch an dem Tage meiner frohen Wiederkehr?"

„Ich hatte Unrecht, ich bin ein Dummkopf," murmelte Joseph mit der Röthe der Beschämung auf der Stirne. „Ich bin unglücklich, Vetter, trübe Gedanken wühlen mir im Kopfe; das erregte Blut wird Herr über mich."

„Geh' nach Haus, einfältiger Junge, wenn Du Dich nicht wie Jemand zu betragen weißt, der seine fünf Sinne hat!" fuhr jetzt Tante Klär heraus, deren Angst sich in Zorn verwandelt hatte.

„Ich bitte Dich, Vetter Louis," murmelte Joseph ganz bestürzt, „sage Deinem Kameraden, daß ich mich über seine Absicht getäuscht habe und ihn wegen meines unsinnigen Auffahrens um Vergebung bitte. Achte nicht mehr auf mich; ich will mich still halten. Ich erkenne, daß ich unverständig gehandelt habe. Was kann der Herr dafür, daß ich Kummer habe?"

Mit diesen Worten ging er unter den Kamin, setzte sich dort auf eine hölzerne Bank und senkte den Kopf tief zu Boden.

Der jüngere Officier antwortete auf die Entschuldigungen, welche ihm Louis Stock im Namen des Fischers vortrug:

„Nun, nun, es ist gut. Ich habe keine Lust, um mit Deinem barschen Vetter mich in einen Streit einzulassen. Sprechen wir von dem seltsamen Vorfall nicht länger; aber ich bitte Dich, laß uns nach Veurne zurückkehren. Ich langweile mich hier unsäglich; es ist schon spät; der Wind erhebt sich und es beginnen schwarze Wolken durch die Luft zu treiben. Es ist Zeit, daß wir aufbrechen. Willst Du

bleiben, so sag' es; ich werde allein meinen Weg durch die Dünen zu finden suchen."

„Nein, noch einige Augenblicke, und dann gehe ich mit Dir. Ich kann ja morgen wieder hieher kommen."

Und sich zu seinem Bruder und seiner Nichte wendend, sprach er:

„Seid nicht unruhig über das Geschehene; mein Kamerad hat ein gutes Herz; die Sache ist bereits vergessen. Heute kann ich meine Geschichte nicht zu Ende erzählen, denn ich muß nach Veurne zurück. Ich werde Dich morgen wieder besuchen, und übermorgen und wahrscheinlich noch viele Tage. Wir sind gekommen, um Nieupoort zu belagern. Es wird noch eine Zeit lang dauern, ehe die Stadt kapitulirt; denn unsern Berichten zufolge befinden sich wohl gegen tausend Emigranten innerhalb der Mauern der Stadt. Diese Leute werden sich verzweifelt vertheidigen, da sie wohl wissen, daß es keine Gnade für sie gibt. Nieupoort ist eine Mausfalle für sie: binnen drei Wochen wird kein Einziger von ihnen mehr am Leben sein. Wie dem nun sei, ich werde lang genug in dieser Gegend bleiben, um Gelegenheit zu haben, meine Geschichte noch mit allen ihren Einzelnheiten zu erzählen. Gebt mir nun die Hand und laßt mich abziehen, denn die Pflicht ruft mich."

Er wechselte einen Gruß mit seinem blinden Bruder, umarmte seine Schwester und seine Nichte, drückte dem betrübten Joseph die Hand und verließ das Haus mit seinem Kameraden.

Alle Andern, mit Ausnahme Josephs, gaben ihm

ein Stück weit das Geleite und riefen ihm noch ein freundliches Lebewohl nach. „Morgen, lieber Oheim! Morgen Louis!“ tönte es durch die Dünen, bis die beiden Officiere hinter einem hohen Sandhügel verschwunden waren.

„Ah so, nimm es mir nicht übel, aber ich kann doch nicht umhin, Dir eine Bemerkung zu machen,“ brummte der jüngere Officier, nachdem sie eine Strecke Wegs zurückgelegt hatten. „Dein Bruder und Deine ganze Verwandtschaft liegen noch in der armseligsten Bigotterie befangen. Das Haus Deiner Geburt ist mit kindischen Heiligenbildern behangen. Es wimmelt von Marienbildnissen und von Krucifixen. Hätte mich nicht die Freundschaft und Achtung für Dich abgehalten, mir dünkt, ich würde mit Vergnügen über alle die lügenhaften Bagatellen einmal mit meinem Säbel hergefahren sein.“

„Solltest Du etwa das Krucifix absichtlich zerbrochen haben?“ fragte der Kapitän in strengem Ton.

„Nein; Du warst in Deinem Hause. Was sich dort befindet, das berührt mich nicht; und wiewohl der Anblick dieser elenden Dummheiten mich langweilte und ärgerte, so würde ich mich doch wohl gehütet haben, die Familie Deines Bruders zu höhnen oder zu kränken. Ich bin auf alle Fälle überzeugt, Du wirst schon morgen dort zu verstehen geben, daß in einem Lande, wohin die Republik Aufklärung und Freiheit bringen will, solche Ueberreste eines alten Aberglaubens verschwinden müssen.“

„Wir wollen sehen,“ antwortete der Andere mit einem gewissen Verdruß in der Stimme. „Ich bin nicht gekommen, um meinen Bruder in seinem ein-

fachen Leben zu stören. Die Republik hat meines Erachtens wenig Interesse dabei, zu wissen, wie ein armer Fischer seine Hütte verziert."

Der jüngere Officier machte eine Geberde der Unzufriedenheit und war eben im Begriff, die Worte seines Kameraden heftig zu bestreiten; da hörte er ein Geräusch hinter sich und sagte:

„Sieh', da kommt ein Fischer auf uns zugelaufen. Wahrscheinlich eine Botschaft von dort."

Sie blieben stehen, um den Mann zu erwarten, der ihnen von ferne Zeichen machte und seinen Hut abnahm und desto tiefer senkte, je näher er ihnen kam.

„Der scheint zum Mindesten höflich und zahm," murmelte der jüngere Officier, „und irre ich mich nicht, so spricht er französisch. Ruft er nicht: Citoyens Capitaines?"

„Allerdings, so scheint es mir gleichfalls."

„Citoyens *)," sprach der Mann in verständlichem Französisch, als er bei den Officieren angelangt war; „vergebt mir meine Kühnheit. Ich bin ein guter Republikaner, ein Franzose von Geburt. Seit zwei Stunden laufe ich mich außer Athem, um Sie zu suchen: zu Adinkirchen, in den Dünen, auf dem Strande. Gott sei gepriesen, daß ich Sie doch endlich fand!"

„Du hast uns also etwas Wichtiges zu sagen," fragte Kapitän Louis.

„Etwas sehr Wichtiges. Bleibt nicht stehen, Bürger; ich muß gleichfalls nach Adinkirchen. Ich werde im Gehen sprechen, wenn Ihr es mir erlaubt; Ihr könnt so Euren Weg fortsetzen."

---

*) Bürger. A. d. U.

„Wohlan, wir hören," sagte der jüngere Officier, weiter gehend.

„Angenommen, Bürger," sprach der Fischer, „es wäre hier irgendwo in den Dünen ein geflüchteter Edelmann, ein Emigrant verborgen, würde man demjenigen, welcher seinen Versteck angibt, wohl eine gute Belohnung zukommen lassen?"

Die Officiere schauten einander überrascht an.

„Eine Belohnung?" antwortete der Jüngere. „Das ist also die Hauptsache."

„Es ist doch sicher, nicht wahr, Bürger, daß alle Emigranten, wenn man ihrer sich bemächtigen kann, unter die Guillotine kommen?"

„Alle ohne Ausnahme: es gibt keine Gnade für die niederträchtigen Landesverräther."

„Und wenn der Emigrant einmal vier oder fünf französische Soldaten ermordet hat, sollte man wohl demjenigen eine Geldbelohnung verweigern, welcher der Republik die Mittel an die Hand gibt, ihn festzunehmen?"

„Gewiß nicht, die Republik ist immer bereit, die Dienste, welche man ihr leistet, anzuerkennen," antwortete der jüngere Officier, dessen Neugierde durch die Worte des Fischers sehr erregt worden war. „Du kennst also den Versteck eines Emigranten, der fünf französische Soldaten ermordet hat? In den Dünen?"

„Ja, Bürger, in den Dünen. Eine starke Viertelstunde von hier, nicht weit von dem Strande, in dem Hause eines alten blinden Fischers."

Der jüngere Officier schaute seinen Gefährten mit Bestürzung an; dieser gab ihm bittend und zugleich

befehlend ein Zeichen zu schweigen und sprach dann, sich zu dem Fischer wendend:

„Ich werde bewirken, Freund, daß Du eine gute Belohnung erhältst. Laß das meine Sorge sein. Du sagst, nicht wahr, daß der Emigrant, von welchem Du redest, in der Wohnung eines alten blinden Fischers, Namens Simon Stock, verborgen sei? Wie ist Dein Name, und wo wohnst Du?"

„Ich heiße Jakob Snel. Es ist schwer, Ihnen von hier aus mein Haus in den Dünen zu zeigen; aber fragen Sie in Adinkirchen oder in der Umgegend nach Ko Snel, dem Strandläufer, und Jedermann wird Sie nach meiner Wohnung bringen . . . Man hat mir in dem Dorfe gesagt, daß ein französischer General zu Veurne auf dem Markte sein Absteigquartier genommen hat. Ich war Willens, diesen Abend noch nach der Stadt zu gehen."

„Thue das nicht, es würde Dich sicherlich um Deine Belohnung bringen," sagte Kapitän Louis mit einer Bewegung, die er nur mit Mühe zu beherrschen und zu verbergen im Stande war. „Komm morgen eine halbe Stunde vor Mittag in die Edle Rose und frage nach dem Kapitän-Adjutanten. Nimm Dich wohl in Acht und sprich mit Niemand von der Sache. Du wirst zufrieden sein. Lebe wohl, bis morgen!"

Er faßte seinen Kameraden am Arm, und bat ihn, seinen Schritt zu beschleunigen.

Der Strandläufer blieb stehen und blickte ihnen eine Weile mit Verwunderung nach. Es kam ihm vor, als ob die beiden Officiere in einen zornigen Wortwechsel mit einander gerathen wären; denn Einer

von ihnen stampfte auf den Boden und machte heftige Geberden.

Bald jedoch verschwanden sie in einer Tiefe zwischen zwei Dünen, und der Strandläufer kehrte, sich froh die Hände reibend, auf dem Fußpfade zurück.

X.

Es war Abend; der blinde Fischer saß unter dem Kamin, mit gefalteten Händen, gleich Jemand, der betet, oder in trübe Gedanken versunken ist.

Auf dem Tische stand ein Lämpchen, dessen schwache Flamme nicht Licht genug verbreitete, um die äußersten Winkel des Zimmers zu erreichen; die Heiligenbilder an der Wand und die Kannen und Tassen auf dem Schranke funkelten wegen ihrer Vergoldung gleich Sternen in der Finsterniß. Nichts störte hier die Stille, als das sanfte Wehen des Windes, der vom Lande seewärts ging und von Zeit zu Zeit mit größerer Gewalt gegen die Fensterscheiben anschlug.

Der Greis erhob plötzlich den Kopf und horchte. Er glaubte das Geräusch von Schritten vor der Thür zu vernehmen. Wirklich war es Bella, welche mit einer wollenen Decke, ein paar Leintüchern und einem Kissen unter dem Arm in's Haus trat. Indem sie einen leichten Gruß murmelte, legte sie ihre Last auf einen Stuhl, trat dann zu dem Greise, faßte seine Hand und seufzte:

„Ach, Vater, ich bin so unglücklich!“

„Ich begreife es, mein Kind,“ antwortete der

Blinde; „mich erschreckt gleichfalls die Todesgefahr, wovon der arme Herr von Milval bedroht ist; aber laß uns nicht vergessen, daß in den mißlichsten Umständen, wenn alle menschliche Hülfe machtlos geworden ist, Gottes Hülfe dennoch allmächtig bleibt.“

„Ja, ja, Vater, und seine Güte ist unendlich. Ich will hoffen; aber schreckliche Ahnungen verfolgen mich; wo ich gehe, oder was ich denke, immer sind französische Soldaten da, die ihn ergreifen; immer das gräuliche Messer der Guillotine, das mir vor den Augen funkelt.“

„Du mußt Deine Einbildung bezwingen, mein Kind,“ sagte der Greis in traurigem Ton. „Sicherlich kann das, was Du fürchtest, eintreffen; aber gibt es denn für Herrn von Milval keine Aussicht mehr, um seinen Feinden zu entrinnen? Warum an Gottes Schutz verzweifeln?“

Es trat eine Weile Stille ein. Dann fragte der Blinde:

„Hat Herr von Milval nunmehr das Nöthige für die Nachtruhe?“

„Er hat Alles abgelehnt,“ antwortete das Mädchen. „Tante Klär hat ihren neuen Strohsack auf die Schultern genommen; ich habe mich mit unsern besten Decken und mit einem Kissen belastet. Wir sind zu ihm gegangen, um ihm in dem verlassenen Häuschen ein Bett zu machen; aber er hat uns so lang gebeten und beschworen, alle diese Gegenstände wieder zurück zu bringen, daß wir seinem Verlangen Folge leisten mußten.“

„Es ist eine Thorheit von seiner Seite, und er wird sie wahrscheinlich bedauern; denn sollte auch die

Bekümmerniß ihn am Schlafen hindern, es wird doch ein Augenblick kommen, wo seine ermüdeten Glieder unwiderstehlich nach Ruhe verlangen."

„Du irrst Dich, Vater; der arme Herr von Milval unterwirft sich mit einer wunderbaren Ruhe dem Willen des Herrn. Und stände der Tod selbst ihm vor Augen, sein Muth würde nicht wanken, davon bin ich überzeugt. Als wir in das verlassene Häuschen kamen, lag er mit dem Kopf auf einem Haufen Steine und schlief so fest, daß wir ihn wecken mußten. Er weigerte sich auf einem weicheren Bett zu ruhen, einzig aus Edelmuth. Er meinte, wenn man seinen Versteck entdeckte, würde man erkennen, woher das Bettzeug ihm gebracht worden wäre, und uns deßhalb verfolgen. O, Vater, Herr von Milval hat ein dankbares Herz; er möchte lieber hundertmal sterben, als uns die geringste Unannehmlichkeit verursachen."

„Ja, mein Kind, es ist ein guter, ein edler Jüngling. Hätte ich die Macht, ihn gegen seine Feinde zu beschirmen, und wäre es mit der größten Gefahr, ich würde es thun, ohne ihn um seine Einwilligung zu befragen. Aber, ach, was können wir für ihn thun?"

„Nichts, ach Nichts!" seufzte das Mädchen. „Seitdem Oheim Louis weggegangen ist, martere ich meinen Geist, um einen Ausweg zu finden: überall die gleiche Gefahr und dieselbe Dunkelheit!"

„Noch eine Hoffnung bleibt uns, mein Kind. Joseph wird morgen früh abgehen, um die Wege auszukundschaften. Er wird weit in's Land hineingehen. Wenn er eine Richtung entdeckt, wo keine

französische Soldaten sind, kann er vielleicht Herrn de Milval noch retten."

„Ich weiß nicht, Vater, was Vetter Joseph hat. Man möchte sagen, er sei böswillig. Er hat sich geweigert, den Strohsack zu tragen und uns nach der Hütte von Peter Mulle zu begleiten. Er sagte, er sei sehr ermüdet; und er ist unmittelbar hernach zu Bette gegangen."

„Er hat jedoch versprochen, morgen, sobald es wieder Nacht geworden, Herrn de Milval in's Land hineinzubringen."

„Ja, Vater, er hat es versprochen."

„Dann sei unbekümmert; Joseph hat ein edles Herz und die Furcht ist ihm unbekannt. Sein Versprechen wird er getreulich erfüllen. Es ist sogar möglich, daß er Herrn de Milval mitten durch das französische Heer brächte, ohne daß man ihn entdeckte."

„O, Vater, wenn Deine günstige Ahnung sich bestätigte!"

Sie erbleichte und sprang auf.

„Himmel, man kommt! Ich höre das Klirren eines Säbels. Da sind die französischen Soldaten, um ihn zu ergreifen!"

„O, Gott sei Dank! Es ist mein Oheim Louis!" rief sie, als die Thüre sich geöffnet hatte.

Der Kapitän trat ein und gebot mit einem Zeichen Stille. Auf seinem Gesichte lag ein Ausdruck, der feierlich, streng und geheimnißvoll zugleich war; seine Lippen waren verdrießlich zusammengepreßt und sein Blick schien vorwurfsvoll.

Während Bella ihn zitternd ansah, setzte er sich am Tische nieder und fragte:

„Es verwundert Dich, Simon, mich so bald wieder zu sehen, nicht wahr? Ich kehre in der Finsterniß zu Dir zurück, bewegt von Unwillen und Schrecken. Warum hast Du mir Etwas verborgen, das Dein und meiner armen Nichte Leben in große Gefahr bringt?“

„In der That, Bruder, ich habe Dir etwas verborgen, das nicht von der Art war, daß es sich einem französischen Soldaten anvertrauen ließ; aber ist es das, wovon Du sprechen willst?“

„Du hast einen Emigranten, einen französischen Edelmann im Hause?“

„Ach, er ist verrathen!“ rief Bella mit emporgehobenen Händen.

„Beherrsche Dich, Nichte, sprich leise; der Emigrant könnte Dich hören! Er schläft da oben auf dem Speicher, nicht wahr?“

„Er ist in den Dünen verborgen, einige Minuten von hier,“ antwortete der Blinde.

„Du hast Recht, Nichte, er ist verrathen,“ fuhr der Kapitän fort; „sein Loos ist entschieden, denn . . .“

„Aber Du, Du allein kennst das Geheimniß?“ unterbrach ihn das Mädchen, ihrer Angst beinahe unterliegend.

„Nein, der Kamerade, der mit mir hieher gekommen, kennt es gleichfalls. Es ist keine Zeit zu verlieren; laß alles Mitleid bei Seite und höre auf das, was ich Dir sagen will.“

Bella faßte die Hände des Kapitäns, und die-

selben fieberisch drückend, bat sie, während ihr Thränen in die Augen traten:

„Lieber Oheim, Du hast mehr Erfahrung und mehr Verstand, als wir. Du bist so edelmüthig und so gut. O, gib uns Rath! Du mußt das Mittel kennen, um den armen Edelmann zu retten. Nenne dieses Mittel; werde der Beschützer eines unschuldigen Schlachtopfers, und ich werde Deinen gesegneten Namen in allen meinen Gebeten nennen.“

„Aber das geht zu weit!“ rief der Kapitän zornig. „Du wagst zu hoffen, daß ich die Hand zur Rettung eines Mannes hergeben werde, der nicht allein ein Feind der Republik, sondern noch obendrein ein abscheulicher Mörder ist? Du rufst meinen Schutz für einen Menschen an, der fünf französische Soldaten ermordet hat? . . .“

„O, mein Oheim, das ist elend erlogen! Wer hat ihn dessen angeklagt?“

„Es ist ein gewisser Ko Snel. Er hat den Emigranten verrathen, um Geld zu erhalten.“

„Der Strandläufer? Gott soll ihn strafen!“ murmelte der Blinde.

„Der falsche Judas!“ rief Bella in furchtbarer Bewegung. „Nicht Herr de Milval ist es, der die französischen Soldaten ermordet hat; sie sind es im Gegentheil, die ihn ermordet haben. Laß' mich Dir sagen, was geschehen ist, lieber Oheim, und Du wirst sehen, daß er Deine Bewunderung und Achtung verdient, um seines Muthes und seiner . . .“

„Schweig', Nichte,“ befahl der Kapitän mit einer zornigen Geberde. „Sprich nicht mehr; ich will Dich nicht anhören. Die Zeit ist verloren. Was er ge-

than habe, oder nicht, er ist ein Emigrant: sein Haupt wird fallen. Ich muß Dich aufmerksam machen, daß Dein eigenes und Deines Vaters Leben nur durch die Aufopferung des Mannes selbst, den Du zu retten wünschest, erhalten werden kann. Also, Nichte, unterbrich mich nicht mehr."

Bella sank auf einen Stuhl und schlug sich mit einem halberstickten Angstschrei die Hände vor die Augen.

„Simon," sprach der Kapitän, „Du kennst die Gesetze der französischen Republik nicht; in Deiner Einfalt kannst Du nicht begreifen, daß Dein Mitleid eine Missethat ist, welche mit der Guillotine gestraft wird. Es ist aber dennoch so: die französische Republik verfolgt nicht allein die geflüchteten Edelleute, als Verräther ihres Vaterlandes; sondern begreift auch unter ihrer unerbittlichen Strafe alle Diejenigen, welche die Emigranten unterstützen, sie verbergen, oder ihnen den geringsten Beistand leisten. Morgen werden französische Soldaten hier angekommen sein; man wird meinem blinden Bruder und meiner unschuldigen Nichte die Arme auf den Rücken binden; man wird sie nach Frankreich in einen Kerker bringen . . . und nie mehr wird Jemand von ihnen wieder sprechen hören, denn die Guillotine oder ein geheimer Tod im Kerker ist ihr unfehlbares Loos. Euer Mitleiden für den Edelmann mag groß sein; glaubt selbst, ein Werk der Liebe zu vollbringen, das Gott angenehm ist, aber, Bruder, wirst Du Dich dadurch soweit hinreißen lassen, daß Du das Leben Deines Kindes für einen Fremdling aufopfern möchtest?"

„O, nein, nein, Du hast Recht, Louis," seufzte

der Greis erschrocken. „Wir müssen den Unglücklichen seinem Loose überlassen. Der Himmel beschirme ihn! . . .“

„Das genügt nicht,“ unterbrach ihn der Kapitän. „Du hast den Emigranten verborgen gehalten. Es gibt nur ein einziges Mittel, um die Uebelthat zu sühnen.“

„Und dieses Mittel?“

„Ich werde dort den Glauben zu erregen suchen, daß Du aus eigener Bewegung mir die Gegenwart des Edelmanns offenbart hast, und wenn man morgen kommt, um ihn zu ergreifen, mußt Du selbst seinen Versteck angeben und ihn in die Hände der französischen Soldaten liefern.“

„Ich, ich sollte den armen jungen Mann seinen Henkern ausliefern?“ rief der Blinde mit Abscheu. „Und fühlte ich das tödtliche Messer der Guillotine schon am Halse, ich beginge eine solche Niederträchtigkeit nicht!“

„Der Mensch ist ein Spielball in den Händen des Schicksals,“ sagte der Kapitän. „Dein Abscheu vor einer solchen That ist natürlich, aber Du wirst sie nichts desto weniger vollbringen. Das Leben Deines Kindes und Dein eigenes Leben können nur um diesen Preis gerettet werden.“

„Entsetzlich! Wärest Du wohl einer solchen Unmenschlichkeit fähig, Louis, wenn Du, wie ich, nicht ein Soldat der Republik, sondern ein freier Bürger wärest?“

„Ich habe kein Kind,“ murmelte der Kapitän traurig. Und sich zu dem Mädchen wendend, fragte er: „Und Du, Bella, solltest Du nicht so vernünftig

sein, mir zu helfen? Wird die Liebe zu Deinem armen, blinden Vater Dir nicht begreiflich machen, daß Zustände eintreten können, welche dem Menschen die Aufopferung seines Gefühls zur Pflicht machen, um einem viel größern Unglück vorzubeugen?"

Bella saß mit den Händen vor den Augen da; die Thränen drängten sich durch ihre Finger; ihre Brust hob und senkte sich unter schmerzlichem Stöhnen, und man konnte sehen, daß fieberische Schauer ihr durch die Glieder liefen. Sie schien die Worte nicht zu hören, welche Oheim Louis an sie richtete, und verharrte vielleicht in Stillschweigen, um einer Antwort auszuweichen, welche ihr Mund nicht zu stammeln wagte.

Der Kapitän rückte seinen Stuhl zu ihr hin, legte ihr die Hand auf die Schulter und sprach bewegt:

„Meine arme Bella, ich habe Mitleid mit Deinem tiefen Schmerz. Könnte ich Etwas thun, um Dich zu trösten! Allein, wehe, ich bin so unmächtig wie Du gegen das unerbittliche Geschick. Bedenke, ich bin Officier, Kapitän: ich habe meinen Rang um den Preis meines Blutes gewonnen; und wer mich einer Niederträchtigkeit fähig glaubte, oder nur der Unehrenhaftigkeit zu verdächtigen wagte, würde mir entweder das Leben nehmen, oder das seinige verlieren . . . und dennoch bin ich verpflichtet, mich zu dem Amte eines Gendarmen und Henkers herzugeben. Aus Liebe zu Deinem Vater und zu Dir muß ich morgen selbst kommen, um den Emigranten zu ergreifen."

„Du? Du, Louis, mein Bruder?" rief der Blinde mit Schrecken und Bestürzung.

„Ich, oder mein Kamerade, oder Soldaten, welche Dich grausam behandeln würden. So sehr eine solche Sendung mich auch schmerzt, ich muß sie doch vollziehen, um im Stande zu sein, Dich zu beschützen und Deine Entschuldigung einzuleiten.“

Bella sprang plötzlich auf und wischte sich mit Gewalt die Thränen aus den Augen; es funkelte ein seltsames Feuer in ihrem Blick, und ein unbegreiflicher Ausdruck verzerrte, gleich dem Lächeln eines Wahnsinnigen, ihre Lippen, während sie mit fieberischer Hast ausrief:

„Nein, nein, es ist nicht möglich, es ist nicht wahr: der Strandläufer hat Dich getäuscht. Du sollst mich anhören, Du sollst Mitleid haben mit dem Loose eines Unschuldigen. Der Vater des Herrn von Milval wohnte unweit Bergues auf einem Schlosse. Nie hatte er Etwas gegen die Republik gesagt oder gethan. Da holte man ihn eines Nachts aus seiner Wohnung, um ihn unter die Guillotine zu schleppen. Herr von Milval hat seinen unglücklichen Vater aus dem Gefängniß befreit; er hat sich mit ihm nach den flämischen Dünen geflüchtet; Soldaten haben ihn eingeholt, ihm seinen Vater fortgeschleppt, ihm etliche Säbelhiebe in den Kopf gegeben, ihm den Arm gebrochen und ihn sterbend in den Dünen liegen lassen. Wie? ihn wollte man einen Mörder nennen, den Sohn, der sein Blut vergießt, um seinen Vater zu retten? Er sollte schuldig sein, der sein Leben aufopfert für denjenigen, welcher ihm das Leben gab? Gott selbst hat mich gerufen, um den Tod von ihm abzuwenden; ich habe ihn leblos in den Dünen liegend gefunden und hieher gebracht. Wir haben ihn

gelabt, gepflegt und getröstet. Der arme Junge ist beinahe genesen. O, wir sollten ihn nur gerettet haben, um ihn der Guillotine zu überliefern, gleichwie man ein Thier hingibt dem Schlächter? Schrecklicher Gedanke, der sich nicht verwirklichen soll! Nein, nein, Deine Republik, Deine Guillotine soll ihn nicht haben. Gott ist da, um ihn zu beschirmen. Sie mögen nur kommen, Deine Soldaten; sie mögen mich durchbohren mit ihren Säbeln, sie mögen mich zertreten unter ihren Füßen; der unglückliche Edelmann wird erst ihr zweites Opfer sein ... Ach, ich rede irre, meine Sinne verwirren sich; er wird vor der Morgenstunde hinweggehen, weit, weit fort von hier; man wird ihn nicht sehen, er wird seinen Feinden entschlüpfen ... O, Himmel, schüttle den Kopf nicht so unbarmherzig; laß mir die Hoffnung! Denn müßte ich mich für überzeugt halten, daß er sterben soll, ich würde zu Deinen Füßen niederstürzen, um nicht mehr aufzustehen. Gott, mein Gott, stütze meine Kräfte! Ich erliege vor Angst und Schrecken! Sein Haupt? Unter der Guillotine? Sein unschuldiges Blut? Man will mich auch tödten? Wehe, wehe, was habe ich Uebels gethan?"

Und mit einem lauten Schrei ließ sie ihren Kopf so schwer auf den Tisch fallen, als wären plötzlich alle ihre Nerven aus einander gerissen worden.

Der Blinde legte seinen Arm um ihren Hals und versuchte, sie zu küssen, während er klagend flüsterte:

„Ach, meine arme Bella, Deine Sinne sind erregt, Dein Geist verirrt sich. Komm' zu Dir selbst; vertraue noch auf Gottes Güte!"

Der Kapitän betrachtete seine Nichte mit trauriger Bestürzung; seine Augen glänzten vor Rührung und Mitleid.

Ueber die abgelebten Wangen des Greises rollten gleichfalls Thränen.

„Louis, Louis, Du bist recht grausam!“ sagte er. „Ich habe den Herrn für Deine frohe Rückkehr so innig gepriesen! Warum machst Du mein Kind unglücklich?“

Oheim Louis senkte den Kopf und schaute in tiefen Gedanken zu Boden, während Vater Stock mit sanften Worten seine Tochter aus dem Abgrunde ihrer Verzweiflung zu erheben suchte.

„Ich begreife es nicht. Ihr seid wunderliche Menschen: einfältig, unvorsichtig wie Kinder; aufopfernd und großmüthig bis zur Heldenhaftigkeit!“

Und die Hand des weinenden Mädchens fassend, sprach er in sanftem Tone:

„Komm', tröste Dich, Bella. Es ist vielleicht noch einige Aussicht für den Emigranten da, um ihn dem Tode zu entziehen. Es hängt von Gottes Schutze ab.“

Das Mädchen erhob den Kopf und blickte mit einem Lächeln durch ihre Thränen ihrem Oheim bittend in die Augen.

„Niemand kennt das unheilvolle Geheimniß, als mein Kamerad,“ fuhr der Kapitän fort. „Es ist ein harter, aber doch edelmüthiger Mann. Ich habe auf dem Schlachtfeld ihm mit dem Preise meines eigenen Blutes das Leben gerettet; er wird mich nicht Lügen strafen bei dem, was ich sagen könnte, um Euch vor Verfolgung zu bewahren. In der That, habt Ihr mir nicht selbst seinen Versteck ge-

offenbart? Und wenn er inzwischen aus den Dünen entfliehen wollte, wie hättet Ihr es erfahren oder verhindern können? Er muß fort, noch diese Nacht, Bella. Wenn ich morgen mit Soldaten hieher komme, ihn festzunehmen, so werden wir ihn nicht finden."

„Aber wohin soll er gehen?" seufzte das Mädchen.

„Ich weiß es kaum, Nichte; es wimmelt in Westflandern von französischen Soldaten, ja im ganzen Lande."

„Ach, sage, was er thun soll! Du allein weißt es, lieber Oheim!" bat Bella.

„Vielleicht könnte er durch die Moore entkommen, und so nach Wulveringhem und Isenberge gelangen; — aber nein, es ist keine Hoffnung, daß er Deutschland erreiche, ohne angehalten zu werden. Nach Holland kann er sich nicht begeben; in dieser Richtung liegt ein ganzes Heer zerstreut. Bleibt Nieuport; aber dieß hieße nur sein Leben um ein paar Wochen verlängern, um ihn einem sichern und grausamen Tode entgegenzuführen. Es gibt wohl noch ein Mittel; aber das ist unanwendbar und unrecht."

Während Bella mit wogendem Busen ihm die Worte an dem Munde absah, stand der Kapitän von seinem Stuhle auf und sagte:

„Daran ist nicht zu denken. Sorge, Bella, daß der Emigrant gewarnt werde. Er ziehe in Gottes Namen längs der Moore ab. Wer weiß? Er entkommt vielleicht. Was Dich betrifft, so sei ruhig: es soll Dir kein Leid geschehen. Laß mich nur nach Veurne zurückkehren; es wäre gefährlich, wenn man meine lange Abwesenheit bemerkte . . ."

Bella sprang ihm an den Hals und streichelte

ihn mit verführerischer Zärtlichkeit, indem sie mit dem süßesten Ton ihrer Stimme bat:

„O, lieber Oheim, sage mir, welches ist das Mittel, das Du mir verschweigst? Du hast mich so geliebt, Du bist so gut! Laß mich nicht in diesem schrecklichen Zweifel. Das Mittel ist wahrscheinlich unanwendbar; aber ich bitte Dich, sag' es dennoch. Ich könnte keine Ruhe haben in dieser peinlichen Unsicherheit.“

„Das Mittel? Es liegen englische Schiffe in der See, vor Nieupoort. Könnte der Emigrant an Bord eines solchen Schiffes gelangen, so wäre er vollkommen gerettet.“

„Ah, ah, Gott sei gepriesen!“ rief das Mädchen. „Unser Boot liegt auf dem Strande.“

„Thörin!“ bemerkte der Kapitän mit traurigem Lächeln. „Es sind zum Mindesten vier Mann nöthig, um mit dem Boot zu fahren. Diese Männer sind Hausväter, oder Söhne, die das Brod für ihre Eltern verdienen müssen. Kann wohl in Dir der strafbare Gedanke aufsteigen, alle die Freunde unter das Messer der Guillotine zu liefern und die Dünen hier mit Unglück und ewigem Weh zu erfüllen . . . zu Gunsten eines einzigen Menschen? Eines Fremdlings?“

„Nein, nein, es wäre wahrhaftig eine Missethat,“ sprach der Greis schaudernd.

„Du hast Recht, lieber Oheim, das Mittel ist unanwendbar,“ sagte das Mädchen mit überraschender Ruhe. „Nichts desto weniger bin ich Dir für Dein Wohlwollen äußerst dankbar.“

„Du willst also den Emigranten warnen, daß er sich vor der Morgenstunde davon machen soll?“

„Ich werde ihn warnen.“

„Nun denn, so lebe wohl bis morgen. Sei ruhig; Du hast Nichts zu fürchten.“

Der Kapitän drückte seinem Bruder die Hand und verließ das Haus.

„Armer Jüngling,“ seufzte der Blinde; „es ist ein Wunder nöthig, ihn vor dem schrecklichen Tode zu behüten. O, könnte ich das Gesicht wieder erlangen, nur für diese Nacht! Herr von Milval sollte am Leben bleiben!“

„Was, was würdest Du thun, Vater?“ rief das Mädchen, zitternd vor Erregung und Hoffnung.

„Ich würde Joseph wecken und ihm die Gefahr vor Augen stellen, der getrotzt werden muß. Er würde nicht zurückbeben. Ich würde mit ihm das Boot besteigen, um den französischen Edelmann an Bord eines englischen Kriegsschiffes zu bringen. Es möchte dann kommen, was da will. Vor dem Herrn und vor meinem Gewissen hätte ich wenigstens das heilige Gebot der Liebe bis zum Ende vollbracht.“

„Wie, Vater, Du würdest so weit Dein Leben für ihn wagen? Und Du nennst ein solches Opfer eine Pflicht?“

„Was stehet geschrieben, Kind? Unterlaß' es nimmermehr, diejenigen zu retten, die man um's Leben bringen will. Wenn du sagst: ‚ich habe die Macht nicht dazu,‘ der Kenner der Herzen weiß es*). Sehend hätte

*) Historie des Alten und Neuen Testaments. A. d. V.

ich die Macht dazu: blind kann ich es nicht. Wie Dein Oheim Louis sagt, so hat Herr de Milval keine andere Hoffnung mehr als Gottes Gnade. Du mußt ihm die traurige Botschaft bringen, Bella, und Vetter Joseph wecken, damit er den unglücklichen Edelmann durch die Moore geleite und ihn auf einen unverfehlbaren Weg bringe."

„Ich gehe, Vater. Begib Dich zu Bette; warte nicht auf meine Rückkehr, denn Joseph kennt die mancherlei Wege durch die Moore nicht, während ich dem geringsten Fußpfad mit verbundenen Augen folgen könnte. Ich werde ihm Gesellschaft leisten, um ihm den Weg zu zeigen. Bleibe ich etwas lang aus, so sei deßhalb nicht unruhig; es ist die letzte Anstrengung, die wir für Herrn von Milval machen können."

Sie umarmte ihren Vater und erstickte unter einem zärtlichen Kuß die Bemerkungen, welche er noch machen wollte. Mit einem Sprung war sie zu der Thüre hinaus und eilte seewärts durch die Finsterniß.

XI.

Wenige Minuten später klopfte Jemand leise, jedoch zu wiederholten Malen schnell nach einander an das Fensterchen der Wohnung von Tante Klär.

„Wer ist da?" fragte man sogleich hinter der Thüre.

„Ich bin es, Tante; sei ohne Furcht und mache auf."

„Liebe Tante," sagte Bella, als sie hereingelassen

worden war, „Du mußt Joseph sogleich aufstehen heißen. Er ist verrathen; Herr de Milval muß auf der Stelle aus den Dünen fort. Der Strandläufer hat den armen Edelmann verrathen.“

„Was sagst Du, Bella? Das ist nicht möglich; man hat Dich getäuscht. Ko Snel ist einer solchen Bosheit unfähig.“

„Mein Oheim Louis war dabei, als der Strandläufer, der ihn nicht kennt, den Versteck des Herrn von Milval anzeigte. Morgen kommen französische Soldaten in die Dünen, um den Unglücklichen festzunehmen und unter die Guillotine zu schleppen.“

„Aber was wird man endlich noch glauben dürfen? Ich, die Ko Snel für einen gutherzigen Jungen hielt!“

„Es ist ein böser und gefühlloser Mensch, Tante; aber ich bitte Dich, laß mich keine Zeit verlieren und wecke meinen Vetter Joseph. Mein Vater schickt mich, ihn zu holen.“

„Da steigt er aus dem Bette; er hat uns gehört,“ bemerkte Tante Klär.

Das Mädchen blieb unten an der steilen Treppe stehen und rief:

„Vetter, Du mußt Dich wie zu einer Reise ankleiden, denn es geht ein starker Wind, und wir werden vielleicht noch weit gehen müssen.“

Ein undeutliches Gemurr, wie von Jemand, der unzufrieden ist, daß man ihn im Schlafe stört, war die einzige Antwort, die sie bekam.

„Ich will Feuer schlagen und Licht machen,“ sagte die alte Frau.

„Es ist unnütz, Tante, wir müssen sogleich fort.“

„So, so. der Strandläufer soll den Edelmann verrathen haben! Ist es auch gewiß?"

„Ganz gewiß, Tante."

„Der arme Herr von Milval! Es kostet recht viel Mühe, Bella, ihn zu retten."

„Viel Mühe. Sprich ein Gebet für ihn, liebe Tante, während wir diesen letzten Versuch noch machen wollen."

„Ach, wenn man ihn entdeckt, wird er also wahrhaftig getödtet?"

„Die Guillotine oder eine Kugel, Tante."

„Es ist entsetzlich! Die Franzosen sind grausamer geworden, als Wölfe. Was hat Herr von Milval ihnen Uebels gethan?"

„Er ist ein Edelmann, Tante."

„Aber welche Schuld hat er daran?"

Joseph kam herab und fragte in mißvergnügtem Ton:

„Nichte, warum weckst Du mich, so mitten in der Nacht?"

„Du mußt mit mir gehen, Vetter: der Strandläufer hat Herrn von Milval verrathen für Geld..."

„Ich werde dem Strandläufer den Hals brechen!" brummte Joseph.

„Wir müssen Herrn de Milval ohne Zeitverlust aus den Dünen fortbringen."

„Immerdar der Fremdling!" murrte der Fischer unzufrieden.

„Ein Fremdling?" wiederholte Bella. „Ist ein Unglücklicher, dessen Leben bedroht wird, für Dich ein Fremdling, Joseph? Ich habe Dir, noch letzten Sonntag, die Geschichte vom barmherzigen Samari-

ter vorgelesen. Du hast das Gebot der Liebe vergessen!"

„Ganz und gar nicht! Aber es dauert viel zu lang mit diesem Herrn von Milval."

„O, lieber Joseph, solltest Du Dich weigern, ihm diesen letzten, diesen höchsten Dienst noch zu leisten? Solltest Du mich allein mit ihm durch die Finsterniß gehen lassen?"

„Dich allein mit ihm?" wiederholte der Fischer wie erschrocken. „Wer redet davon? Ich habe versprochen, mich ihm anzuschließen. Mein Versprechen werde ich erfüllen. Komm', laß uns eilen; es wird um so früher abgethan sein."

Er ging mit dem Mädchen zur Thüre hinaus. Beide schritten eine Weile mit großer Hast durch die Dünen, bis sie einige Bogenschüsse von Josephs Wohnung entfernt waren und in einer abgelegenen Tiefe sich befanden.

„Bleib hier stehen, Vetter," sagte Bella, indem sie seine Hand faßte, um ihn zurückzuhalten. „Laß uns ruhig sprechen, wir haben Zeit genug dazu. Ich muß Dir ein Geheimniß offenbaren und Dich um einen Dienst anflehen, der mir ebenso theuer ist, wie mein Leben."

„Wie zittert Deine Hand, liebe Nichte? Du fürchtest Dich?" murmelte Joseph überrascht.

„Ich zittere, weil ich an Deinem Edelmuthe zweifle."

„Du hast Unrecht, Nichte."

„Den ganzen Tag hast Du Dich böswillig gezeigt; Du scheinst erzürnt auf diesen unglücklichen Herrn von Milval."

Joseph murmelte einige unverständliche Worte.

„Ich werde es bald erfahren," sagte das Mädchen im Ton eines festen Entschlusses. „Du glaubst, daß wir den Edelmann in's Land hinein führen werden? Du irrst Dich: da ist keine Rettung für ihn möglich. Die See ist die einzige Straße, die noch für ihn offen bleibt; nur auf einem englischen Kriegsschiff kann er einen sichern Zufluchtsort finden. Der Wind ist Südwest, und das Boot wird bald Fluth bekommen."

„Du erwartest doch nicht, daß wir mit ihm auf die See gehen sollen?" rief der Fischer. „Bei einem solchen Wetter?"

„Seit wann fürchtest Du das Wetter, Joseph?" fragte das Mädchen mit bitterem Tadel in der Stimme.

„Der Wiederschein dort in der Ferne hinter der See, Bella; es kann ein Sturm ausbrechen."

„Vetter, Vetter, sollte ich mich in Dir getäuscht haben?" seufzte das Mädchen traurig. „Ich habe an Deine Liebe zu mir geglaubt; ich hatte Vertrauen in Deinen Muth. Warum wirfst Du den Zweifel in mein Herz? Warum sprichst Du gleich Jemand, der sich fürchtet?"

„Fürchtet?" wiederholte der Fischer. „Ich fürchte mich vor Nichts; aber jetzt in die See zu stechen, um den Fremdling zu retten, daran ist nicht zu denken."

„Nun, so gehe heim, Joseph. Gott wird mich erleuchten und mir Kraft geben, um allein das Gebot der Liebe zu erfüllen."

Es herrschte einen Augenblick Stillschweigen.

„Bah, Joseph ist ein guter Junge," sagte der Fischer. „Um Dich nicht zu betrüben, Bella, würde er selbst durch's Feuer gehen. Wenn die Mannschaft des Bootes benachrichtigt ist und in die unerwartete Reise eingewilligt hat, nun, so will ich mit dem Fremdling in die See gehen, nicht ihm, sondern Dir allein zu lieb, Bella, weil Du mich so dringend darum bittest."

„Du wirst nur einen Genossen haben, Joseph," sagte das Mädchen.

„Aber zu zweien können wir mit den Segeln nicht fertig werden."

„Mit einem festen Willen, mit Vertrauen auf Gott und mit Muth kann man Alles, Vetter. Das Boot ist klein; zur Zeit der Noth kann ein starker Mann seine Segel wohl allein richten, während der Andere am Steuerruder sitzt."

„Es ist allerdings nicht unmöglich, wenn mein Genosse ein wackerer Bursche ist. Ist es der rothe Peter?"

„Nein, Joseph, ich bin es, welche das Ruder regieren wird. Du weißt, daß ich ein geschickter Steuermann bin."

„Wie, Du? Du, Bella, meine Nichte, Du wolltest mit mir in die See gehen?" rief der Fischer. „Was würde Dein Vater sagen?"

„Er wird mich loben, um meines Muthes willen, denn ich thue nichts Anderes, als was er selbst ohne Zögern gethan hätte, wenn er durch seine Blindheit nicht zur Unmacht verurtheilt wäre. Komm, sei doch gutwillig!"

Joseph antwortete nur durch ein abweisendes

Gemurmel; das Mädchen legte ihren Arm um seinen Hals und flehte:

„Joseph, lieber Vetter, widersetze Dich nicht länger, die Zeit ist kostbar. Die Angst preßt mir Thränen aus. Wenn Du Dich weigertest, diesen letzten Versuch zur Rettung des Herrn von Milval zu machen, so fiele er morgen in die Hände seiner Feinde. Man würde ihn ermorden. O, glaube mir, ich würde seinen Tod nicht überleben."

„Wäre es für einen Andern; aber für ihn! Für einen undankbaren Menschen, den ich hassen muß, selbst gegen meinen Willen."

„Himmel, was habe ich gehört!" rief das Mädchen. „Du hassest Herrn von Milval? Was hat er Dir gethan?"

„Er liebt Dich!" brummte Joseph mit verbissenen Zähnen und von ausbrechendem Neide fortgerissen.

„Er liebt mich!" stammelte Bella, den Arm von ihres Vetters Halse zurückziehend. „Er liebt mich! ... Wie zornig Du diese Worte aussprichst! Und Du, Vetter, liebst Du mich denn nicht?"

„Mehr und feuriger als je; aber ich wußte, daß meine Neigung eine Thorheit war; und meine Achtung vor Dir, Nichte, ist größer, als mein Wahnsinn. Er hingegen, der edel ist durch sein Blut, zeigt sich unedel genug von Herzen, um ein armes Fischermädchen zu einer unglücklichen Liebe zu verleiten."

Bella schwieg einen Augenblick. Was ihr Vetter sagte, bewegte sie sehr tief und lockte in der Finsterniß die Röthe der Schaam auf ihre Stirne. Dann schöpfte sie neue Kraft aus der Nothwendigkeit und aus der zwingenden Lage der Umstände, worin sie

sich befand. Bekümmert, doch zugleich mit fester Stimme sagte sie:

„Wie? Das ist also der Grund Deines Verdrusses? Joseph, Deine Beschuldigungen sind ungerecht. Herr de Milval hat mehr Achtung vor Deiner Nichte, als Du. Er würde nicht gewagt haben, mir zu sagen, was Du eben gesagt hast.“

„Er umarmte Dich in der Einsamkeit der Dünen,“ fiel der Fischer bissig ein. „Der Strandläufer hat es gesehen.“

„Und Du glaubst die Lügen dieses Verräthers?“ seufzte Bella mit Entrüstung. „O, Joseph, nein, Du liebst mich gewiß nicht, sonst ließest Du Dich durch die falschen Anklagen dieses Verleumders nicht aufregen.“

„Also sollte der Strandläufer auch diesmal gelogen haben? Herr von Milval hat Dich heute in den Dünen nicht umarmt?“

„Weder heute, noch jemals.“

„Es ist also nicht wahr, was der Strandläufer mir sagte?“

„Pfui, Vetter, was wagst Du zu denken? Herr de Milval hat niemals andere Worte, als die der Dankbarkeit zu mir gesprochen.“

„Aber es ist unglaublich, eine so teuflische Falschheit!“

„Komm, sei vernünftig, Joseph; mach diesen unglücklichen jungen Mann nicht zum Opfer eines arglistigen Menschen, der Dir wehe thun wollte.“

„Der Strandrabe hat mich betrogen!“ sagte Joseph mit einem schweren Seufzer. „Ich habe ohne Arg das Gift in mich aufgenommen, als ob die bös-

artige Schlange mir nicht bekannt wäre! Ich bin ein Dummkopf. Ich bitte Dich um Verzeihung, Nichte. Da es so ist, soll Herr von Milval diese Nacht sicherlich gerettet werden, es müßte denn Gott selbst es nicht so haben wollen. Komm, Bella, ich werde Dir zeigen, daß Joseph nicht zurückweicht, wenn es sich um den Vollzug eines menschenfreundlichen Werkes handelt, und geschähe es auch mit großer Lebensgefahr. Komm, verlieren wir keinen Augenblick mehr."

„Es hat keine Eile; die See reicht noch nicht bis an das Boot," sprach das Mädchen. „Ich habe Dir noch Etwas zu sagen, Joseph. Es ist ein Vorsatz, den ich gefaßt habe, seitdem ich mich aufmachte, um an Deine Thüre zu klopfen. Ich begriff, daß, was ich von Dir fordern wollte, ein großes Opfer ist. Wirklich, Joseph, sobald die Franzosen erführen, was Du zu thun im Begriff bist, um einen Emigranten zu retten, würden sie vielleicht ihre Rache gegen Dich kehren. Ich habe beschlossen, Dich für Deinen Edelmuth zu belohnen, Joseph."

„Es ist nicht nöthig, Bella; nun mein Herz von diesem Stein entlastet ist, bedarf ich keiner Belohnung mehr, um zu thun, was das Gebot der Liebe befiehlt. Es ist der vermaledeite Strandläufer, der mich wahnsinnig gemacht hat."

„Du hast mir da so eben Dinge gesagt, welche mich in meinem Beschluß nur noch mehr bestärken," fuhr das Mädchen fort. „Joseph, seit langer Zeit hat der Herr Deine Frau von der Erde genommen; Du bist allein; Du liebst mich; ich vermuthe es seit einiger Zeit; nun weiß ich es durch Deine eigenen

Worte. Joseph, würdest Du wohl Bella zur Frau annehmen?"

Der Fischer schwieg, als wäre er über diese unerwartete Frage verstummt; aber sein Herz klopfte hörbar in der nächtlichen Stille.

„Und wenn ich Dich bäte, mich Deine Braut werden zu lassen, würdest Du Dich dennoch weigern, Joseph?"

„Wie? Was? Mir schwindelt, meine Sinne verwirren sich," rief der Fischer. „Du, so jung, so gut, so schön, meine Frau? O, nein, nein, es kann nicht, es darf nicht sein."

„Aber wenn es sein könnte, würdest Du wohl Dich glücklich fühlen, meine Hand anzunehmen?"

„Glücklich? Der Gedanke allein macht mich wahnsinnig vor freudiger Erregung."

„Nun, Joseph, da ist die Hand. Niemand anders, als Du, soll dann mein Bräutigam sein. Kein anderes Ziel werde ich auf Erden haben, als das Glück meines Vaters und das Deinige. Retten wir den Edelmann, den Gott meinem Schutze anvertraut hat, und morgen schon will ich meinen Vater um seine Zustimmung bitten. Fürchte Nichts, er wird sie uns ohne Widerstreben gewähren. Begib Dich nun nach dem Strande, Joseph, und richte Alles im Boote; ich will Herrn von Milval holen. Er wird sich auch wohl widersetzen wollen; er wird sich weigern, mich einer Gefahr preiszugeben, um sein Leben zu retten; aber die Noth hat mich stark gemacht: ich werde ihn zwingen, mir zu gehorchen ..."

„Bella? Bella, meine Braut?" murmelte der

Fischer bei sich selbst, als hätte er den Befehl des Mädchens nicht gehört. „Unmöglich, ich träume!“

„Geh nur nach der See, Joseph,“ wiederholte das Mädchen, „es ist ein Traum, der bald zur Wahrheit werden soll.“

„Ich gehe, ich laufe, Nichte,“ sagte er. „Es scheint mir, ich könnte wohl einen Berg auf meinen Schultern tragen. Was ist Wind oder Sturm für mich? Bella, Bella meine Frau?“

Und also murmelnd stieg er eine Düne hinauf, und lief in der Finsterniß über Höhen und Tiefen hinweg gerade nach dem Strande.

Die wachsende See hatte das Boot erreicht: obwohl ihre Wogen auf der einen Seite des leichten Fahrzeugs anschlugen, war es doch noch nicht flott; aber eine Viertelstunde später mußte es sich vom Boden heben und in der Brandung sich wiegen und gleich einer leichten Feder tanzen.

Joseph war in das Boot gestiegen und hatte Dieß und Jenes darin zurecht gemacht; er hatte mit Anspannung seiner ganzen Riesenkraft sich eine Zeit abgearbeitet, um den Mast in der Mitte aufzurichten, und es endlich zu Stande gebracht. Dann setzte er sich auf die Seite des Decks und suchte nun, mit dem Auge landeinwärts, die Finsterniß zu durchdringen, um zu sehen, ob Bella noch nicht auf den Dünen zum Vorschein käme. Plötzlich wandelte ihn eine seltsame Bewegung an. Er bückte sich tief über den Bord des Fahrzeugs und that sich Gewalt an, um über die Fläche des Strandes hinwegzusehen. Es kam ihm vor, als ob einige Schritte weiterhin eine Menschengestalt längs der See hinschliche und

sich dem Boote näherte. Was ihn erregte, war der Gedanke, der undeutliche Schatten möchte wohl der Strandläufer sein ... und wirklich wurde diesen Augenblick der Seehorizont durch den schwachen Schein eines fernen Blitzes erhellt, und Joseph erkannte den Verräther.

Die erste Bewegung des wüthenden Fischers war, einen Ansprung zu nehmen, um seinem Gelübde zufolge Ko Snel den Hals zu brechen; aber er bezwang sein aufbrausendes Blut. Die Besorgniß, mit dieser Gewaltthat eine verhängnißvolle Dummheit zu begehen, hielt ihn zurück. Er rieb sich in peinlichem Zweifel die Stirne, während er voll Angst den Blick auf den nahenden Schatten gerichtet hielt. Wahrscheinlich hatte Ko Snel gleichfalls bemerkt, daß Jemand auf dem Fahrzeug sich befand; denn gerade vor dem Boote blieb er auf dem Strande stehen und schien einen neuen Lichtstrahl abzuwarten, um Gewißheit zu bekommen, daß er sich nicht getäuscht hatte.

Joseph zitterte vor Angst und Zorn. Der Strandläufer versperrte Bella den Weg! Er mußte also erfahren, daß der Emigrant zur See entfliehen wollte. Dieses Geheimniß. an welchem das Leben des edelmüthigen Mädchens hing, konnte er gleichfalls den französischen Soldaten verkaufen.

„O, was für ein wunderbarer Gedanke!“ rief Joseph plötzlich in sich selbst hinein. „Welcher Lichtstrahl schießt mir durch den Kopf! Geschwind und vorsichtig ...“

Er stieg langsam aus dem Boote in die rollenden Wellen und schritt den Strand hinab bis zu Ko Snel hin, der ihn erkannte und scherzend fragte:

„Willst Du in der See Donnersteine sammeln, Joseph? Es hängt dort in der Ferne ein Gewitter, das seit ein paar Stunden aus der See zu steigen sich bemüht. Legt sich der Wind nur ein Bischen, so wird es eine teuflische Kirmis geben . . . ah, ah, Du zerdrückst mir den Arm! Warum thust Du mir so wehe, Joseph?"

„Höre, Ko," sagte der Fischer mit einer Stimme, die wie ein halb ersticktes Geheul klang, „höre und gib Acht auf Dich selbst; denn stößest Du nur einen einzigen Schrei aus, so drehe ich Dir den Hals um, wie einer Schlange, die Du bist, und ich nehme Deinen Leichnam in die See, um ihn in dem großen Matrosengrabe zu begraben."

„Sag, was verlangst, was forderst Du von mir? Ich bin Dir zu Gefallen zu Allem bereit," stöhnte Ko Snel, der an dem Ton von Josephs Stimme wohl merkte, daß er von einem Unglück bedroht war.

„Was ich verlange, Ko? Ich habe in der Eile eine Botschaft nach den englischen Kriegsschiffen zu bringen. Ich bedarf hiezu eines Genossen. Wähle, lebend oder todt, ob Du mitfahren willst?"

„Nein, nein, ich will nicht auf die See. Hülfe! Hülfe!" schrie der Strandläufer.

Aber eine Hand, die ihm den Hals zusammenschnürte, erstickte seine Stimme, während er sich mit unwiderstehlicher Kraft von dem Boden aufgehoben fühlte. Er konnte erst wieder Athem holen, als er wie ein Stein auf den Boden der Barke niederfiel.

„Stehe auf," befahl Joseph, „und rufe nicht mehr nach Hülfe, oder ich schlage Dich ohne Gnade todt. Höre, es ist nicht viel Zeit übrig. Du hast den

Versteck des Herrn von Milval den französischen Kriegsleuten verrathen.“

„Ich glaubte . . .“

„Schweig, bei Deinem Leben! Wir gehen in See, um Herrn von Milval nach den englischen Kriegsschiffen zu bringen. Nieupoort ist nur drei Stunden von hier. Mit einem solchen Winde können wir vor Tagesanbruch zurück sein. Es ist ganz recht, daß Du, der als schnöder Judas den unglücklichen Edelmann für Geld verkauft hat, zu seiner Rettung mithilfst.

„Aber, Joseph, die Guillotine steht darauf!“

„Darum eben mußt Du Dich mir anschließen. Es steht Dir hernach frei, uns zu verrathen: ich werde mich eben so schlecht machen, wie Du bist; ich werde beweisen, daß Du von Herrn de Milval Geld empfangen hast, um ihn zu retten. Wenn diese Fahrt nicht verschwiegen bleibt, Ko, so werden wir zusammen das Schaffot besteigen.“

Der Strandläufer war mehr todt als lebendig; er murmelte brünstige Gebete, er vergoß selbst Thränen und machte noch einen hoffnungslosen Versuch, aus dem Boote zu springen, aber der eiserne Arm Josephs hielt ihn an der Seite des Decks festgenagelt.

„Glaube nicht, daß es mir mit meinen Drohungen gegen Dich nicht Ernst sei,“ fuhr der Fischer fort. „Bella Stock geht mit uns in die See. Wenn ich Dir die Mittel ließe, uns zu verrathen, so würde sie ihre Menschenliebe mit dem Tode bezahlen. Urtheile selbst. Ist Dein Leben wohl das Leben meiner Nichte werth? Unterwirf Dich ohne Widerstand, oder sage, daß Du lieber stirbst. Ich werde Dich

von Deinem Schrecken durch einen einzigen Schlag heilen."

„Ach, thue mit mir nach Deinem Willen, Joseph!" seufzte der Strandläufer, der alle Hoffnung und allen Muth verloren hatte.

Es herrschte eine augenblickliche Stille, während welcher der Fischer mit der linken Hand in der Finsterniß herumtappte, um nach Etwas zu greifen.

„Himmel, Du bindest mir die Arme!" rief der Strandläufer mit neuem Schrecken. „Was willst Du thun?"

„Fürchte Dich nicht," antwortete Joseph, „ich muß an den Strand, um Herrn von Milval in das Boot zu tragen. Ich werde Dich los machen, sobald wir segelfertig sind; denn Du mußt auf der Schanze stehen und für das Fockſegel sorgen. Aber erfülle Deine Pflicht rechtschaffen, Ko, sonst werfe ich Dich mitten auf der See über Bord! . . . Paß auf, da kommt meine Nichte. Bei Deinem Leben kein einziges Wort!"

Er band Ko Snel mit einem dreifachen Doppelknoten an den Mast und lief dann durch die Wellen nach dem Strande.

Es waren kaum einige Minuten verflossen, als er mit dem Edelmann auf seinem Rücken, und gefolgt von seiner Nichte Bella wiederkam.

Das Mädchen nahm seinen Platz am Steuerruder; Herr von Milval setzte sich im Hintertheil des Bootes neben ihr nieder.

Ohne Zweifel hatte Joseph ihnen sein Verfahren mit dem Strandläufer erklärt und seine Absicht mitgetheilt; denn obgleich sie bei Betretung des Bootes

den unerwarteten Genossen wohl gesehen hatten und beinahe über ihn weggeschritten waren, hatte doch Niemand von ihnen ein Wort gesprochen oder einige Verwunderung bezeigt.

Joseph machte den Strandläufer los und zwang ihn, mitzuarbeiten und das Boot auf seinem Ankertau in die See zu bringen; darauf gebot er ihm, ein Reef in das Focksegel zu stecken, und band dann selbst das große Segel an den Mast.

„Das Focksegel geviert!“ rief er nach vorn. „Vor den Wind gebracht!“ rief er nach hinten.

Und das kleine Fahrzeug, auf die Leeseite sich legend, sprang, heftig arbeitend, in schräger Richtung gegen die schäumenden Wogen auf . . .

Wenige Minuten darauf rief Joseph wieder:

„Das Focksegel straff angezogen! Jetzt vor dem Wind gelaufen! — Kurs gehalten!“

Die Segel schwollen an, der Mast beugte sich; das Boot faßte den Wind von hinten und schoß wie ein Pfeil quer durch ein Bett kochenden Schaumes, den rollenden Wogen voran . . .

Lange Zeit dauerte diese schnelle Fahrt, ohne daß ein neuer Befehl von Joseph die Stille unterbrach. Herr von Milval saß mit gesenktem Kopfe neben Bella. Er schien in trübe Gedanken versunken; und wenn das Mädchen ihn dann und wann zu trösten suchte, antwortete er nur durch eine Klage über den Zwang, den sie ihm angethan hatte, um ihn ein solches Opfer von ihrer Seite annehmen zu lassen.

Der Strandläufer stand bei dem Vordersteven auf der Schanze und horchte ängstlich, ob Joseph keine weitern Befehle ertheile; denn er hatte sich

demüthig in sein Loos ergeben, in der Ueberzeugung, daß die geringste Versäumniß oder der mindeste Verdacht eines bösen Willens für ihn die See zum Grabe machen würde.

Was Joseph betrifft, so hielt er sich aufrecht auf dem Deck, die Hand an den Mast gelegt und das Auge in ernster Stille auf den Horizont der See gerichtet, um auf die schwarze Wolke Acht zu geben, aus deren Tiefe von Zeit zu Zeit stärkere Blitze aufleuchteten. Es war ihm außer Zweifel, daß ein gewaltiges Unwetter im Anzug wäre; aber da es schon den ganzen Tag gedroht hatte, so hoffte er, daß man die englischen Schiffe erreichen könnte, ehe der Sturm losbräche. Zuweilen richtete er den Blick landwärts, um in dem schwachen Schein des Blitzes die Thürme von Veurne und die Hügel am Strande zu erkennen und so die Entfernung, welche sie zurückgelegt hatten, zu bemessen.

Sie waren an dem Boverys hill vorüber und sahen den Leuchtthurm von Nieupoort schräg vor sich. Joseph ließ sein Auge über die bewegte Seefläche laufen, in der Hoffnung, die englischen Schiffe zu entdecken; aber wie er dasselbe auch anstrengte, um bei dem falben Blitzstrahl einen Fleck zwischen den Wellen zu unterscheiden, seine Bemühungen blieben fruchtlos. Eine unaussprechliche Angst fiel ihm auf's Herz. Hatten die englischen Schiffe, aus Furcht, von dem stürmischen Wetter wieder auf die Untiefen getrieben zu werden, sich von der Küste entfernt und nach der hohen See gewendet? Vielleicht könnte man sie doch entfernter von dem Lande erreichen.

Noch eine Weile ließ er das Boot vor dem Winde hinfliegen, bis er beinahe gerade über von Nieupoort sich befand. Dann rief er:

„Das Focksegel geviert! Bei den Wind gelegt!"

Das Fahrzeug gehorchte und nahm einen andern Kurs; aber es arbeitete heftig und legte sich auf die Seite. Bella war, um das widerstrebende Steuerruder zu regieren, aufgestanden. Die Wogen warfen ihren Schaum über sie herein; die See, die bei dem drohenden Unwetter von einer geheimen Aufregung ergriffen schien, hob das leichte Boot in die Höhe, versenkte es in die Tiefe, daß seine Fugen krachten und sein Mast wie ein Schilfrohr sich krümmte.

„Alle Reefe eingebunden!" befahl Joseph.

Es ging noch gut; Nichts brach, kein Segel zerriß, und das schwache Fahrzeug, von dem Arm des muthigen Mädchens regiert, spaltete siegreich die Wellen, welche heulend ihm entgegengerollt kamen.

Die schwarze Wolke war höher am Horizont aufgestiegen; feurige Schlangen sprangen aus ihrem dunkeln Schooße; der Luftraum wurde bisweilen von einem blendenden Lichte erfüllt und gewaltige Donnerschläge überboten das Brausen der Wogen.

Herr von Milval hielt mit gefalteten Händen, als spräche er im Stillen ein Gebet, stumm den Blick auf Bella geheftet. Er hatte das Unwetter vergessen; er war gefühllos geworden für die Gefahr; sein Geist hatte die krampfhafte Erregung seines Innern überwunden. All sein Denkvermögen, all das Leben seiner Seele war in dem unendlichen Gefühl der Achtung und Bewunderung concentrirt. Wie groß war es in seinen Augen, das junge Mäd-

chen, das in seiner Menschenliebe und in seiner Aufopferung für ihn die Quelle einer übernatürlichen Stärke gefunden hatte! Wie edel erschien sie ihm, die Heldin, welche, ohne zu erbleichen, Sturm und Wogen trotzte, um einem armen Fremdling das Leben zu retten! Wie schön, wie engelgleich war ihr Angesicht; wie erhaben ihre Haltung, wenn die Gestalt des kämpfenden Mädchens, umflossen von dem Schimmer des Blitzes, sich gegen den dunklern Grund der Wogen erhob!

Er wurde aus seiner leidenschaftlichen Betrachtung erst aufgeschreckt, als eine riesige Woge das Boot auf der Luvseite faßte und es beinahe zum Umschlagen brachte. Bella glitt aus und wurde heftig gegen den Rand des Fahrzeugs gestoßen; aber sie faßte sogleich wieder das Steuer und brachte den Vordersteven vor den Wind.

„O, Bella," rief Herr von Milval, indem er die gefalteten Hände zu ihr erhob, „höre doch auf meine Bitte! Laß' ab, um Gotteswillen! Kehre heim. Welchen Werth kann ein so theuer erkauftes Leben für mich haben? Mein Gewissen wird mir keine Ruhe lassen; die Reue wird an meinem Herzen nagen bis in's Grab. Engel, Engel, sei barmherzig gegen mich; belaste mich nicht mit einer so grausamen Verantwortlichkeit!"

„Alles eingezogen! Laßt's gehen mit Gottes Gnade!" erklang die Stimme Josephs als ein schrecklicher Nothschrei . . . Und kaum war dieser Befehl ausgeführt, so erhoben sich die Winde, chaotisch durch einander brausend, und griffen das schwache Fahrzeug an und stießen und schleuderten es mit entsetz-

licher Gewalt hin und her. Der Luftraum borst auseinander; hundert Blitze folgten sich ohne Unterlaß; der Donner erschütterte Erde und Meer; eine Sturzfluth von Regen und Hagel fiel in wildem Gewirbel nieder. Trotz des blendenden Blitzstrahles war es schwarz und finster, wie in einem Abgrunde.

Das Unwetter, von einem mächtigen Nordwind landeinwärts getrieben, legte sich schnell; — und bald sah man die schwarze Wolke über Nieupoort abtreiben. Als Joseph zu erkennen vermochte, was während des Sturmes geschehen war, sah er seine Nichte und Herrn de Milval noch im Hintertheile des Fahrzeugs sitzen und den Strandläufer zusammengekauert auf der Vorderschanze; zugleich bemerkte er, daß das Boot beinahe zwei Fuß Wasser hatte. Was ihn jedoch mehr bekümmerte, war, daß nunmehr ein starker und anhaltender Wind aus Norden wehte, welcher es ihm zu einer Unmöglichkeit machte, in die See hinauszufahren. Die Wellen gingen so hohl und brachen sich mit solcher Wuth, daß das Boot jetzt, da der Sturm sich legte, in größerer Gefahr war, als mitten unter dem Gebrüll desselben.

Er faßte endlich einen festen Entschluß. Zu Bella tretend, sprach er in gebietendem Ton:

„Gib' mir das Steuer!“

Zu gleicher Zeit rief er dem Strandläufer zu:

„Das Fockſegel aufgehißt und straff angezogen!“

„Himmel, was willst Du thun, lieber Joseph!“ rief das Mädchen erschrocken.

Der Fischer antwortete mit einer gewissen Härte in der Stimme:

„Es wäre wahnsinnig, diesem wüthenden Nord-

wind Trotz zu bieten; die englischen Schiffe sind weg; die See geht schrecklich hohl; ich bin für Dein Leben verantwortlich; wir kehren zurück . . ."

„Ach, nein, nein, Joseph," flehte sie; „Du überlieferst Herrn von Milval einem sichern Tod!"

„Klage nicht vergeblich, Nichte."

„Du hast versprochen, Herrn von Milval zu retten."

„Ja, im Fall Gott es zuließe. Du siehst, Nichte, Gott will es nicht."

Bella schlug sich, indem sie einen Jammerschrei ausstieß, die beiden Hände vor die Augen und begann zu weinen; Herr von Milval suchte ihren Muth wieder zu beleben, doch sie blieb, vernichtet von Schmerz, taub gegen seine Tröstungen.

„Es bleibt noch eine Wahl!" sagte Joseph plötzlich. „Wenn wir in den Hafen von Nieupoort einliefen?"

„Nieupoort?" seufzte das Mädchen. „Nieupoort wird binnen einigen Wochen von den Franzosen eingenommen."

„Aber einige Wochen, Nichte, das ist ein ganzes Jahrhundert für Jemand, der sich in Lebensgefahr befindet. Wähle selbst: Nieupoort oder die Dünen!... Wir müssen eilen; der Wind ist günstig; es wird nicht mehr blitzen, wenn wir den Hafen erreichen. Ist eine feindliche Wache daselbst, so wird sie uns nicht sehen."

„Wehe, wehe!" klagte das Mädchen. „Nun es sei! Nieupoort! Gib' mir das Steuer."

Joseph nahm seinen Platz wieder auf dem Deck ein und löste ein Reef von dem großen Segel; das

Boot drehte sich vor dem Wind und flog mit schnellen Sprüngen über die Wellen. Bella weinte jedoch; es war ihr schmerzlich, daß sie ihr Liebeswerk nicht hatte vollbringen können; und ihrem Auge schwebten die Gefahren vor, welche noch drohend über dem Haupte des Herrn von Milval hingen. Der junge Mann äußerte in den feurigsten Worten seine Dankbarkeit und suchte ihr die Hoffnung einzuflößen, daß der barmherzige Gott so viel Edelmuth nicht fruchtlos lassen, sondern ihn für sie zum Lohne retten würde; aber sie wies alle Linderung ihres Schmerzes von der Hand.

Als sie nicht mehr fern von Nieupoort waren, drehte sich der Wind allmälig nach Osten und wurde minder heftig, obwohl noch eine starke Kühlte ging. Joseph freute sich dieser günstigen Veränderung: denn sie gestattete ihm, auch mit ziemlicher Schnelligkeit wieder aus dem Hafen von Nieupoort auszulaufen, sobald er den Edelmann an's Land gesetzt haben würde . . .

„Nichte," sagte er, sich dem Mädchen nähernd, „lege an dem Fort Vierfoet *) an; da müssen wir sein. Still, kein Wort mehr!"

Ohne einem Hinderniß zu begegnen, fuhren sie schnell in den Hafen ein und landeten bei dem starken Fort Vierfoet.

Herr von Milval faßte, ehe er das Boot verließ, die Hand des Mädchens und sprach mit Thränen der Rührung:

„Bella, ich verstumme bei Deinem Edelmuth.

*) Vierfuß. A. d. U.

Wie soll ich Dir meine Dankbarkeit ausdrücken? Ich bewundere Dich, ich verehre Dich, als wärst Du eine Heilige! O, glaube mir, Dein Bild wird in meinem Herzen leben, neben den Bildern meines Vaters und meiner Mutter. Wie auch mein Schicksal sich gestalte, mit meinem letzten Gebet auf Erden wird Dein Name noch aus meinem Munde zum Himmel steigen! . . .“

Joseph unterbrach die feurige Ansprache und hob den Edelmann mit unwiderstehlicher Kraft an das Land, wo bereits einige Soldaten der Besatzung bereit standen, ihn zu empfangen.

Dann stieß Joseph ohne Zeitverlust mit dem Boote vom Wall ab, gab seiner Nichte einen leisen Befehl und eilte an den Mast, um das große Segel ganz aufzuhissen.

Herr von Milval blieb am Rande des Hafens stehen und schaute seinen Rettern nach. Sie hatten die Mündung des Hafens erreicht und verschwanden eben zwischen den Wogen, als ein Flintenschuß von der rechten Seite herüber ertönte. Augenblicklich folgte eine Gewehrsalve und der schwere Donner einer Kanone rollte über die Dünen hin.

Der Edelmann hob mit einem Angstschrei beide Arme zum Himmel und flehte den Herrn um Gnade für das heldenmüthige Mädchen an. Bleich und zitternd vor Schrecken folgte er den Soldaten in die Festung.

XII.

Das französische Heer hatte, so weit die ausgedehnten Ueberschwemmungen es zuließen, die Stadt Nieupoort ganz umschlossen und ihr alle Verbindung mit dem Lande und mit der See völlig abgeschnitten. Die Nord- und Ostlinie der Festung, von der Lombardseite über Mannekensveere und Schoorbake hinaus war von Truppen unter dem Brigadegeneral Van Damme besetzt, während der Divisionsgeneral Moreau, der Oberbefehlshaber des Heeres, auf der westlichen Linie kommandirte.

Auf der Wetterseite des Hafens waren mächtige Batterien aufgeworfen, um die Stadt zu beschießen; aber vornehmlich gegen das vorgeschobene Fort Vierfoet wollten die französischen Truppen ihre ersten Angriffe richten. Durch die hohen Dünen hier gegen das Geschütz der englischen Kriegsschiffe gedeckt und durch zahlreiche Bataillone, die bei Ostdünkirchen ihr Lager hatten, unterstützt, konnten die Schanzarbeiter beinahe ohne Verlust von Leuten die Laufgräben aufwerfen, um den Angriff auf das Fort Vierfoet mehr in der Nähe zu ermöglichen.

Unter der geschickten Leitung des Genieobersten Dejean und des Artilleriegenerals Eblé hatten die achthundert Mann, welche mit den Grabarbeiten beschäftigt waren, in kurzer Zeit ihre Arbeit so weit gefördert, daß man Kanonen aufzufahren begonnen hatte, um die Bresche zu eröffnen, durch welche man in die Stadt einzudringen gedachte. Niemand zweifelte, daß das Fort beim ersten Sturm unterliegen

würde; und wahrscheinlich konnte die Stadt, nach dem Verluste ihres stärksten Vertheidigungswerkes, keinen langen Widerstand mehr leisten.

Diese Ueberzeugung verdoppelte den Eifer der Befehlshaber und Arbeiter; ohne Unterlaß arbeitete man die ganze Nacht in der Finsterniß an den Kanonen, um mit der ersten Morgenstunde fertig zu werden und der Besatzung des Forts einen Gruß zuzusenden, der sie wissen lassen sollte, was für ein Loos sie erwarte.

Während man so an der äußersten Ecke der Dünen mit Anstrengung arbeitete, herrschte die vollständigste Ruhe im Lager bei Ostdünkirchen. Unter dem Schutze zahlreicher Wachen schliefen die Soldaten eben so ruhig und unbekümmert, als könnte keine Gefahr irgend welcher Art ihren festen Schlummer stören.

Als jedoch der erste Morgenschimmer anbrach, wurden sie plötzlich durch Trommelschlag, durch starke Gewehrsalven und unaufhörlichen Kanonendonner geweckt. — Es war Jedermann klar, daß die Belagerten einen Ausfall gegen die Laufgräben gemacht hatten, in der Absicht, die Kanonen zu vernageln und die aufgeworfenen Batterien zu vernichten. Die Schanzarbeiter waren nicht ohne Truppen zu ihrer Vertheidigung; aber da man nicht wußte, ob nicht ein größeres Corps der Besatzung an dem Ausfall sich betheiligt hatte, mußte man sich beeilen, um der Mannschaft der Vorhut die etwa nöthige Hülfe zu leisten.

In weniger als einem Augenblick waren alle Truppen des Lagers auf den Beinen; einige Compagnien Jäger wurden im Geschwindschritt längs der

Dünen vorausgeschickt; die andern Compagnien folgten unmittelbar, jedoch mit mehr Ordnung.

Bald hörte man die Salven an Zahl sich verdoppeln. Die Belagerer feuerten, um den französischen Truppen die Annäherung zu wehren, ohne Unterlaß mit dem Geschütz der westlichen Werke, und so widerhallte die Luft lange Zeit von dem furchtbarsten Kanonendonner . . . aber dann wurde das Feuer allmälig schwächer, bis das Getümmel des Streites an die Stelle desselben trat.

Eine gute Stunde nach dem Beginn des Gefechts kehrten die französischen Truppen nach dem Lager bei Ostdünkirchen zurück. Sie mußten den Ausfall der Belagerten siegreich zurückgeschlagen haben; denn obwohl sie viele ihrer verwundeten Kameraden mit sich führten, sangen sie doch frohe Lieder und schienen voll Begeisterung. Was noch mehr von ihrem Siege Zeugniß gab, war der Umstand, daß ihre Hinterhut ungefähr zweihundert Kriegsgefangene in ihrer Mitte hatte und vor sich hertrieb.

Diese unglücklichen Leute waren meistens hannöversche Soldaten; die Uebrigen konnte man an ihrer fast bürgerlichen Kleidung für Emigranten oder geflüchtete Edelleute erkennen; ja Einige trugen die Kleidung und die schwarze Kokarde des berühmten Regiments loyal emigré, welches bereits bei so manchem Zusammenstoße Tod und Vernichtung in die Reihen der republikanischen Truppen getragen hatte.

Während man die hannöverschen Soldaten nach Kriegsgebrauch ohne Härte behandelte, hieb man auf die Emigranten mit Säbeln ein, und nicht selten

bohrte man ihnen die Spitze des Bajonnets in die Glieder, unter dem Vorwande, daß sie zu langsam vorwärts marschirten. Die Wachen, noch vom Streite erhitzt, überhäuften sie mit Schimpfworten und Bedrohungen; blind vor Haß und Rachsucht hielten sie ihre Bajonnete den armen Opfern auf die Brust, und forderten ihren unmittelbaren Tod. Andere verspotteten mit unmenschlichem Vergnügen ihren eiteln Muth und suchten ihnen die Ueberzeugung einzuprägen, daß man sie nach der Schlachtbank führe, weil es unbekannt wäre, daß jemals einer dieser edlen Vaterlandsverräther sich der gerechten Rache der Republik zu entziehen gewußt hätte.

Ohne Zweifel wären viele der Emigranten unterwegs von den wüthenden Soldaten ermordet worden, wenn nicht eine Anzahl Officiere den Kriegsgefangenen beigegeben worden wäre, um mindestens solche äußerste Gewaltthat zu verhindern.

Der Officier, welcher die Hinterhut zu führen schien, war ein noch junger Hauptmann. Obwohl er zuweilen durch einen kurzen Befehl, oder eine zornige Geberde den Blutdurst seiner Leute bezwang, hielt er dennoch die Augen mit ebenso viel Haß auf die Emigranten geheftet, und seine Sprache war, wenn er das Wort an sie richtete, nicht minder höhnisch und grausam.

Neben ihm ging ein schon bejahrter Officier, welcher die linke Hand mit einem Stücke blutiger Leinwand umwunden hatte.

„Also," sagte der Anführer der Hinterhut zu ihm, „es ist ein Emigrant, welcher Dir die Hand durchbohrt hat?"

„Ein leichter Bajonnetstich," scherzte der Andere; „in drei oder vier Tagen wird Nichts mehr davon zu sehen sein."

„Und Du hast den Verräther zu Deinen Füßen niedergestreckt, als einen Hund, der er war?"

„Nein, in dem Getümmel konnte ich ihn nicht erreichen; ich habe ein paar Andere an seiner Stelle getödtet. Der, welcher mir diese Wunde beibrachte, ist unter den Gefangenen."

„So! Zeige mir ihn; ich will ein leises Wort sagen, und er wird unter Deinen Augen, von zwanzig Bajonneten durchbohrt, niederfallen."

„Nimm' Dich wohl in Acht," sprach der ältere Officier streng. „Der General hat verboten, die Gefangenen zu mißhandeln."

„Was kann der General davon erfahren?"

„Das ist gleich; da sie doch sterben müssen, laß wenigstens den Kriegsrath einen regelmäßigen Spruch über sie fällen."

„Bah, ein solcher Spruch ist eitle Form. Wann hat man je einem Emigranten Gnade gewährt? Sobald wir in das Lager kommen, wird man sie in eine Reihe gegen die Dünen stellen, und durch ein Pelotonfeuer in die andere Welt schicken, um dort Rechenschaft für ihre schnöde Handlungsweise abzulegen."

„Man wird die Rückkehr des Befehlshabers abwarten müssen; er ist diese Nacht nach Ostende gereist; der Obergeneral Pichegru hat denselben in aller Eile zu sich beschieden. Diese Unglücklichen werden also noch einen Theil des Tages auf ihren Tod zu warten haben."

„Sieh' dort den hochgewachsenen Emigranten, mit bleichem Gesicht und weißen Haaren, welcher das Auge fast unausgesetzt auf uns richtet. Ich wollte wetten, daß er es ist, welcher Dir die Wunde an der Hand beigebracht hat."

„Nein, Du irrst Dich," antwortete der ältere Officier. „Es ist im Gegentheil der junge Mann mit den langen schwarzen Haaren, der träumend neben ihm hinschreitet und nicht zu wissen scheint, was um ihn vorgeht."

„Der Milchbart? Er scheint kein schlimmer Bursche zu sein. Du mußt Dich auf sein Bajonnet geworfen haben. Solche Leute laufen dem Feinde nicht entgegen."

„Hättest Du den jungen Mann an der Arbeit gesehen, wie ich," erwiederte der Andere, „Du würdest eine ganz andere Vorstellung von ihm bekommen haben. Er focht wahrhaftig wie ein wüthender Löwe. Ehe ich den Unsrigen zu Hülfe eilen konnte, hatte er bereits drei oder vier Mann niedergestreckt."

„Wie kommt es, daß er nicht verwundet ist? Du wirst mich doch nicht glauben machen wollen, daß die Paternosters und Reliquien, welche diese Leute bei sich tragen, ihn gegen die Kugeln der Republikaner beschützen?"

„Man hat plötzlich einen Theil der Ausfallenden mit Uebermacht umzingelt; die hannöverschen Soldaten haben sich kriegsgefangen ergeben und selbst die Emigranten entwaffnet. Du begreifst wohl, daß die Edelleute, wäre es ihnen möglich gewesen, den Kampf ihrer Gewohnheit nach bis zum Tode fortgesetzt hätten, da doch keiner von ihnen auf Gnade hoffen darf."

„In der That, das schlimmste Loos, das ihnen widerfahren kann, ist, in unsere Hände zu fallen. Es ist mindestens noch einigermaßen ehrenvoll, auf dem Schlachtfelde zu fallen, wäre es auch für eine schlechte Sache."

„Wohin bringst Du die Kriegsgefangenen?" fragte der verwundete Officier.

„Die hannöverschen Soldaten wird man in Ostdünkirchen unterbringen; die Emigranten sollen innerhalb des Landhauses, welches hinter dem Lager liegt, eingesperrt und bewacht werden, bis der Befehl anlangt, sie vor den Kopf zu schießen."

Die Nachhut näherte sich bald den ersten Zelten des Lagerplatzes.

„Nun, lebe wohl," sagte der ältere Officier, seinem Gefährten die Hand drückend, „ich gehe nach dem Hauptquartier, um die Zurückkunft des Generals abzuwarten."

„Du hast noch immer Deine Wohnung bei dem Stabe, auf dem Pachthofe, den man dort in der Ferne sieht?"

„Noch immer, ein paar Bogenschüsse von dem Hauptquartier."

„Auf Wiedersehen also!"

Als sein Kamerade sich einige Schritte entfernt hatte, gebot der jüngere Officier, den Gang der Emigranten zu beschleunigen; und auf den jungen Mann mit den schwarzen Haaren deutend, rief er, eine Verwünschung ausstoßend:

„Man lasse ihn vorwärts marschiren, den dummen Träumer, welchen der Schrecken mit Lähmung geschlagen zu haben scheint!"

Kaum waren diese Worte seinem Munde entfallen, so wurde mit einem Gewehrkolben der junge Mann so heftig auf den Rücken gestoßen, daß er kopfüber mit dem Angesicht zu Boden stürzte; aber er stund auf und setzte seinen Gang fort, ohne zu klagen; er drehte nicht einmal den Kopf nach demjenigen um, welcher ihn so grausam mißhandelt hatte.

Hinter dem Lager wurden die gefangenen Edelleute in den ummauerten innern Hofraum eines Landhauses gebracht. Man kündigte ihnen an, daß sie nur noch einige Augenblicke zu leben hätten, und gab ihnen unmenschlich spottend den Rath, inzwischen alle Heiligen des Himmels anzurufen, damit sie mit der Litanei ganz fertig wären, ehe die Kugeln dieselbe für immer unterbrechen würden.

Ein Bataillon Soldaten wurde rings um das Landhaus gelegt, um die Emigranten zu bewachen; der Hauptmann, welcher den Befehl über die Nachhut geführt hatte, übergab seine Function einem andern Officier und entfernte sich mit seiner Mannschaft in das Lager.

Es war ein schmerzliches und eindringliches Schauspiel, welches der offene Platz des Landhauses darbot.

Auf der einen Seite stand eine Reihe Soldaten, auf ihren Gewehren ruhend, während ein Dutzend andere mehr vorwärts als Schildwachen auf- und abschritten. Die Augen dieser Männer funkelten von Haß; ihre Lippen waren von Rachsucht oder Blutdurst verzerrt; aus ihrem Munde ergoßen sich die schrecklichsten Verwünschungen, und mit dem glühenden Blick schienen sie die Gefangenen, die unter ihre Hut gestellt waren, verschlingen zu wollen.

Auf der andern Seite des Platzes hatten die Emigranten, ungefähr vierzig an der Zahl, sich in verschiedenen kleinen Gruppen längs einer hohen Mauer aufgestellt. Unter diesen Opfern eines beklagenswerthen Bürgerkriegs befanden sich hochbejahrte Greise, deren Rücken bereits von der Last der Jahre gekrümmt war; ja selbst junge Leute, welche kaum dem Knabenalter entwachsen waren, und deren feines Gesicht noch so sanft und rein sich zeigte, wie das Gesicht eines Mädchens.

Viele dieser Unglücklichen waren verwundet; das Blut träufelte ihnen von Antlitz und Händen. Zwei oder Drei lagen zusammengesunken an der Mauer, mit entfärbten Wangen und brechenden Augen. Es war deutlich, daß diesen das Leben durch unsichtbare Wunden langsam entschwand. Während ihre Unglücksgenossen sie zu trösten versuchten, hielten sie den frohen Blick zum Himmel gerichtet und schienen mit Sehnsucht den Weg abzumessen, welchen ihre Seele betreten sollte, um zu einem bessern Vaterland sich zu erheben.

Fast Alle hatten zerrissene Kleider; ihre Lippen waren mit Pulver beschmutzt; ihr ganzer Körper trug nicht allein die Spuren von der Wuth des Gefechtes, sondern auch von der Gewaltthätigkeit ihrer Feinde. Nichts desto weniger hatten ihre Züge, selbst in diesem Zustande, den Stempel einer hohen Geburt und einer sorgfältigen Erziehung behalten, und ihr Antlitz strahlte noch von dem Ehrfurcht erweckenden Glanze menschlicher Würde. Keine Muthlosigkeit, doch auch kein Trotz in ihrem Blicke; nur der stille Stolz, die unverhüllte Gelassenheit eines Gemüthes, welches seine Kraft aus der Ueberzeugung schöpft,

seine Pflicht erfüllt zu haben, und den Tod ohne Bekümmerniß und Trauer erwartet.

Ein Einziger der Gefangenen, ein alter Mann mit weißen Haaren, schien unter dem Schmerz vernichtet und wischte dann und wann eine Thräne von seinen Wangen. Er hatte sich am Fuß der Mauer niedergesetzt; auf seinen Knieen, gegen seine Brust gelehnt, lag ein Jüngling, beinahe noch ein Knabe, mit dem Tode ringend. Das arme Opfer war von einem Bajonnetstoß in der Seite getroffen worden. Sein alter Vater hatte ihn unterstützt, beinahe getragen. So war derselbe mit den andern Gefangenen in das Landhaus gelangt; aber nun beschleunigte die innerliche Verblutung sein Ende, und er war im Begriff, in den Armen seines unglücklichen Vaters den Geist auszuhauchen.

Während die Einen sich zur Aufgabe machten, die Verwundeten zu trösten, und die Andern in der Stille nicht ihr eigenes Loos, sondern das Loos ihres theuern Vaterlandes beklagten, hatte ein junger Mann sich verstohlener Weise in einer Ecke mit dem Rücken gegen seine Wachen gekehrt und war damit beschäftigt, auf ein Blatt Papier, woran ein rothes Siegel hing, mit einem Bleistift einige Worte zu schreiben. Einer von seinen Gefährten meinte, es wäre vergeblich, sein Testament zu machen oder an seine Eltern zu schreiben, da man ja doch nicht hoffen dürfte, daß jemals etwas dergleichen an den Ort seiner Bestimmung gelangen würde. Der junge Mann schien in das, was er that, allzu vertieft, um eine Antwort auf diese Bemerkung zu geben. Er setzte noch einen Augenblick, zitternd vor Eile, seine Arbeit fort, verbarg

dann das Blatt Papier in seinem Kleide auf der Brust und schritt gerade auf eine der Schildwachen zu, welche mit dem Gewehr im Arm auf ihrem Posten standen.

Auf das, was der Emigrant ihm sagte, antwortete der Soldat mit Scheltworten, ein zweiter fällte seine Waffe und drohte ihn zu durchbohren, ein dritter stieß ihn mit dem Gewehrkolben mitten auf den Platz zurück. Das, was der junge Edelmann von den Soldaten erbitten oder ihnen begreiflich machen wollte, mußte wohl von großer Wichtigkeit sein, denn trotz ihrer grausamen Begegnung blieb er nicht fern von ihnen stehen, mit unruhigem Verlangen um sich schauend, ob nicht einer von ihnen endlich seine Bitte anhören wollte.

In diesem Augenblick trat der Wachcommandant auf den offenen Platz; man hatte ihm gemeldet, daß einer der Emigranten eben gestorben wäre. Er ging zu dem Greise hin, welcher noch den leblosen Körper seines Kindes an die Brust drückte, überzeugte sich, daß der alte Mann nicht mehr als eine Leiche in den Armen hielt, und gab Befehl, dieselbe aus dem Landhause hinauszutragen.

Als er den Platz wieder verlassen wollte, um in das Innere des Landhauses sich zu begeben, näherte sich ihm der junge Emigrant, welcher von den Schildwachen mißhandelt worden war.

„Bürger-Kapitän,“ sprach er mit gefalteten Händen, „ich bitte Sie, haben Sie doch die Güte, mich anzuhören. Ein einziges Wort, und meine Dankbarkeit wird unendlich sein!“

Der Officier schaute den jungen Mann mit einem

zornigen Blick an, aber es schien, daß die männliche Schönheit und der bittende Ausdruck seiner Miene dem Kriegsmann einiges Mitleiden einflößte; denn er sagte in einem keineswegs barschen Tone:

„Sprechen Sie!“

„Darf ich Sie fragen, Bürger-Kapitän, ob ein gewisser Kapitän Louis Stock unter den Belagerungstruppen von Nieupoort ist?“

„Der tapfere Kapitän Louis Stock?“ wiederholte der Officier. „Er ist einer meiner besten Freunde. Was kann für eine Beziehung stattfinden zwischen einem Emigranten und Louis Stock?“

„Keine, Bürger, ich habe ihn noch nie gesehen.“

„Was wollen Sie dann von ihm?“

„Ich möchte ihm ein Geheimniß anvertrauen.“

„Ein Geheimniß?“ brummte der Officier verwundert. „Sie wollen Enthüllungen machen? Bah, es wird Sie nichts helfen; die Kugel, mein Junge, ist das einzige mögliche Ende.“

„Ich weiß es und bin bereit, Bürger; aber ich flehe Sie an, lassen Sie den Kapitän Louis Stock wissen, daß ein Kriegsgefangener ihn zu sprechen wünscht, ehe er stirbt.“

„Es ist also ein wichtiges Geheimniß, das Sie ihm offenbaren wollen?“

„Wichtig, sehr wichtig vielleicht für Personen, die ihm theuer sind.“

„Gut; ich werde Kapitän Stock davon benachrichtigen; willigt er ein, hieher zu kommen, so sollen Sie ihn sehen.“

Der Officier entfernte sich, und der Emigrant, getröstet durch das Gelingen seiner Bemühungen,

begab sich zu der Mauer zurück, an deren Fuß seine Unglücksgefährten sich aufhielten. Er sah den Greis, welchem man den Leichnam seines Sohnes so eben genommen hatte, zwischen einigen andern Emigranten stehen, mit Todtenblässe auf den Wangen, mit Thränen in den Augen und mit den Zuckungen einer unendlichen Verzweiflung auf den Lippen. Der unglückliche Vater, durch den Schmerz verbittert, brach in zornige Klagen gegen die englischen, gegen die hannöverschen Soldaten und selbst gegen seine eigenen Unglücksgenossen aus. Diejenigen, welche um ihn herumstanden, hörten mit auffallender Ruhe, ja beinahe mit Gleichgültigkeit zu; sie ehrten den Kummer ihres greisen Gefährten; aber im Angesicht des unfehlbaren Todes, welcher ihnen Allen gleichzeitig drohte, vermochten seine Klagen sie nicht zu rühren.

Als der junge Mann, welcher mit dem Officier gesprochen hatte, sich dem alten Edelmann näherte, sprach er mit tief gefühltem Mitleide:

„Der arme Georg ist also zum Himmel aufgefahren? Sie müssen recht unglücklich sein, Herr Graf! Wir verlassen nur ein Leben, welches uns durch den Anblick der triumphirenden Bosheit unerträglich gemacht ist; aber Sie sind Vater, Sie sterben tausendmal.“

„Es ist der dritte meiner Söhne, den ich so in meinen Armen dahin sterben sehe!“ seufzte der Greis.

„Trösten Sie sich doch, Herr Graf,“ fuhr der junge Mann fort, „mit dem Gedanken, daß uns Allen dasselbe Loos beschieden ist: der Eine etwas früher, der Andere etwas später. Keine Ruhe, kein Zufluchtsort für die Edeln von Frankreich, als in dem

Schooße der Gottheit. Ich werde meine gemordeten Eltern wiederfinden; Sie werden mit ihren theuren Kindern wieder vereinigt werden."

„Sie irren sich, Herr von Milval," antwortete der alte Graf. „Es ist nicht die Trauer über den Tod meiner Kinder, welche mir das Herz zerreißt und mir vor Verdruß fast die Besinnung raubt. Nein, es ist die schmerzliche Ueberzeugung, daß ihr Blut nutzlos für das Vaterland vergossen wird . . . Wehe, ich habe noch zwei Söhne: die letzten, die meinen Namen führen. Sie sind in Nieupoort! Noch einige Tage, und mein Geschlecht wird auf immer vernichtet sein!"

„Hoffen wir, Herr Graf, daß Entsatz kommen wird."

„Entsatz für Nieupoort? Aber von welcher Seite?" spottete der alte Edelmann bitter. „Die ganzen östreichischen Niederlande sind von den siegreichen Heeren der Republik besetzt; die englischen Schiffe können oder wollen sich der Küste nicht nähern. Es gab nur ein Mittel; ich habe es vorgeschlagen; aber Sie Alle haben es mit Geringschätzung verworfen. O, der blinde Muth, die Nichts berechnende Vermessenheit hat bewirkt, daß das edelste Blut von Frankreich fruchtlos in Strömen vergossen wird! Sie auch, Herr von Milval, haben meinen Vorschlag mißbilligt. Da sehen Sie nun die beklagenswerthen Folgen dieser unsinnigen Hartnäckigkeit."

„Fliehen, ehe man gekämpft hat!"

„Das ist es, was den französischen Adel zu Grunde richten wird," fuhr der alte Graf fort. „Ein Kriegsmann, der aus eitler Tapferkeit sein Leben

nutzlos aufopfert, schwächt die Sache, wofür er streitet, und verräth sein Vaterland . . ."

„Wir hätten also Nieupoort verlassen sollen, ohne einigen Widerstand zu leisten?" fiel ihm ein anderer Emigrant mit unterdrückter Entrüstung in's Wort.

„Aber sagen Sie mir einmal, wozu kann die Vertheidigung von Nieupoort unserem unglücklichen Vaterlande nützen?" entgegnete der Greis. „Wir wissen Alle, und wußten es vom ersten Tage an, daß die Festung unfehlbar unterliegen muß. Wir haben also wissentlich beinahe tausend französische Edelleute einem sichern Tod geweiht. Ist es nicht eine Uebelthat, aus mißverstandenem Fanatismus der Ehre tausend tapfere Degen zu zerbrechen, welche auf einem andern Schlachtfeld die Befreiung unseres unglücklichen Vaterlandes erkämpfen helfen konnten? Wer weiß, ob Gott da oben nicht Rechenschaft von uns für das fruchtlos vergossene Blut fordern wird. Ach, möchten unsere Freunde in Nieupoort sich meines Vorschlags erinnern und denselben in Ausführung bringen!"

„Sie haben vielleicht Recht, Herr Graf," bemerkte Einer der Umstehenden. „Nun ist es jedoch zu spät: die beiden Seiten des Hafens sind mit Kanonen besetzt."

„Nein, es ist nicht zu spät," war die ärgerliche Antwort. „Bei halber Fluth bestreichen die Kanonen des Feindes das Wasser des Hafens nicht. Man würde also nur das Gewehrfeuer zu bestehen haben. Ohne Zweifel wären einige Mann verloren; aber die Boote könnten sicherlich die englischen Schiffe erreichen, und Frankreich würden zum Mindesten achthundert seiner edelsten Söhne für andere Bestrebungen

erhalten. Derjenige, welcher dort in Nieuport seine Genossen zur Ausführung eines solchen Entschlusses bestimmen könnte, würde dem Vaterland einen viel ausgezeichneteren Dienst leisten, als diejenigen, welche sich unnützer Weise der Kugel des Feindes darbieten, ohne eine andere Folge, als daß sie ihm die Freude eines grausamen Triumphes machen ..."

„Freunde, lasset uns beten," seufzte Einer der Emigranten. „Da holt man uns, um uns vor den Kopf zu schießen!"

„Wohlan, Kinder, Muth und Würde bis vor die Kugel!" sagte der alte Graf. „Zeigen wir zum Mindesten unsern Mördern, daß ein französischer Edelmann beim Anblick des Todes weder zittert noch erbleicht."

Der Officier der Wache war mit etwa zehn Soldaten aus dem Innern des Landhauses auf den offenen Platz gekommen und schien mit den Augen Jemand oder Etwas zu suchen. Als er den Jüngling, welcher eine Bitte an ihn gerichtet hatte, zwischen den andern Emigranten bemerkte, gebot er ihm durch ein Zeichen, sich zu nähern.

Soldaten und Gefangene schauten mit Erstaunen dem jungen Mann nach, während er auf den Officier zutrat; und sie fragten sich selbst, was dieser Ruf wohl zu bedeuten hatte? Sollte man ihn von seinen Genossen aussondern und ihm das Leben schenken? An so Etwas war nicht zu denken. Wahrscheinlich gedachte man ihn alsbald zu tödten. Er hatte sich allerdings in dem Gefecht durch seine Tapferkeit und

durch seinen Grimm hervorgethan. — Das traurige Lebewohl seiner Freunde tönte ihm nach.

„Folgen Sie," sagte der Officier zu dem jungen Mann, „der Kapitän, den Sie zu sprechen verlangen, erwartet Sie drinnen, um das Geheimniß in Empfang zu nehmen, welches Sie ihm offenbaren wollen."

Die Soldaten umringten den Gefangenen und führten ihn vor die Thüre eines verschlossenen Zimmers; der Wachcommandant öffnete sie und deutete, mit dem Emigranten eintretend, ihm auf einen am Fenster stehenden Officier und sagte:

„Hier ist Kapitän Louis Stock."

Aber kaum hatte der junge Mann einen Blick auf das Gesicht des Kapitäns gerichtet, so fuhr er mit Schrecken zurück; auch dem Munde von Louis Stock entschlüpfte ein Ruf der Ueberraschung.

„Ihr kennt also einander?" fragte der Wachcommandant verwundert.

„Wunderbare Bekanntschaft," antwortete der Kapitän. „Er ist es, der mir die Hand durchstochen hat."

Als er sah, daß der Emigrant den Kopf gesenkt hatte und unter dem Eindruck dieses unerwarteten Zusammentreffens fast vernichtet schien, so sagte er zu ihm in ermunterndem Tone:

„Bekümmern Sie sich nicht um die Wunde, die Sie mir beigebracht haben. Das ist das Loos des Krieges. Sie oder ein Anderer, was liegt daran? Ich beklage Sie vielmehr, daß Sie einen so schönen Muth an eine so hoffnungslose Sache wenden. Nun, ich höre: Offenbaren Sie mir das Geheimniß, das Sie zu besitzen behaupten."

„Herr Kapitän," sprach der junge Mann im westflämischen Dialekt, „ich wollte mit Ihnen sprechen von Ihrem blinden Bruder und von Ihrer Nichte Bella . . ."

Louis Stock wurde bei diesen Worten lebhaft ergriffen. Er schaute den Emigranten mit lebhafter Verwunderung an; doch bezwang er ebenso rasch seine Bewegung und wechselte einige leise Worte mit dem Wachcommandanten. Dieser verließ das Zimmer und schloß die Thüre hinter sich.

„Wie?" rief der Kapitän auf Flämisch; „ist es möglich! Sie wären der Edelmann, welcher . . ."

„In der That, ich bin de Milval."

„De Milval!" wiederholte Louis Stock, mit Augen, die vor Zorn und Entrüstung funkelten. „Und Sie wagen zu hoffen, daß ich Etwas thun werde, um Ihr Loos zu ändern?"

„Nein, Herr Kapitän, das vermögen Sie nicht. Ich weiß, daß die Sonne morgen über meinem Grabe aufgehen wird; der nahende Tod erschreckt mich nicht."

„Undankbarer!" sprach der Kapitän bitter, „welcher der Gegenstand der edelmüthigsten Gastfreiheit war und die Wohlthat mit dem Unglück eines unschuldigen Kindes bezahlt hat!"

„O, mein Gott, behüte mich vor diesem Schlag! Unglücklich? Wie?" rief der Emigrant, vor Angst erbleichend.

„Sie stellen sich nicht zu wissen, daß ich von meiner Nichte spreche."

„Verhängnißvolle Nacht, welche das höchste Opfer sah, dessen ein menschliches Wesen fähig sein kann!" klagte der Edelmann. „Bella, die großmüthige, die

menschenfreundliche Bella, sie ist beim Herausfahren aus dem Hafen von Nieupoort von den Kugeln getroffen worden? Ist sie verwundet, ist sie todt?"

Der Kapitän schien verwundert über die außerordentliche Erregung des Jünglings und betrachtete ihn einen Augenblick mit zweifelndem Mitleiden.

„Sie mißverstehen den Sinn meiner Worte," sagte er. „Bella ist von ihrem wahnsinnigen Unternehmen wohlerhalten heimgekehrt."

Die gefalteten Hände zum Himmel erhoben, richtete der Emigrant ein feuriges Dankgebet zu Gott empor.

„Ich sollte Ihnen blutige Vorwürfe über Ihr strafbares Benehmen gegen meine arme Nichte machen. — Nein, entschuldigen Sie sich nicht! es ist nutzlos; vor dem Abend werden Sie diese Welt verlassen haben. Gott wird über Sie richten. Sagen Sie schnell, warum Sie mich rufen ließen?"

Der Emigrant steckte die Hand in die Brusttasche seines Kleides und zog ein zusammengefaltetes Blatt Papier und einen metallenen Gegenstand, der wie ein silbernes Döschen aussah, hervor. Er reichte dem Kapitän das Papier, woran ein Sigill von rothem Siegellack hing.

„Herr Kapitän, Sie beschuldigen mich der Undankbarkeit! Ach, könnten Sie auf dem Grunde meines Herzens lesen, wie würden Sie meine Erkenntlichkeit darin feurig und endlos, wie meinen Glauben an Gottes Allmacht, leben sehen!"

Den Blick auf das Papier gerichtet, murmelte der Kapitän:

„Ein Testament? Sie haben ein Testament durch einen Notar von Nieupoort machen lassen? Sie vermutheten also, daß Sie heute sterben würden? Aber was sehe ich? Sie machen meine Nichte zur Universalerbin der Güter Ihres Vaters und Ihrer Mutter? Wahnsinniger, was soll dieses eitle Stück Papier bedeuten? Die Güter sind confiscirt; die Republik hat sie eingezogen."

„Allerdings, mein Herr; aber sollte es auch wahr sein, daß Frankreich nie mehr seine legitimen Könige den alten Thron besteigen sieht, so kommt vielleicht doch eine Zeit, wo die Republik selbst zu dem unveränderlichen Gefühl der Gerechtigkeit zurückkehrt. Was dann noch von den eingezogenen Gütern übrig geblieben, ist sie vielleicht den gesetzlichen Erben zurückzugeben geneigt. Es ist eine Hoffnung; aber diese Hoffnung ist das Einzige, was mir auf Erden noch bleibt. Um die Gastfreiheit Ihres Bruders und den heroischen Edelmuth Ihrer Nichte zu belohnen, gäbe ich mit Freuden zehnmal ein freies und glückliches Leben hin! Aber ach, entschuldigen Sie die Unmacht eines Mannes, dem das Schicksal Alles geraubt hat, und lassen Sie ihn in das Grab den tröstenden Gedanken mitnehmen, daß Bella dieses Testament zu seinem Gedächtniß aufbewahren wird!"

„Es sei so, mein Herr," sagte Louis Stock, von der tief bewegten Stimme des jungen Mannes ergriffen, „ich werde meiner Nichte dieses Papier zur Hand stellen, allein um Ihre Bitte zu erfüllen."

Das silberne Etui öffnend, überreichte der Edelmann es dem Kapitän und sprach:

„Dieß ist das Bildniß meiner vielgeliebten Mut-

ter. Es ist auf meiner Brust gehangen und hat das Klopfen meines Herzens gefühlt seit meiner Kindheit . . ."

„Mit Diamanten besetzt?" murmelte der Kapitän überrascht.

„Die Diamanten haben keinen hohen Werth, Herr Kapitän; aber das Bildniß von Derjenigen, welche mir aus dem Himmel liebevoll die Arme öffnet, ist nicht bloß das Einzige, was ich noch besitze; es ist zugleich das Theuerste, das ich jemals besessen habe. Wollen Sie es Bella geben? Sollte die Erinnerung an denjenigen, welchem sie zweimal das Leben rettete, in ihrem Geiste sich abschwächen, so mag dieses Portrait meine arme Mutter ihr in's Gedächtniß rufen, und das gutherzige Mädchen wird ihrer nicht vergessen in seinen Gebeten."

„Ist dieß Alles?" fragte Louis Stock. „Haben Sie ihr nichts Anderes zu sagen? Es ist gut, ich werde derselben Ihr Lebewohl überbringen."

„Sie haben nicht bemerkt, Herr Kapitän," antwortete der Emigrant, „daß auf der Rückseite des Testaments einige Worte mit Bleistift geschrieben stehen. Es ist mein letztes Lebewohl. Ach! ich schrieb es mit sinnloser Hast, unter den Augen meiner Wachen."

Der Officier drehte das Blatt um, warf einen kurzen Blick auf dasselbe und las:

„Bella, Engel von Güte und Liebe, das Schicksal hat über mein Leben entschieden. Ich bin von den Soldaten der Republik gefangen genommen worden. Noch einige Stunden, einige Minuten vielleicht, und ich werde bei meinem Vater und

meiner Mutter in dem Himmel sein. Weine nicht über meinen Tod, Theure; ich sterbe mit Ruhe; nur ein einziger Kummer umwölkt meinen Geist. Wehe, ich muß die Welt verlassen, ohne daß ich Dich für Deine wunderbare Aufopferung belohnen könnte. O, Bella, wäre es mir vergönnt gewesen, mein Vaterland befreit zu sehen! Wie würde ich meine Tage, bis zum letzten Seufzer, der Aufgabe, Dich glücklich zu machen, geweiht haben! Dich immerdar zu sehen, immerdar Deine Stimme zu hören, Dich zu vertheidigen gegen den geringsten Verdruß . . . Ach, es liegt mir ein Geheimniß auf dem Herzen: mein Grab wird es umschließen. Umarme für mich Deinen guten Vater und den edelmüthigen Joseph; und Du, Bella, denke zuweilen in Deinen Gebeten an den Unglücklichen, dessen Lippen noch Deinen Namen murmeln werden, wenn die feindliche Kugel ihn zu Boden streckt. Lebe wohl, theure Freundin, lebe wohl!"

Louis Stock schüttelte den Kopf und rieb sich die Augen mit der Hand, als verdunkelte eine Thräne seinen Blick.

„Ich war gegen Sie erzürnt, mein Herr," sagte er, „und wollte Ihnen bittere Vorwürfe machen; aber ich fühle nicht die Kraft dazu: Sie sind mehr unglücklich, als schuldig. Seitdem meine Nichte ihr Leben auf der See wagte, um Sie zu retten, trauert sie und verkümmert. Jedermann denkt, die Angst, der Zweifel über Ihr Loos sei die einzige Ursache ihres Kummers. Ich allein vermuthe den wahren Grund davon, und ich fühlte meinen Zorn gegen Sie entbrennen bei dem Gedanken, daß Sie mit Ab-

sicht und Willen den Keim einer unmöglichen und verhängnißvollen Liebe in das Herz meiner Nichte niedergelegt und daselbst genährt haben. Ich begreife, Ihr waret beide jung. Sie haben wahrscheinlich niemals von Liebe mit meiner Nichte gesprochen?"

„Niemals, Herr Kapitän."

„Aber Sie lieben dieselbe gleichwohl?"

„Ich bewundere, ich verehre, ich liebe sie, mehr als die menschliche Sprache auszudrücken vermag."

„Aber, armer Thor, Sie haben also niemals daran gedacht, daß eine solche Liebe zu keinem andern Ziele, als zu ewigem Kummer für meine Nichte führen könnte? Zur Unehre vielleicht!"

„Sie irren sich, Herr Kapitän. Hätte Gott mich bis zur Befreiung Frankreichs leben lassen, Bella würde meine Lebensgefährtin geworden sein."

„Ihre Frau? Bella? Welcher Wahnsinn!" rief Louis Stock. „Vergessen Sie denn, daß sie ein armes Fischermädchen ist, und daß Ihr Adel und Name einer solchen Verbindung ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg legen würde?"

„Ich kenne keine edlern Menschen auf Erden als Vater Stock und sein großmüthiges Kind," antwortete der junge Mann, „nichts Edleres, nichts Erhabeneres, nichts Ehrwürdigeres, als das Herz der süßen Bella. Ha, sollte die Geburt ein Hinderniß sein zwischen mir und Derjenigen, welcher ich zweimal das Leben zu danken habe? Meine Eltern, die aus dem Himmel mitangesehen haben, was sie für mich gethan, hätten meine Dankbarkeit mit Entzücken aufgenommen . . ."

„Träume, edelmüthige Träume," fiel Louis Stock ein, „eine schöne Unmöglichkeit!"

„Aber, Herr Kapitän," entgegnete der Edelmann mit einer gewissen Begeisterung, „Sie, der Sie mich der Undankbarkeit fähig achteten, warum mißkennen Sie die Macht der Dankbarkeit? . . . Ich werde sterben; lassen Sie mich denken, daß der Bruder von Simon Stock an die Reinheit und Uneigennützigkeit meiner Liebe glaubt!"

Der Kapitän faßte die Hand des Edelmanns, drückte sie freundschaftlich und sprach:

„Ich glaube es, Herr von Milval, und ich beklage Sie von Grund meines Herzens. Sie verdienten ein besseres Loos; aber bedenken Sie, daß das Grab unser Aller Ende ist. Ich werde Ihre Botschaft ausrichten. Leben Sie wohl!"

Der Kapitän öffnete die Thüre und winkte den Wachen. Zwischen einigen bewaffneten Soldaten wurde der junge Mann auf den offenen Platz zu seinen Unglücksgefährten zurückgeführt.

XIII.

Joseph befand sich allein in seiner Wohnung. Er stützte sich mit geballter Faust auf den Rand des Tisches und starrte zu Boden; über seine Lippen schweifte ein trauriges Lächeln und von Zeit zu Zeit schüttelte er, unter dem Eindruck schmerzlichen Nachsinnens den Kopf.

Endlich richtete er sich mit einer kurzen, jedoch kräftigen Bewegung auf, als hätte er seinen kum-

mervollen Betrachtungen plötzlich mit Gewalt ein Ende gemacht und sie verjagt. Er trat an die Wand, setzte sich auf einen Stuhl nieder, nahm ein beschädigtes Netz auf die Kniee und griff nach der Stricknadel, um einige zerrissene Maschen wieder herzustellen; aber kaum hatte er ein Dutzend Knoten gemacht, so unterbrach er seine Arbeit und versank wieder in dieselbe Träumerei.

Aufstehend, ließ er das Netz von seinen Knieen fallen und schritt langsam und nachdenklich aus der Hütte. Hier hob er einen kleinen Anker vom Boden auf, wandte und drehte ihn in den Händen herum, ohne zu wissen, was er eigentlich that, und ließ ihn dann achtlos wieder auf den Sand niederfallen. Er kehrte in das Haus zurück, setzte sich auf eine Bank an das Feuer, über welchem ein großer Kessel mit Wasser hing, und starrte lange Zeit unverwandt in die prasselnden Flammen.

Während er solchergestalt in tiefe, fernabführende Gedanken versunken lag, erschien Tante Klär auf der Thürschwelle mit einer Holzschüssel voll grüner Seife in der Hand. In das Zimmer tretend, murmelte sie mit heller Stimme:

„Es ist unbegreiflich. Krank werden und verkümmern aus Mitleid allein! Man möchte sagen, unser Herz kann nicht zu gut sein; aber ich sehe wohl, daß für das Herz wie für alle andern Dinge die kluge Mittelstraße noch das Beste ist . . . Joseph, warum arbeitest Du nicht? Du sitzest da in so tiefen Träumereien, daß Du nicht einmal meine Gegenwart bemerkst.“

„Von wem sprichst Du da eben, Mutter? Von meiner Nichte, ohne Zweifel?“ fragte der Fischer. „Bist Du diesen Morgen schon bei Simon Stock gewesen?“

„Nein, Joseph; als ich von hier wegging, um nach Adinkirchen zu eilen, holte ich Bella ein, welche auf dem Fußpfade vor mir herschritt. Sie begab sich nach der Kirchenpfanne, um eine Botschaft auszurichten, sagte sie; aber sie weiß nicht mehr, was sie thut, und schweift den ganzen Tag von einem Orte zum andern herum. Diesen Morgen ist es noch viel schlimmer mit ihr; sie ist äußerst bleich; die Augen stehen ihr wirr im Kopfe; ihre Stimme ist so dumpf und klagend, daß es Einem wie ein Messer durch's Herz schneidet.“

„Armes Kind,“ seufzte der Fischer; „es wäre wahrhaft grausam und niederträchtig, ihr Weh nicht zu mildern.“

„Was kannst Du dabei thun, Joseph?“

Mit dem Kopfe nickend, gleichsam um seine Gedanken zu bestätigen, murmelte der Fischer:

„Seit der schrecklichen Nacht, da Bella sich mir auf der See anschloß, um den Edelmann zu retten, nagt ein geheimer Kummer an ihrem Herzen . . . In jener Nacht versprach sie, meine Frau zu werden.“

„O, Du denkst an den Vorfall von gestern Abend?“ sagte Tante Klär.

„Du hast also auch bemerkt, Mutter, daß meine Nichte plötzlich erblaßte und in einen Thränenstrom ausbrach? . . .“

„Ich glaube es wohl,“ unterbrach ihn die alte

Frau, „ist es nicht grausam, von Heirathen mit Jemand zu sprechen, der von einer tödtlichen Betrübniß gedrückt ist?"

„Du sprachst davon; ich nicht, Mutter. Seit vier Tagen vermied ich das geringste Wort darüber; denn ich sehe wohl, daß der Gedanke an diese Heirath meine Nichte erschreckt und peinigt."

„Bah, Joseph, setz' Dir doch nicht wieder Grillen in den Kopf. So ist der Mensch: hat er einmal einen Grund zu großem Kummer, so wird er von Allem schmerzlich berührt. Die Belagerung von Nieupoort wird nicht lange dauern. Weiß einmal Bella, was aus Herrn von Milval geworden ist, möge er nun gerettet oder gefallen sein, dann wird die traurige Ungewißheit aufhören und Bella wird bald wieder ihre Gemüthsruhe erlangen. Dann kommt auch die Zeit, um vom Heirathen zu sprechen."

„Diese Heirath wird nie vollzogen," brummte der Fischer.

„Aber sie soll vollzogen werden, es müßte denn sein, daß Du mit Deinen albernen Gedanken ihr selbst Hindernisse in den Weg legtest. Ich flehe Dich an, Joseph, sei nur dießmal klug und vernünftig. Sieh einmal, was für ein frohes und gemüthliches Leben! Wir würden mit Vater Stock und mit der guten Bella in demselben Häuschen wohnen; immerdar beisammen sein, vom Morgen bis zum Abend, und plaudern und dem Vorlesen zuhören und einander trösten und lieben! Mein blinder Bruder, ich dürfte ihn keinen Augenblick verlassen. Wie könnte ich ihm seine alten Tage erheitern und versüßen!"

„Ja, aber, Mutter, wenn wir dieses fröhliche Le-

ben um den Preis des Glücks meiner armen Nichte erkaufen müßten?"

„Was sagst Du, Bella sollte nicht glücklich mit Dir sein?"

„Sie ist jung und schön: ich bin alt und abgenützt; sie hat Verstand, ich bin ein Dummkopf," seufzte der Fischer.

„Ei, ei, ist es möglich, daß ein Mensch einen so schlechten Glauben an sich selber haben kann?" rief Tante Klär. „Alt und abgenützt? Du, Joseph? Du bist ein Bursche wie ein Baum. Wenn Du über allzu viel Gesundheit und Stärke klagtest, würde ich es begreiflich finden. Weil ich Dich manchmal wegen Deines aufbrausenden Wesens tadle, bildest Du Dir ein, Du habest keinen Verstand! Aber was noch besser ist, Du hast ein Herz, so gut wie Waizenbrod und bist unfähig, Jemand Kummer zu machen."

„Es ist schlimm, Mutter, Dinge an einander fügen zu wollen, die Gott nicht zur Vereinigung geschaffen hat."

„Was Du da sagst, Joseph, hast Du gewiß nicht selbst ausgedacht. Hast Du vielleicht in meiner Abwesenheit den Strandläufer gesehen?"

„Seit gestern Mittag, da ich ihm den Topf mit Fleischsuppe brachte, kann ich ihn nicht gesehen haben, da er krank zu Bette liegt. Ueberdieß spricht Ko Snel nicht mehr von Bella."

Die alte Frau hob den siedenden Kessel vom Feuer, und während sie damit nach der Hinterthüre ging, sagte sie:

„Nun, Joseph, schlag' Dir die Grillen aus dem Sinn. Laß die Belagerung von Nieupoort zu Ende

gehen, und Du wirst sehen, daß Deine Nichte darauf bringen wird, Deine Frau zu werden. Ihre Wahl ist nicht so schlecht, als Du denkst: sie wird glücklich mit Dir sein."

Der Fischer schüttelte verneinend den Kopf; ein bitteres Lächeln auf seinen Lippen bezeugte, daß die Worte der alten Frau wenig Eindruck auf seinen Geist gemacht hatten, und er noch immer von demselben Gedanken beherrscht wurde.

In die Stube zurückkehrend, sagte Tante Klär:

„Komm', Joseph, meine Wäsche liegt im Zuber zum Einweichen; wir wollen hin und meinem Bruder ein wenig Gesellschaft leisten. Der arme Vater, er leidet vielleicht mehr, als sein unglückliches Kind! Zeige Dich munter, Joseph, und sprich nicht von Deiner Heirath."

Joseph stand auf und trat mit Tante Klär vor die Thüre; hier kehrte er jedoch plötzlich um und sagte:

„Adieu! Komm bald wieder."

„Wie? Ich dachte, Du werdest mit mir zu Vater Stock gehen?" rief sie. „Du hast einen Kopf wie eine Windmühle! Willst Du wieder müssig in den Dünen herumschlendern? Wäre es nicht besser, wenn Du Deine Zeit wenigstens dazu anwendetest, Deine betrübten Freunde zu trösten?"

„Vielleicht, Mutter, wird mir das besser gelingen, als Dir," antwortete Joseph, sich entfernend.

„Was geht ihm wieder im Kopfe herum?" murmelte Tante Klär, ihm nachsehend. „Es sollte mich nicht wundern, wenn er heute wieder eine Dummheit beginge!"

Joseph beschleunigte seinen Gang, bis er tief in den Dünen einen Fußpfad erreichte, welcher links nach der Kirchenpfanne führte. Dann verkürzte er allmälig wieder seine Schritte. Es war ersichtlich, daß ihm eine Fluth von Gedanken durch den Kopf ging, denn er blieb zuweilen stehen und rieb sich die Stirne, oder er machte eine Geberde mit der Hand, oder murmelte leise Worte in sich selbst hinein.

Nachdem er so lange Zeit den Krümmungen einer vielgewundenen Tiefe gefolgt war, erstieg er endlich einen hohen Sandhügel. Ein leichter Schrei der Ueberraschung entschlüpfte ihm, denn er sah in der Ferne seine Nichte daher kommen.

Das arme Mädchen, welches sonst durch die Festigkeit und leichte Anmuth ihres Gangs Aufmerksamkeit erregte, ließ nun den Kopf auf die Brust hängen und schleppte sich mit wankendem Schritte auf dem Fußpfade fort.

Der Fischer, von Mitleid ergriffen, stieß einen tiefen Seufzer aus und stieg den Hügel hinab, um seiner betrübten Nichte entgegen zu gehen. Er war ihr schon sehr nahe, ehe sie ihn bemerkte.

„Ach, Joseph, ich bin so unglücklich!“ rief sie, während Thränen ihr aus den Augen stürzten. „Diesen Morgen frühe hat es ein schreckliches Gefecht bei Nieupoort gegeben: über eine Stunde hat die Erde vom Kanonendonner erdröhnt. Der unglückliche Herr von Milval! Wer weiß? Vielleicht ist er todt!“

„Du mußt Deine Angst zu mäßigen suchen, liebe Nichte,“ sagte der Fischer, indem er gerührt ihre Hand faßte. „Bei der Belagerung einer Stadt schießt man fortwährend mit Kanonen. Das hat noch Nichts

zu bedeuten. Hat man in der Pfanne noch immer keine besondern Nachrichten von Nieupoort?"

„Keine andere, als daß es sehr heiß hergegangen ist. O, Vetter, wenn Herr von Milval gefallen wäre!"

„Warum Dich selbst, Bella, mit beunruhigenden Gedanken, die keinen Grund haben, peinigen? Ich bin beinahe überzeugt, daß der Edelmann nun in Sicherheit auf einem englischen Kriegsschiffe ist."

„Er der Gefahr entfliehen?" rief das Mädchen mit einem Funken von Stolz in dem Blicke. „Du kennst ihn nicht, Vetter."

„Wozu kann er den Seinigen innerhalb Nieupoort nützlich sein? Mit einem gebrochenen Arm?"

„Sein Arm muß jetzt völlig geheilt sein, Joseph; und wäre es auch anders, so kann er mit der rechten Hand einen Degen führen. Das genügt. Ich weiß es: er wird mit blindem Muthe sich mitten in den Streit werfen; zu seiner Rettung unser eigenes Leben gewagt haben und dann noch denken müssen, daß eine feindliche Kugel sein edles Herz durchbohren könnte! O, ich bin zu stolz gewesen auf mein Werk. Gott weigert mir die Gnade, es ganz zu vollführen."

Der Fischer sagte mit theilnahmvoller Stimme:

„Bella, armes Kind, Du hast Unrecht. Gewiß, ich beklage so sehr wie Du Herrn von Milval, und ich fühle mir das Herz vor Mitleid klopfen, wenn ich bedenke, wie das Schicksal ihn verfolgt . . ."

„Seinen Vater unter seinen Augen ermorden sehen," seufzte Bella, „die Häupter seiner Mutter und seiner Schwester unter der gräulichen Guillotine fallen sehen . . . und nachdem man so hundertmal

gestorben ist, dann noch in seinem Blute auf dem Schlachtfelde niederstürzen müssen!“

„Es ist allerdings sehr unglücklich,“ fuhr Joseph fort, „aber Du weißt noch nicht, Bella, was der Herr dort oben über Milval beschlossen hat. Wenn er an Bord der englischen Schiffe gegangen wäre, wie ich davon mich überzeugt halten möchte, oder wenn er auf eine andere Weise gerettet worden wäre, würde dann Dein Kummer nicht eitel gewesen sein, Bella? Warte doch, um zu verzweifeln, bis keine Hoffnung mehr da ist.“

Diese Worte schienen einigen Eindruck auf das Gemüth des Mädchens zu machen; sie schüttelte zweifelnd den Kopf und murmelte:

„O, Joseph, könnte Deine tröstende Weissagung zur Wahrheit werden! Aber nein, nein, mein Oheim Louis sagt selbst: kein Emigrant kann aus Nieupoort entrinnen.“

„Und wir sind dennoch, mitten durch Musketenschüsse und Kanonenkugeln entkommen, Nichte. Ei, Du mußt vernünftig sein und Deine Trauer bezwingen. Meinst Du, Bella, es werde Dir nicht als eine große Sünde angerechnet, wenn Du Deiner Gesundheit aus übertriebener Furcht vor einem Unglück, das vielleicht nicht einmal eintrifft, schaden würdest?“

Das Mädchen drückte dem Fischer beide Hände mit tiefgefühlter Dankbarkeit.

„Joseph, gute Seele,“ sagte sie, „Du allein wirst mir Muth geben können, wenn ich nicht von schrecklichen Gespenstern verfolgt werde, die mich um Ruhe und Verstand bringen. Die ganze Nacht habe ich nicht geschlafen; ich habe gezittert und gebebt, als

schüttelte mich das Fieber; meine Stirne triefte von kaltem Schweiße. Zwanzigmal habe ich ihn mit durchbohrter Brust niederfallen sehen; ich habe sein Blut fließen sehen, ich habe seinen Todesschrei gehört; sein trauriges Lebewohl hat mir das Herz zerrissen!"

„Es sind Träume, Bella."

„Und so ist es immerdar, Vetter. Wo ich mich befinde oder was ich thue, um meinen Kummer zu bewältigen, ich sehe ihn allezeit vor meinen Augen, ich höre ihn sprechen ... zuweilen wende ich mich plötzlich um, in dem Gedanken, daß er mich ruft. Einmal habe ich geglaubt, sein Geist sei in meiner Nähe! Joseph, kann die Seele eines Menschen an einem andern Orte sein, als wo sein Körper sich befindet?"

Zwei Thränen erglänzten in den Augen des Fischers.

„Ach, meine arme Nichte," klagte er mit erhobenen Händen, „möge Gottes Güte Dich beschirmen!"

„Du weinst, Joseph? Du hast Mitleid mit meinem Schmerze, nicht wahr? Dank, Dank für Deine milde Anhänglichkeit," sagte das Mädchen. „Laß Dich nicht erschrecken; Du hast mich getröstet, Du hast mir Muth gegeben; ich werde versuchen zu hoffen."

„Bella, Bella," murmelte der Fischer, „Du handelst nicht, wie es recht ist. Wenn die Besorgniß um Deine eigene Gesundheit Dich nicht zur Vernunft bringen kann, warum vergissest Du, daß Du einen alten, blinden Vater hast? Glaubst Du denn, wenn er sein Kind also leiden und verschmachten sieht, daß er nicht hundertmal mehr leidet als Du?"

Bella senkte den Kopf und stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Ich bin schuldig,“ murmelte sie, „sehr schuldig. Mein armer Vater! O, ich weiß es, er muß schrecklich leiden . . . und ich Unglückliche, ich habe nicht Kraft genug in mir selbst, um ihn zu trösten!“

„Komm, Nichte,“ sagte der Fischer, „laß uns heimkehren. Gib Dich der Hoffnung hin, daß Herr von Milval gerettet sein kann; — denn Du hast in Wahrheit keinen Grund, das Schlimmste zu glauben. Zeige ein Bischen Muth und erfreue Deinen betrübten Vater durch einige Worte des Vertrauens und der Hoffnung.“

„Ja, komm, lieber Joseph,“ antwortete sie vorausgehend, „Du bist so gut gegen mich! Du hast Recht; komm, ich werde mir selbst Gewalt anthun, um Deinen klugen Rath zu befolgen.“

Sie gingen eine Weile neben einander, ohne zu sprechen. Vielleicht war Bella schon wieder von beängstigenden Gedanken bestürmt; was den Fischer betraf, so hatte dieser zweimal eine Bewegung gemacht, als wollte er Etwas sagen; doch war ihm das Wort sogleich auf den Lippen geblieben.

Nachdem er hastig den Kopf geschüttelt hatte, als wollte er sich selbst Muth machen, sprach er:

„Bella, höre mir einmal aufmerksam und ruhig zu, und glaube, daß ich ehrlich meine, was ich Dir zu erklären im Begriff bin. Als Du mich riefest, um den Edelmann nach den englischen Schiffen zu bringen, hast Du mir versprochen, mich zu heirathen, nicht wahr?“

„Warum fragst Du das, Joseph?“ murmelte

das Mädchen, durch den ernsten Ton seiner Worte überrascht.

„Nun, Bella, ich lehne diese Heirath ab.“

„Wie, Du schlägst meine Hand aus? Unmöglich, Joseph!“

„Von diesem Tage an will ich nicht mehr davon sprechen hören.“

„Wehe, habe ich Dir denn einen Grund gegeben, um mich zu verstoßen?“ rief das Mädchen mit wahrem Schrecken.

„Nein, Bella; aber diese Heirath würde Dich nicht glücklich machen.“

„Sprich nicht so, Joseph; Du erfüllst mich mit Angst. O, laß mich die Gefährtin Deines Lebens werden! Laß mich in Sorgfalt und Liebe gegen Dich die Schuld der Dankbarkeit bezahlen.“

„Du hast keine Schuld gegen mich, Bella,“ erwiederte der Fischer. „Was wir zusammen für unsern Nebenmenschen gethan haben, das wird Gott Jedem von uns besonders anrechnen.“

„Aber Du redest nicht im Ernst, Joseph. Du schlägst mich als Braut aus?“

„Mein Entschluß ist unwiderruflich.“

„Und Du sagtest, Du liebest mich!“

„Wenn ich Dich nicht mit aller Kraft meines Herzens liebte, Bella, so würde ich Deine Hand annehmen,“ antwortete Joseph in festem Ton; „aber ich achte Dich genugsam, um nicht auf Kosten der Ruhe Deines ganzen Lebens glücklich sein zu wollen.“

„Ich begreife Dich nicht, Vetter; Du schlägst meine Hand aus, und sagst, Du wärest glücklich, wenn ich Deine Frau würde?“

„Ob ich glücklich wäre, wenn es geschehen könnte, ohne Dich unglücklich zu machen, das weiß Gott, der Alles ergründet; aber es darf nicht sein, Bella. Du bist ein Engel von Güte, ich weiß es, und obwohl Dich diese Heirath schon vor deren Vollzug erschreckt, würdest Du Dich dennoch aus Edelmuth in dieselbe fügen, nicht wahr? Aber es liegt in dem Herzen des einfältigen Fischers mindestens ein Gefühl der Rechtschaffenheit, und er wird nicht zugeben, daß Du Dich für ihn aufopferst."

„Diese Heirath erschreckt mich?" wiederholte das Mädchen; „aber Du irrst Dich, Joseph."

Sie erstiegen einen Sandhügel; als sie die Spitze desselben erreicht hatten und sich wieder nach der Tiefe wandten, nahm der Fischer abermals das Wort:

„Ich irre mich nicht, Bella. Laß uns mit Ruhe diese wichtige Angelegenheit überlegen, gleich Leuten, die eine reine Neigung zu einander haben und aufrichtig sein dürfen. Seit einigen Tagen, wenn von dieser Hochzeit gesprochen wird, erbleichst Du und scheinst zu beben."

„Ich? Deine Augen haben Dich betrogen, Joseph."

„Gestern Abend, als Tante Klär nur ein Wort davon fallen ließ, bist Du bleich geworden, und die Thränen floßen Dir über die Wangen. Deine Tante hat es gleichfalls recht wohl bemerkt."

„Ach, einfältige Menschen," rief Bella mit verdrießlicher Stimme, „es ist nur ein böser Traum."

„Warum begannst Du dann so plötzlich zu weinen, Nichte?"

Das Mädchen schien über diese Frage verlegen und bestürzt.

„Ich weiß es nicht," murmelte sie, „meine Gedanken, die wahrscheinlich sich verirrten ..."

„Nein, nein, Bella, es ist Dein Herz, das sich unwillkürlich gegen eine solche unglückliche Verbindung erhebt. Laß Dich meine Worte nicht betrüben, ich klage Dich nicht an."

Das Mädchen schwieg und schaute in tiefer Ueberlegung zu Boden.

„Komm, sei aufrichtig, Nichte," sagte Joseph. „Es ist besser, die Sache mit Kaltblütigkeit zu betrachten, ehe es zu spät ist. Noch zehn oder zwölf Jahre, und ich bin alt und gebrechlich; in zehn Jahren bist Du erst in der Blüthe Deines Lebens ..."

Da Bella nicht antwortete, gingen sie eine Weile still weiter; aber als hätte das Mädchen alle ihre Geisteskräfte zusammengenommen, um ihres Vetters Entschluß zu bestreiten, erhob sie plötzlich den Kopf und schaute ihn mit durchdringendem Blick an.

„Du liebst mich?" fragte sie in zitterndem Tone.

„Wie das Licht meiner Augen," antwortete Joseph.

„Und wenn Du jünger wärest, würdest Du Dich glücklich schätzen, mir den Namen Deiner Gattin geben zu können?"

„Glücklich, wie ein Engel im Himmel."

„Es geschieht also bloß aus Edelmuth, daß Du Nein sagst? Du opferst Dein Glück, aus Furcht, daß es mich einige Betrübniß kosten würde? Ha, Joseph, wir wollen sehen, wer von uns Beiden gewinnen wird! Deine Frau will ich werden; mein Bräutigam sollst Du sein. Wir haben es einander versprochen ..."

„Schlag' Dir diesen Gedanken aus dem Sinne, Bella," sagte der Fischer. „Wir sind dicht bei dem Hause. In Gegenwart Deines Vaters oder Deiner Tante dürfen wir nicht über diese Sache sprechen. Ich flehe Dich an, gib mir meine Gemüthsruhe wieder: laß mich nicht in dem betrübenden Zweifel!"

„Aber ich, Joseph, ich flehe Dich mit gefalteten Händen an, wirf nicht diesen neuen Grund zu Verdruß in mein Herz. Komm' von Deinem Entschluß zurück. Gestatte mir, Dich glücklich zu machen!"

„Es darf nicht sein, Bella; Gott würde meine Seele wegen einer so feigen Selbstsucht zur Rechenschaft fordern."

„Wie?" rief Bella, „ich gebe ein feierliches Versprechen, im Angesicht einer schrecklichen Gefahr; und nachdem Du Dein Leben gewagt hast, soll ich mein Gelübde brechen?"

„Du hast Dein Leben allerdings gewagt, Bella, und Du bist nur eine Frau. Ich bin es, der unser Gelübde brach ... Wir sind zu Hause: laß es so beschlossen bleiben."

„Nein, Deine Frau werde ich sein."

„Eine Freundin, die ich ehre und liebe, ja, so lang ich lebe," rief der Fischer nachdrücklich, „aber meine Frau niemals!"

„Joseph, Joseph, Du kennst mich noch nicht. Wir wollen sehen! Ach, gefiele es dem barmherzigen Gott, meine Gebete zu erhören! Wäre ich nur überzeugt, daß der arme Herr von Milval dem Tode entgangen ist, mit welchem Glück wollte ich Dich zum Altar führen, sogleich, ohne einen Tag zu verlieren!"

„Stille, Bella, sprich Nichts mehr davon," flüsterte der Fischer, „man könnte uns da drinnen hören!"

Sie endeten ihren edelmüthigen Streit und traten in das Haus. Das Mädchen ging auf ihren Vater zu und umarmte ihn, liebevolle Worte murmelnd. Joseph setzte sich an den Tisch neben Tante Klär, welche unter Brummen ihm wieder Vorwürfe zu machen begann.

„Siehst Du wohl, mein Kind, daß Deine Angst unbegründet war?" sagte der Greis, welcher in dem Tone von Bella's Stimme geringere Traurigkeit zu bemerken glaubte. „Welche Nachrichten hat man in der Kirchenpfanne? Ist dort drüben immer noch nichts Besonderes geschehen?"

Das Mädchen zögerte mit einer Antwort; aber Joseph, der es vernommen hatte, rief in leichtem Ton:

„Bah, was sollte geschehen sein, Vater Stock? Man hat diesen Morgen die Stadt mit Kanonen beschossen. Das ist natürlich; man muß erwarten, daß es so fortdauern wird, bis Nieupoort entsetzt wird oder kapitulirt. Man beschießt die Mauern der Stadt, um eine Bresche in derselben zu bewerkstelligen. Wahrscheinlich werden die Franzosen darüber noch einige Leute verlieren, denn sie stehen in freiem Felde; aber die Besatzung von Nieupoort, welche durch starke Wälle geschützt ist, läuft für jetzt noch keine Gefahr."

Während er diese Worte sprach, machte der Fischer Bella ein Zeichen mit den Augen, um sie zum Mitleid mit dem Schmerz ihres Vaters zu ermahnen.

Sie verstand ihn und sagte beinahe in heiterem Tone:

„Ja, lieber Vater, wir haben Unrecht, so ängstlich zu sein; Vetter Joseph hat mir unterwegs viel Gutes gesagt; er hat mir Hoffnung gemacht, daß Herr von Milval auf den englischen Schiffen einen sichern Zufluchtsort gefunden haben wird. Ich fühle mich getröstet; es ist einiges Licht in meinen Geist gekommen . . .“

„Ach, Gott sei Dank!“ rief Vater Stock, die Hand seiner Tochter fassend. „Bleibe so muthig, mein Kind; — laß Dich nicht mehr von der schrecklichen Verzweiflung überwältigen. Aus Liebe zu mir, fasse Vertrauen; denn, Bella, Du weißt gar nicht, was ich seit einigen Tagen gelitten habe.“

„Vergib mir, Vater,“ bat das Mädchen. „Ich habe übel gethan; ich sah es wohl, daß Du viel Kummer hattest, und oft mußte ich darüber weinen vor Mitleid und Besorgniß; aber ich hatte die Kraft nicht, gegen meine Gedanken anzukämpfen. Immerdar sein Bild vor meinen Augen; sein Blut, das strömt, seine Stimme, die mich ruft! . . . Nein, nein, lieber Vater, sei nun wieder froh; ich werde mir Gewalt anthun; ich werde die schrecklichen Träume verbannen und warten mit Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit . . . Himmel, ein Soldat zu Pferd vor unserer Thüre! was mag es sein!“

Ein dreifacher Schrei der Ueberraschung ertönte in dem Zimmer; Joseph und Tante Klär sprangen auf; Bella, als fürchte sie eine verhängnißvolle Botschaft, zitterte auf ihrem Stuhl und heftete die weit aufgerissenen Augen auf die Thüre.

„Holla! Jemand drinnen?“ rief der Soldat flämisch, ohne von seinem Pferde abzusteigen. — Und als Joseph und Tante Klär zu ihm getreten waren, fragte er mit leiser, zurückgehaltener Stimme: „Sprecht, liebe Leute, wer wohnt in diesem Hause?“

„Simon Stock,“ wurde ihm geantwortet.

„Ein alter, blinder Fischer?“

„Ja, ein Blinder.“

„Wo ist er? Ich muß ihn selbst sehen.“

Tante Klär und Joseph, im höchsten Grade über den geheimnißvollen Ton des Soldaten überrascht, erfüllten nicht eilig genug sein Verlangen.

„Wie? sollte der blinde Mann nicht zu Hause sein?“ fragte er.

„Er ist zu Hause; ich will ihn holen,“ sagte der Fischer.

Vater Stock trat, von seiner Tochter gefolgt, aus der Thüre. Alle umringten den Soldaten mit lebhafter Neugierde; er aber gab ein Zeichen, daß sie sich entfernen sollten und sprach:

„Geht zurück in's Haus, ihr Leute; ich muß allein mit dem Blinden sein.“

Sobald man gehorcht hatte, zog er ein versiegeltes Packet aus der Tasche seiner Uniform; und sich zu dem Greise herüberbückend, steckte er ihm dasselbe in die Hand, während er ihm in das Ohr sagte:

„Der Kapitän-Adjutant Stock ist Euer Bruder, nicht wahr? Hier ist ein Packet, welches er mir befohlen hat Euch zu überbringen; es ist ein Geschenk von Jemand, den Ihr wohl kennt. Ihr müßt diese Botschaft geheim halten und mit keinem Menschen auf der Welt davon sprechen. Lebt wohl!“

„Wollt Ihr nicht absteigen und Etwas zu Euch nehmen, Freund?“ fragte der Greis. „Ein Glas frische Milch, eine Schale Café?“

„Nein, ich muß stehenden Fußes wieder abgehen! Also lauten meine Befehle.“

Und mit diesen Worten wandte er das Pferd um, drückte ihm den Sporn in die Seite und eilte in vollem Trabe seewärts, durch die Dünen davon.

„Nun, nun, was hat der Soldat Dir gesagt?“ war die Frage, welche Vater Stock bei seinem Eintritt entgegen tönte.

Der Blinde zeigte das Packet, während er verwundert sagte:

„Eine Botschaft von meinem Bruder Louis; wir sollen aber keinem Menschen auf der Welt davon sagen; es ist ein Geschenk von Jemand, den wir wohl kennen.“

„Von Herrn de Milval!“ rief das Mädchen.

„Nein, Kind, rege Dich nicht zum Voraus durch solche Erwartung auf. Wie sollte Herr von Milval Dir Etwas durch Deinen Oheim zusenden können? Da, öffne das Packet; wir wollen sehen, was das Geheimniß bedeutet.“

Bella riß den Umschlag von dem Packet ab; ein silbernes Etui kam daraus hervor und fiel auf den Tisch.

„Ah, das Portrait seiner Mutter!“ rief Bella. „Schaut! Schaut! Ein Geschenk für Dich, Vater, um uns für unsere Sorge zu belohnen.“

Und dieß sagend, öffnete sie das silberne Etui und zeigte es mit einer vor Erregung zitternden Hand.

„All die Diamanten? Bruder, Bruder, nun bist Du reich!“ jubelte Tante Klär.

„In der That, das ist ein ganzer Schatz!“ fiel Joseph gleichfalls ein.

„Der edelmüthige Herr von Milval!“ rief Bella mit Freudenthränen in den Augen. „Dieses Portrait war das einzige Andenken an seine unglücklichen Eltern, welches ihm das grausame Schicksal gelassen hat. Er gibt uns, was ihm das Theuerste auf Erden ist. Ich wußte wohl, daß er uns nicht vergessen würde.“

„Aber wie kommt dieses Portrait in die Hände meines Bruders?“ murmelte der Blinde.

„Hat es der Soldat Euch nicht gesagt?“ fragte Joseph.

„Nein; es ist unbegreiflich.“

„Vielleicht hat Herr von Milval es mit einem geheimen Boten an Oheim Louis gesendet. Aber es ist ein Papier in dem Packet. Siehst Du es nicht, Bella?“ bemerkte Tante Klär. „Darin wird die Erklärung dieser Botschaft wahrscheinlich zu finden sein. Lies einmal und mache schnell, denn ich kann vor Neugierde beinahe nicht mehr auf meinen Beinen stehen.“

Das Mädchen entfaltete das Blatt Papier, und während die Andern mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Worte aus ihrem Munde horchten, las sie sehr langsam und mit Mühe:

„Heute, den 15. Juli 1794, ist erschienen vor uns, kaiserlichem Notar der Stadt Nieupoort, Herr Edmund de Milval, geboren zu Bergues in Frankreich und hat, gesund von Körper und Geist, und

im Beisein der hiernach genannten Zeugen erklärt, daß er zu seiner Universalerbin einsetze Jungfrau Bella Stock, Tochter von Simon Stock, Fischer zu Adinkirchen . . ."

Bella erbleichte und blickte ihre Tante mit Bestürzung und Schrecken an.

„Das ist ein Testament," seufzte die alte Frau.

„Ein Testament! Ach, er liegt also im Sterben? Er ist vielleicht todt!" jammerte das Mädchen, indem sie sich unter einem Thränenstrom an den Hals ihres Vaters warf.

„Ei, Bella," sagte der Blinde, „Du bist wahnsinnig. Hast Du denn nicht selbst gelesen, daß Herr von Milval gesund war, als er dieses Testament aufsetzen ließ?"

„Nichte, Nichte, jetzt bist Du recht unvernünftig," setzte Joseph bei.

„Aber warum macht er dann sein Testament? Man macht ein Testament, wenn man dem Tode nahe ist, nicht wahr?"

„Einfältiges Kind," antwortete der Vater, „so ist es allerdings Gewohnheit; aber bemerkst Du denn nicht, welches die Absicht des Herrn von Milval gewesen ist? In der Ungewißheit, ob ihn Gott wohl der ihm drohenden Gefahr entkommen lassen werde, hat er vor der Hand sein Testament aufsetzen lassen. Nun wissen wir doch, daß er in voller Gesundheit sich noch zu Nieupoort befindet. Du mußt froh sein, Bella; kein anderes Gefühl sollte Dich bewegen, als Bewunderung für die Dankbarkeit und den Edelmuth des armen Herrn von Milval."

„So großmüthig!“ murmelte Tante Klär. „Es geht über meinen Verstand.“

„Was für ein edles Herz!“ seufzte Joseph, sich Thränen der Rührung aus dem Auge wischend.

„Nun, Bella, Du siehst wohl, daß Du keinen Grund hast, also zu erschrecken. Lies weiter: es werden ohne Zweifel noch weitere Erklärungen auf diesem Papier stehen.“

Das Mädchen, durch die Worte ihres Vaters in der That beruhigt, nahm das Papier wieder auf. Sie wollte es öffnen, aber sie bemerkte, daß auf der Außenseite einige Zeilen, mit Bleistift geschrieben, standen. Wahrscheinlich erkannte sie die Schrift, denn sie stieß einen Laut freudiger Ueberraschung aus und rief:

„Ah, Worte, die Herr von Milval mit eigener Hand geschrieben hat!“

Tante Klär und Joseph sprangen herzu und schauten das Mädchen mit ängstlicher Neugierde an.

Aber kaum hatte Bella einen Blick auf das Papier geworfen, so wandelte sie ein heftiges Zittern an. Sie wurde todtenbleich und wankte auf ihren Beinen. Ihre Lippen bewegten sich, aber kein Laut entschlüpfte ihrem Munde. Endlich machte sich ihre Stimme Luft; in schneidendem Tone rief sie:

„Die Franzosen haben ihn gefangen! Er muß sterben! Vater, Vater, schnell! Nach Ostdünkirchen. Rasch, rasch, oder er ist todt! . . .“

Sie zog mit Gewalt an ihres Vaters Arm; aber die Kräfte versagten ihr, und sie brach bewußtlos vor seinen Füßen zusammen.

XIV.

Im Hinterzimmer eines Landhauses, nahe bei dem Lager von Ostdünkirchen, saß Kapitän Louis Stock an einem Tische und war mit Schreiben beschäftigt. Die Wunde an seiner Hand mußte ihm nicht viel Schmerz verursachen, denn obschon er sie nur mit Vorsicht bewegte, gebrauchte er sie dennoch, um sein Papier auf dem Tische fest zu halten.

Es wurde an die Thüe geklopft und ein Lieutenant trat ein. Dieser hielt ein geschlossenes Schreiben in der Hand und sagte nach der gewöhnlichen Begrüßung:

„Kapitän, ich bringe eine Botschaft von dem Genieobersten Dejean."

Louis Stock öffnete das Schreiben, schaute einen Augenblick hinein und fragte:

„Sie kennen den Inhalt Ihrer Botschaft?"

„Ja, Kapitän," war die Antwort, „der Commandant begehrt dreihundert Arbeiter mehr."

„Der Feind hat also die Laufgräben stark beschädigt? Ich glaubte im Gegentheil, sein Versuch sei ganz mißlungen?"

„Einige Schanzkörbe hat er umgeworfen und zwei Kanonen vernagelt," antwortete der Lieutenant. „Dieß ist der Grund meiner Botschaft nicht. Da der Ausfall der Besatzung siegreich abgeschlagen ist, hat man kein unmittelbares Hinderniß von ihrer Seite zu befürchten. Der Commandant will aber die Breschebatterie vor dem Fort Vierfoet in Bereitschaft setzen, ehe der Feind neuen Muth fassen könnte."

„Es ist gut, Lieutenant," sagte Louis Stock; „binnen einer Stunde sollen die dreihundert Mann an den Werken sich befinden."

„Der Bürger-Commandant hat mir noch aufgetragen, ihm Nachricht über den Zustand Ihrer Wunde zu bringen: aber ich sehe, Kapitän, daß es nicht so schlimm ist."

„Nein, ein unbedeutender Bajonnetstich in der Hand."

„Der Befehlshaber ist noch nicht zurückgekehrt, Kapitän?"

„Noch nicht, Lieutenant; wir erwarten ihn jeden Augenblick. Leben Sie wohl; grüßen Sie, ich bitte, von meiner Seite die Freunde dort in den Laufgräben."

Sobald der Lieutenant das Zimmer verlassen hatte, setzte sich Louis Stock wieder zum Schreiben nieder. Er faltete und versiegelte nach einander drei Blätter Papier und stampfte dann zu wiederholten Malen auf den Fußboden, um dadurch Jemanden herbeizurufen.

Zu dem Sergeanten, welcher unter der Thüre erschien, sagte er, ihm die Schreiben einhändigend:

„Man überliefere sogleich diese Befehle. Hat man im Hauptquartier noch keine Bewegung entdeckt, woraus sich schließen ließe, daß der Oberbefehlshaber angekommen ist?"

„Nicht die mindeste Bewegung, Kapitän."

„Gehen Sie, besorgen Sie eiligst diese Schreiben."

„Kapitän," sagte der Sergeant, „vor der Thüre des Landhauses stehen Leute, welche Ihren Namen nennen und ohne Zweifel Sie zu sprechen wünschen;

aber ich kann nicht verstehen, was sie sagen. Es ist ein blinder Greis, mit einem Mädchen, die sehr bedrückt aussieht, und ein ungemein starker Bursche, wie ein Fischer gekleidet."

Diese Meldung schien Louis Stock unangenehm zu überraschen; jedoch bezwang er seinen Verdruß und sprach:

„Führen Sie diese Leute augenblicklich zu mir, Sergeant."

„Wie unvorsichtig bin ich gewesen!" murmelte Louis Stock, als er sich allein befand. „Ich übersandte sogleich die Botschaft des Herrn von Milval an meinen Bruder, in der Ueberzeugung, daß der General zurückgekehrt und die Emigranten vor den Kopf geschossen seien, ehe noch mein Bote Adinkirchen erreicht haben würde. Da ist nun meine Nichte! Wozu können ihre eiteln Klagen dienen? Suchen wir wenigstens sie zu trösten . . ."

Sobald Bella in dem Gang erschien und ihren Oheim erblickte, hob sie die Arme in die Höhe und begann zu jammern; aber der Kapitän legte sich den Finger auf den Mund und sprach in sehr strengem Tone:

„Still, Nichte, Du bist im Lager der Franzosen. Es ist Gefahr für uns Alle!"

Das Mädchen bezwang ihre Angst mit Gewalt und trat schweigend in das Zimmer, aber als sie sah, daß ihr Oheim die Thüre hinter Joseph geschlossen hatte, ging sie auf ihn zu und fragte, bleich und zitternd, gleich Jemand, der einer schrecklichen Kunde entgegensieht:

„Ach, Oheim Louis, er ist todt, nicht wahr, der arme Herr von Milval?“

„Nein, Bella, noch nicht,“ war die Antwort.

„Himmel!“ rief sie mit einem krampfhaften Lächeln auf den Lippen. „Du täuschest mich nicht? Ist es möglich?“

„Wahrhaftig, Herr von Milval lebt noch.“

„O, Dank Dir, barmherziger Gott!“ jubelte das Mädchen. „Er lebt! Vater, er lebt! Joseph, er lebt! Habe ich es nicht vorausgesagt?“

Und sie lief, von wahnsinniger Freude getrieben, von dem Einen zu dem Andern und drückte deren Hände und umarmte sie wie außer sich.

Der Kapitän betrachtete sie mitleidig und schüttelte den Kopf; sie blieb mit gefalteten Händen vor ihm stehen und flehte:

„Mein guter Oheim, Du wirst ihn retten, nicht wahr?“

„Unmöglich, Nichte; es gibt keine Hoffnung mehr für ihn.“

„Keine Hoffnung, sagst Du? Aber siehst Du denn nicht, daß Gott selbst ihn beschirmt?“ rief sie mit begeisterter Stimme. „Einmal lag er im Sterben in den Dünen; ich werde gesandt, ihn wieder zum Leben zu erwecken. Einmal hat man ihn verrathen; Soldaten sollten ihn fest nehmen: ich werde gerufen, ihn nach Nieupoort zu bringen! Nun hätte schon seit Stunden eine Kugel sein edles Herz durchbohren sollen; der Herr hat es nicht gewollt; — mich hat er gesandt, ihn noch zu erlösen! Ah, lieber Oheim, wenn Du Kapitän im Heere der Franzosen bist, glaubst Du, ein bloßer Zufall habe hiezu Veran-

lassung gegeben? Nein, nein, es ist der Himmel selbst, der es also gefügt hat, um Dir es möglich zu machen, ein unglückliches Opfer gegen den grausamen Tod zu vertheidigen!"

Louis gab auf diesen feurigen Anruf keine Antwort; er trug einige Stühle herbei und sprach mit ergreifender Ruhe:

„Setzt Euch nieder; Du gleichfalls, Nichte, und suche Deine Aufregung zu bewältigen. Was ich Dir sagen muß, wird Dich ohne Zweifel betrüben; aber es ist Nichts daran zu ändern: das Schicksal ist mächtiger als der Mensch, und er muß das Haupt beugen unter dessen unerbittliche Beschlüsse. Setze Dich, Bella, ich bitte Dich, und sprich nicht mehr so laut; Niemand darf hören, was hier gesprochen wird."

„Wehe, wehe, Du durchbohrst mir das Herz!" seufzte das Mädchen erschrocken.

„Bruder, Bruder, schone mein Kind!" flehte der Blinde.

„Habe doch Mitleid mit Deiner armen Nichte!" murmelte Joseph.

„Ihr seid seltsame Menschen," sagte Kapitän Stock, im Tone verdrießlicher Ungeduld. „Ihr verlangt, daß ich Herrn von Milval vom Tode errette. Es ist keine Macht auf Erden groß genug, um ein solches Wunderwerk zu vollbringen. Könnte man nur vermuthen, daß ich Etwas versuchen wollte, um einen Emigranten der Rache der Republik zu entziehen, ich würde selbst zur Kugel verurtheilt."

Das Mädchen sah den Kapitän mit starren Augen voll Angst und Verzweiflung an.

„Aber, lieber Oheim," stammelte sie, „der General

schätzt Dich, Du hast es selbst gesagt; der General ist Gebieter; mit einem Zeichen seines Fingers kann er Herrn von Milval die Freiheit geben."

„Einfältiges Kind, Du kennst die Gesetze der Republik nicht."

„O, sage ihm, was der arme Junge bereits gelitten hat; sprich ihm von dem schrecklichen Tod seiner Eltern; er ist Mensch, er hat ein Herz; er wird ihm Gnade schenken."

„Ganz nutzlos, Bella," brummte der Kapitän.

„Nun, guter Oheim, führe mich zu dem General," flehte das Mädchen. „Ich will mich vor ihm niederwerfen, seine Kniee umfassen, seine Füße mit meinen Thränen benetzen . . ."

„Ebenso vergeblich," sagte der Kapitän. „Es ist schrecklich, allerdings, die verhängnißvolle Unmöglichkeit; aber sei überzeugt, Nichte, es gibt Nichts auf der Welt, was Herrn von Milval retten könnte."

„O, mein Gott," rief Bella, „es sollte also entschieden sein! Die grausamen Soldaten! Sie dürsten nach Blut; sie schmachten nach seinem Tode! Armer Jüngling, er soll sterben! Ich fühle meine Sinne schwinden . . ."

Und sie verbarg mit einem verzweiflungsvollen Schmerzensrufe ihr Haupt an der Brust ihres Vaters.

„Louis, ich beschwöre Dich bei der Erinnerung an unsere selige Mutter," sprach der Blinde, „sei doch barmherzig; habe Mitleid mit dem Schmerze meines unglücklichen Kindes!"

„Mitleid?" wiederholte der Kapitän; „die Thränen stehen mir in den Augen; aber was vermag ich gegen das unerbittliche Verhängniß?"

„Geh' zu dem General, Bruder, und flehe ihn um Gnade an für Herrn von Milval; er wird Dich anhören."

„Nein, der General vermag Nichts zu Gunsten eines Emigranten. Alle Hoffnung ist eitel."

„Louis, Louis," rief der Greis, „sag' nicht, daß es keine Hoffnung mehr gibt. Gott ist allmächtig, und Du weißt nicht, was er beschlossen hat."

Der Kapitän machte eine Bewegung der Unzufriedenheit und sprach mit ärgerlicher Stimme:

„Du gleichfalls, Simon, vertraust auf die Dazwischenkunft einer übernatürlichen Macht, in Dingen, die ganz menschlich sind? Deine Einfalt betrübt mich. Versteh' doch die Sache recht. Der General ist so gut wie ich ein Diener der Republik; er muß dem Gesetz gehorchen, welches alle Emigranten zu einem unmittelbaren Tode verurtheilt. Er ist gut und edel von Herzen; das Blut, welches nicht auf dem Schlachtfeld vergossen wird, flößt ihm Abscheu ein, ich weiß es; und dennoch, wenn sein Bruder, ja wenn sein eigener Sohn unter den Gefangenen wäre, er könnte seine Rettung nicht versuchen, ohne seinen Generalsdegen, ja selbst sein Leben an einen solchen Versuch zu wagen. Laß ab zu klagen; gib alle Hoffnung auf und beuge mit Geduld das Haupt unter den unveränderlichen Beschluß des Schicksals. Du bist Mann und Vater, Simon; Du mußt Deinem Kinde Stärke geben, nicht durch eitle Vorspiegelungen, sondern durch das volle Bewußtsein der Wahrheit."

Der Greis beugte, als hätte er sich schuldig erkannt, den Kopf über seine Tochter; zwei Thränen rollten glänzend über die Furchen seiner Wangen.

Joseph, der bis jetzt Nichts gesagt hatte, sondern nur mit der Röthe der Wuth auf seiner Stirne sich die Glieder fast verrenkt hatte, sprang plötzlich auf und trat mit geballter Faust vor den Kapitän hin, in der Haltung von Jemand, der zum Beginn eines Kampfes bereit ist.

Während Louis Stock ihn verwundert ansah, rief der Fischer mit heiserer Stimme:

„Wo ist Herr von Milval? Ich werde ihn befreien!"

„Du, Joseph?" spottete der Kapitän mit einem traurigen Lächeln. „Du weißt nicht, was Du sagst."

„Wir wollen sehen, Louis; zeige mir nur sein Gefängniß; gib mir ein Mittel, um den Ort zu erkennen, wo er sich befindet."

„Aber Joseph, Du täuschest Dich gewaltig, glaube es mir," murmelte der Kapitän. „Was gedenkst Du denn zu thun?"

„Was ich zu thun gedenke?" wiederholte der Fischer, krampfhaft seine Fäuste ballend. „Ich werde diese Nacht, nur mit einigen entschlossenen Gesellen, den armen jungen Mann aus seinem Gefängniß holen, ihn nach dem Strande tragen und in meinem Boote nach den englischen Kriegsschiffen bringen..."

„Wahnsinniger Gedanke! Er wird von einem Bataillon tapferer Soldaten bewacht. Hundert Kugeln würden Dich durchbohrt haben, ehe Du nur in seine Nähe gelangen könntest."

„Das ist gleich; ich will es versuchen; anstatt eines Opfers werden es zwei sein; das ist Alles."

„Ein Glück für Dich wenigstens, Joseph, daß binnen ein paar Stunden bereits sein Geschick voll-

zogen ist. Wäre Dein hoffnungsloser Versuch möglich, Du würdest das Gefängniß leer finden. Nein, Freund, verhalte Dich ruhig und nimm auch Du mit Gelassenheit an, was nicht zu ändern ist."

Joseph kehrte, durch die Eitelkeit seines Vorhabens entmuthigt, brummend zu seinem Stuhle zurück und sank schwer wie Blei auf denselben nieder.

Auf Bella zutretend, faßte Kapitän Louis ihre Hand, drückte sie zärtlich und sprach:

„Liebe Nichte, Du beschuldigst mich vielleicht der Gefühllosigkeit! Du irrst Dich: nicht allein habe ich Mitleid mit Deiner Angst, sondern ich beklage auch das Loos des Herrn von Milval aus der Tiefe meines Herzens. Wahrhaftig, wenn ich Etwas zu seiner Rettung thun könnte, und müßte ich mich dabei sogar einer wesentlichen Gefahr aussetzen, ich würde es mit Freude und Liebe versuchen; aber es ist unmöglich. Tröste Dich mit dem Gedanken, daß wir Alle sterblich sind und früher oder später, wie an Jeden die Reihe kommt, die Welt verlassen müssen. Es ist eine Schickung Gottes, gegen welche der unmächtige Mensch sich vergeblich zu erheben sucht. Ich habe Herrn von Milval in seiner Gefangenschaft gesehen; er zeigt sich wenigstens vernünftig und muthig; der Tod erschreckt ihn nicht; im Gegentheil, er scheint ihm als einer Erlösung entgegenzusehen und freut sich, zu seinen theuren Eltern, welche ihm auf dem Wege zum Himmel vorangegangen sind, aufgenommen zu werden. Bella, mein Kind, komm' zu Dir selbst; bezwinge Deinen Schmerz aus Mitleid mit Deinem armen Vater. Kehre heim; die Zeit wird schnell Dein Leid mildern; Du wirst überdieß

Stärke finden in der Ueberzeugung, daß Du Alles gethan hast, was möglich war, ihn zu retten."

Der Blinde vereinigte seine Bemühungen mit denen seines Bruders, um Bella aus der Verzweiflung emporzureißen; Joseph selbst sprach einige freundliche Worte, um ihr begreiflich zu machen, daß der Mensch sich geduldig unterwerfen müsse, wenn alle Hoffnung verschwunden wäre. Lange Zeit blieb Alles ohne Einfluß auf das zermalmte Herz des Mädchens; doch kam allmälig mehr Ruhe in ihr Gemüth, und obwohl sie noch bitterlich weinte, legte sich doch das heftige Klopfen ihres Herzens und sie stöhnte nicht so unaufhörlich, wie zuvor.

Endlich schien sie ihren Schmerz wirklich überwunden zu haben; sie wischte die Thränen aus ihren Augen und sprach aufstehend mit einem tiefen Seufzer:

„Wohlan, es ist Gottes Wille; es sei so! Ich beuge mich demüthig vor seinen undurchdringlichen Rathschlüssen . . . aber, lieber Oheim, Du wirst mir doch die letzte Gunst nicht verweigern, welche ich von Deiner Güte erflehen will."

„Sprich, Nichte, Alles was möglich ist, werde ich Dir gewähren," sagte der Kapitän, erfreut über das Gelingen seines Versuches, ihr einigen Muth einzuflößen.

„Ich möchte Herrn von Milval noch einmal sehen vor seinem Ende," murmelte das Mädchen.

„O, Bella, entsage diesem unklugen Wunsche. Du würdest ihn nicht sehen können, ohne in einen Strom von Thränen auszubrechen. Du würdest jammern und sein Loos beklagen. Jetzt ist er ruhig und stark. Warum dem Unglücklichen den Muth

rauben wollen? Warum seine letzten Augenblicke ihm verbittern? Aus Mitleid, erspare ihm diesen herzzerreißenden Besuch!"

„Nein, ich werde nicht weinen, nicht klagen," antwortete das Mädchen. „Lieber Oheim, hast Du mich jemals geliebt, so gewähre mir diese Gnade, wofür ich Dich wie für die höchste Wohlthat segnen will!"

„Aber, Bella . . ."

„Ich beschwöre Dich, bei dem Haupte meines Vaters, verweigere es mir nicht!"

„Wie? Solltest Du noch hoffen?" rief der Kapitän, durch das ungewöhnliche Feuer ihrer Bitte überrascht.

„Ich will ihn trösten," sagte sie, ohne auf diese Frage zu antworten; „weit entfernt, ihm sein Vertrauen und seine Ruhe zu rauben, will ich ihn stärken gegen den Tod. Gott hat mir gestattet, ihn so lang und so oft zu beschützen. Warum sollte ich meine Sendung nicht bis zum Ende erfüllen?"

„Du bist ein wunderliches Mädchen," murmelte Louis Stock; „so eben versunken in Schmerz, und nun gelassen und muthig!"

„Ich werde noch oft Thränen vergießen, lieber Oheim: noch lange werde ich in der Einsamkeit darüber weinen, daß ich ihn nicht gegen das unbarmherzige Geschick zu vertheidigen vermochte; aber der Gedanke allein, daß meine Betrübniß ihm in einem solchen Augenblick Leid verursachen könnte, gibt mir Stärke genug, um ihn zu sehen, ohne selbst durch den Klang meiner Stimme zu verrathen, welche blutige Wunde ich in meinem Herzen trage . . . Nicht wahr, guter Oheim, Du wirst mir gestatten, ihn noch einmal zu sehen, ehe er diese Welt verläßt?"

Der Kapitän überlegte einen Augenblick und murmelte bei sich:

„Dieses Begehren bringt mich in Verlegenheit. Was soll man von einem solchen Besuch denken? Für einen Emigranten Theilnahme zeigen? Es ist beinahe eine Missethat . . . Aber ich kann eine Erklärung geben, wenn es nöthig wird. Den Emigranten habt Ihr gekannt, als die Niederlande noch unter Oestreich standen; seitdem die Republik hier die Gebieterin ist, habt Ihr ihn nicht mehr gesehen. Ihr seid einfache Fischer: mein Bruder und meine Nichte . . ."

„Ah, Dank, Du willigst ein!" rief Bella mit triumphirender Freude.

„Ich willige ein," sagte der Kapitän in strengem Tone; „ja, Nichte, aber vergiß Dein Versprechen nicht. Sobald ich eine einzige Thräne in Deinen Augen erscheinen sehe, sobald Du schwach wirst und zu klagen beginnst, unterbreche ich den Besuch, und alles Flehen, welcher Art es auch sei, wird mich unerbittlich finden. Ich zweifle, Kind, ob Du die Probe bestehen kannst."

„Habe Vertrauen zu der Festigkeit meines Willens, lieber Oheim."

„Nun, so komm, Bruder, komm, Joseph, wir wollen ihn aufsuchen. Ein Glück, daß der Wachcommandant einer meiner besten Freunde ist, sonst dürfte ich einen so gefährlichen Versuch nicht wagen."

Sie verließen das Landhaus und begaben sich mit dem Kapitän als Führer in das Lager. Die Soldaten sahen verwundert auf und schauten ihnen nach, während sie allerlei Bemerkungen über die hohe

Gestalt dieser Leute, über die Schönheit des bleichen Mädchens und über die ungemeine Kraft des Fischers austauschten.

Da die Gegenwart des Kapitäns den Soldaten Achtung abnöthigte, so hielten sie sich in gehörigem Abstande, und Nichts hinderte den Gang derselben nach dem Ort des Gewahrsams. Bald deutete der Kapitän auf das Landhaus hinter dem Lager, und sprach:

„Seht, dort drinnen sind die Emigranten. Schon geraume Zeit würden sie nicht mehr auf der Welt sein, wenn der General nicht abwesend wäre. Sobald er zurückkehrt, wird ihr Geschick sich erfüllen. Es ist in dem Landhause ein leeres Zimmer; ich werde Herrn von Milval rufen lassen; wir werden allein mit ihm sein.“

Er brachte seine Begleiter auf einem Fußwege an die Rückseite des Landhauses, wo etwa zwanzig Soldaten, auf ihre Musketen gestützt, vor einer kleinen Thüre Wache hielten.

Man rief auf Verlangen des Kapitäns den Commandanten; und nachdem die beiden Officiere eine Weile in der Stille mit einander gesprochen hatten, wurden die Fischer in ein abgelegenes Zimmer geführt.

„Nun, Bella, suche Deiner selbst mächtig zu bleiben,“ sagte Louis Stock; „er wird sogleich kommen.“

Das Mädchen erbleichte; ein Schauder schien ihre Glieder zu durchlaufen; aber sie bezwang ihre Aufregung mit Gewalt und zeigte dem Kapitän, der auf sie Acht gab, eine Miene, die wohl tiefe Traurigkeit

verrieth, jedoch zugleich von dem milden Ausdruck der Gelassenheit erhellt war.

Der Emigrant trat herein; Louis Stock schloß die Thüre hinter ihm.

„Himmel! Ist es möglich?“ rief Herr von Milval, mit ausgestreckten Armen auf das Mädchen zulaufend. „O Bella, welch ein Glück, Dich noch einmal zu sehen!“

Er schien sie umarmen zu wollen, bezwang aber diese Bewegung und faßte und drückte ihre beiden Hände, während er im Ton äußerster Freude fast unverständlich murmelte:

„Dank, Dank, Bella; Du bist der Engel des Mitleids selbst, der Himmel wird Dich für so grenzenlose Güte lohnen!“

„Und Ihr, Ihr auch, mein Vater, mein Wohlthäter!“ rief er, dem blinden Greise an den Hals eilend. „Darf ich ihn noch einmal an's Herz drücken, den edelmüthigen Beschützer des armen Fremdlings!“

Der Anblick dieser Umarmung erschütterte das Mädchen gewaltig. Herr von Milval lag in ihres Vaters Armen und bezeugte seine Dankbarkeit und seine Liebe durch Worte, die einen Stein hätten erbarmen können. Auch zogen über Bella's Wangen krampfhafte Schauer; sie zitterte und ihre Augen glänzten von zurückgehaltenen Thränen; aber ein Blick von Kapitän Louis, der auf sie gerichtet war, bewirkte, daß sie alle ihre Kräfte zusammennahm und zuletzt siegreich gegen ihre schreckliche Erregung ankämpfte. Doch fühlte sie, wie ihre Beine wankten, und ließ sich langsam auf einen Stuhl niederfallen.

Herr von Milval lief gleichfalls auf Joseph zu,

umarmte ihn mit derselben Wärme, nannte ihn seinen Freund und Retter und kehrte dann wieder zu dem Mädchen zurück. Er setzte sich neben sie, faßte auf's Neue ihre Hand und sagte mit einem seligen Lächeln auf dem Angesicht:

„Bella, gute, liebe Freundin, sieh, wie glücklich ich bin! Ach, der Gedanke des Menschen, bei der Annäherung der ernsten Stunde, verirrt sich bis in das Gebiet der Unmöglichkeit. Ich habe zu Gott gebetet, gebetet, ohne hoffen zu dürfen, daß er mir gestatte, Dich noch einmal mit meinen Augen sehen zu dürfen. Er, in seiner unendlichen Barmherzigkeit, läßt ein Wunder geschehen, um mir diesen höchsten Trost zu gewähren!"

„Sein heiliger Name sei gepriesen!" flüsterte das Mädchen.

„Du bist betrübt, Bella? Du beklagst mein Loos, nicht wahr?" sagte der junge Mann. „Warum trauern, Freundin? Die Welt hat mir Nichts gegeben als entsetzliches Leid und unermeßlichen Kummer. Fortan müßte ich leben ohne Vaterland, ohne Zufluchtsort, ohne zu wissen, wo ich mein Haupt außerhalb des Bereichs der Kugeln meiner triumphirenden Feinde hinlegen kann. Was ist der Tod für mich? Eine Gunst des Herrn, eine Erlösung. Meine Seele blickt bereits in die Höhe und lächelt meinem Vater und meiner Mutter entgegen, welche frohlockend die Arme ausstrecken, um den vielgeliebten Sohn zu empfangen. Nun mir Gott gestattet, Dir noch die Hand zu drücken und ein süßes Lebewohl aus Deinem Munde zu hören, nun vermag keine Betrübniß meine letzte Stunde zu umdüstern.

Erhebe das Haupt, Freundin, zeige mir das süße und freundliche Antlitz, dessen Anblick allein mir so oft die Hoffnung und das Vertrauen zurückgab!"

„Ja, Herr, ja, Freund, bewahren Sie diesen wunderbaren Muth!" seufzte Bella mit schwacher Stimme, welche durch innerliche Thränen erstickt schien. „Sie waren so unglücklich auf Erden! Sie haben Nichts zu betrauern . . ."

Unter dem Zwang, welcher ihr auferlegt war, fand das arme Mädchen noch Worte und Gedanken, um der Angst und dem Schmerze, wodurch ihre Sinne verdüstert und ihre Nerven erschüttert wurden, Luft zu machen. Hätte sie nur in Klagen ausbrechen, hätte sie nur dem Strom ihrer Thränen freien Lauf lassen dürfen! Aber die Furcht, Kapitän Louis möchte sie aus dem Zimmer weisen, beherrschte sie dermaßen, daß sie mit übernatürlicher Gewalt beinahe die Schläge ihres Herzens hemmte und alle Bewegungen ihres erschütterten Gemüthes bezwang.

„Ich habe Nichts zu betrauern, Bella?" sagte Herr von Milval, die letzten Worte des Mädchens wiederholend. „Ja wohl, Freundin. Ich habe es Dir geschrieben: der einzige Kummer, welchen ich in das Grab mitnehme, ist, daß ich nicht auf Erden bleiben kann, um mein ganzes Leben Deinem Glücke und dem Glücke Deines Vaters zu weihen. Gott hat es anders beschlossen, aber ich werde dort oben meine Trübsal, mein Leiden und meinen Tod vor seine Füße niederlegen und ihn anflehen, daß er all mein Verdienst Deiner schönen Seele anrechne. Er wird Dir die Schuld des armen Fremdlings bezahlen . . . Bella, bewahre das Bildniß meiner guten Mutter

mit heiliger Sorgfalt; aus Liebe, aus Mitleid trage es auf Deinem Herzen und denke zuweilen in Deinen Gebeten an sie und an mich!"

„Ich werde für Sie beten, für Ihre Eltern, für Ihre Schwester, alle Tage, noch auf meinem Sterbebette!" seufzte das Mädchen.

„Bewahre gleichfalls mein Testament," sagte der junge Mann. „Für jetzt hat es keinen Werth, aber es mag eine Zeit kommen, daß meine Seele auf Dich niederschauen kann, da Du reich, glücklich bist und auf dem Schlosse selbst wohnst, wo meine Wiege gestanden ist."

Bella erhob plötzlich den Kopf, unter dem Eindruck eines plötzlichen Gedankens, und fragte in seltsamem Ton:

„Herr von Milval, Sie haben ein Geheimniß auf dem Herzen; Ihr Grab soll es umfangen. Ach, ich bitte Sie, vertrauen Sie mir dieses Geheimniß; vielleicht finde ich die Kraft, um die letzte Betrübniß Ihrer Seele zu überwinden."

Der junge Mann schien bei dem Anhören dieser Frage zu erbleichen. Er schaute dem Mädchen in die Augen mit einem unbegreiflich tiefen Blick, der ihr einen leisen Schrei entriß.

„Dieses Geheimniß," murmelte er mit dumpfer Stimme, wie erschrocken, „dieses Geheimniß muß mit mir sterben."

Aber Bella hatte wahrscheinlich in seinen leuchtenden Augen eine rührende Offenbarung gelesen; denn sie begann laut zu schluchzen und legte sich die Hände vor das Angesicht, um die Thränen zu verbergen, die stromweise über ihre Wangen floßen.

Kapitän Louis war im Begriff, sich ihr zu nähern und unerbittlich dem Besuche ein Ende zu machen; er wurde aber durch die Ankunft des Wachcommandanten zurückgehalten, welcher ihm in französischer Sprache einige Worte sagte und dann das Zimmer wieder verließ.

„Schnell, man sage sich das letzte Lebewohl!" gebot der Kapitän. „Der General ist im Lager; alle Augenblicke kann der verhängnißvolle Befehl kommen."

Bella, nun ganz ihrem Schmerz und ihrem Schrecken preisgegeben, sprang auf, warf sich jammernd Herrn von Milval um den Hals und umschloß ihn mit ihren Armen, als wollte sie ihn gegen die Henker vertheidigen, welche ihre erschütterte Einbildungskraft bereits erscheinen sah, um ihn zum Tode zu führen.

„Herr von Milval, Ihnen geziemt es, in diesem ernsten Augenblick Muth zu zeigen," sprach der Kapitän. „Aus Mitleid mit meiner Nichte verkürzen Sie den traurigen Abschied."

Während Bella ihn ängstlich umarmt hielt und seine Brust mit ihren Thränen benetzte, streckte der junge Mann die zitternden Hände dem Greise und dem Fischer entgegen und sagte:

„Nun, mein guter Vater, Joseph, mein edelmüthiger Freund, kommt, drückt mir noch einmal die Hand. Lebt wohl; auf Wiedersehen dort oben im Himmel! Bella, laß mich gehen; zwinge mich nicht zu schmerzlicher Gewalt! . . ."

Das Mädchen hob mit einem entsetzlichen Schrei der Verzweiflung die Arme empor und rief:

„Mein Gott, mein Gott, ich habe auf Deine

Barmherzigkeit gehofft bis zu dieser Stunde! Wehe, Du hast ihn also verlassen? Du überlieferst das arme Schlachtopfer dem triumphirenden Tode? Da sind seine Henker; ich höre ihre Schritte, das Klirren ihrer Waffen . . . Schrecklich, schrecklich, er muß sterben!"

Und sie sank auf ihren Stuhl zurück, die starren Augen regungslos nach der Thüre gerichtet, vor welcher in der That das Geräusch schwerer Schritte und klirrender Waffen sich vernehmen ließ.

Die Thüre wurde geöffnet; es erschien ein Kriegsmann, welcher ohne Zweifel von sehr hohem Rang sein mußte, denn seine Uniform war mit goldenen Verzierungen besetzt und sein Hut von einem prächtigen Federbusch beschattet.

„Sie sind verwundet, mein tapferer Kapitän Stock?" sagte er. „Zum Glück ist es nicht schlimm, wie ich sehe."

„Der General-Befehlshaber!" rief Louis Stock mit Ueberraschung und Schrecken.

Aber kaum war dieses Wort seinen Lippen entschlüpft, so lag Bella auf den Knieen vor dem General. Sie schaute ihn mit feuriger Bitte durch ihre Thränen an, hob die Arme flehend zu ihm empor und rief:

„General, General, Gott selbst sendet Sie. Ach, schenken Sie ihm das Leben! Er hat bereits so schrecklich auf Erden gelitten. Ich werde Ihren Namen segnen, ich werde für Sie beten. Erhören Sie mich, schlagen Sie es mir nicht ab. O, seien Sie barmherzig, sehen Sie, ich küsse Ihre Füße, ich bade sie mit meinen Thränen. Gnade, Gnade, für ihn!"

Der Genetal schien betroffen und schaute einen Augenblick mitleidig auf das betrübte Mädchen nieder; dann hob er sie mit sanfter Gewalt vom Boden auf, während er einige tröstende Worte murmelte. Bella verstand nicht, was er sagte; aber sie blieb mit einem hoffnungsvollen Lächeln auf den Lippen und mit gefalteten Händen vor ihm stehen.

Sich zu dem Kapitän wendend, begehrte der General wahrscheinlich eine Erklärung von der ungewöhnlichen Betrübniß des Mädchens und von der Gegenwart der Personen, welche er in dem Zimmer bemerkte. Mit leiser, fast unhörbarer Stimme begann Louis Stock das unglückliche Geschick des jungen Emigranten zu erzählen; er sprach wahrscheinlich von der Gutherzigkeit seines blinden Bruders, von der heldenmüthigen Aufopferung seiner Nichte; denn der General war tief bewegt und betrachtete der Reihe nach den Greis, den Edelmann und besonders das Mädchen, welches die geringste Bewegung seines Gesichtes ergründen zu wollen schien und mit einem Lächeln wahnsinniger Hoffnung ihn bittend anschaute.

Nachdem der General die lange Erzählung des Kapitäns angehört hatte, versank er einige Augenblicke in Nachdenken; dann schüttelte er in traurigem Zweifel den Kopf und zuckte die Achseln; doch plötzlich erhellte ein Ausdruck der Zufriedenheit sein Gesicht. Er sagte dem Kapitän einige leise Worte, wandte sich um und ging nach der Thüre.

Bella, in ihrer letzten Hoffnung betrogen, stieß einen Jammerschrei aus und sank wieder in die Kniee, zu Boden; aber ihr Oheim, der dem General

gefolgt war, kehrte mit einem Schritt in das Zimmer zurück und sprach in geheimnißvollem Ton:

„Still, halte Dich still! Bete! Vielleicht ist noch Hoffnung!“

Nach diesen Worten eilte er wieder auf den Gang und warf die Thüre zu.

„Vater, Joseph, Milval, mein armer Freund!“ rief das Mädchen, „es ist noch Hoffnung! Ich wußte es wohl; Gott ist so gut. O, lasset uns beten!“

Sie faltete die Hände und murmelte ein inniges Gebet; der Greis und Joseph entblößten das Haupt; der Edelmann, durch einen flehenden Blick des Mädchens bewogen, setzte sich neben sie und faltete gleich ihr die Hände, um den Himmel um eine Hülfe anzurufen, an deren Möglichkeit er jedoch nicht glaubte.

Feierlich war die Erwartung, ergreifend die Stille. Man hörte nicht allein das sanfte Murmeln des Gebetes im Zimmer, man hörte, wie die Brust der Unglücklichen sich hob und senkte; ja man konnte die Schläge ihrer erregten Herzen zählen.

Ein Schauer durchlief ihre Glieder und ein Angstschrei entschlüpfte ihrer Brust, als die Thüre sich wieder öffnete.

Kapitän Louis trat in die Mitte des Zimmers, bedeutete ihnen durch ein Zeichen, näher zu treten und sprach mit gedämpfter Stimme:

„Laßt mich sprechen: die Zeit ist kostbar. Der General ist gerührt von dem Schmerze und den Bitten meiner Nichte. Noch ein Mittel läßt sich versuchen, um Herrn von Milval seinem unglücklichen Loose zu entziehen. Zögert er, von demselben Ge-

brauch zu machen, so ist alle Hoffnung verloren; nimmt er es dagegen mit Unterwerfung an, so ist er unfehlbar gerettet."

„O, wie bin ich so froh, wie bin ich so glücklich!" seufzte das Mädchen, vor Rührung beinahe unterliegend.

„Sag' es an, sag' es an, dieses Mittel, lieber Oheim; er nimmt es mit unbegrenzter Dankbarkeit an."

„Hören Sie mich an, Herr von Milval, und erheben Sie sich über gewisse menschliche Bedenklichkeiten, denen ich mit Besorgniß um Ihretwillen entgegensehe. Binnen zehn oder zwölf Tagen, binnen einer Woche vielleicht, wird Nieupoort in unserer Macht sein: aber wer kann sagen, wie viele hundert Soldaten noch von beiden Seiten zuvor ihr Leben lassen müssen? Dieses Blutvergießen ist nutzlos für die Sache, welche Sie vertheidigen; Sie können es vielleicht verhindern. Was man von Ihnen verlangt, ist, daß Sie zum Mindesten sich bereit erklären, es zu versuchen. Sagen Sie mir, daß Sie als Friedensbote nach Nieupoort gehen wollen, um die Besatzung zur Uebergabe der Festung aufzufordern."

„Ich?" rief de Milval erbleichend, „ich sollte mich zu einer solchen Botschaft gebrauchen lassen? Ich bin ein französischer Edelmann, mein Herr! Viel lieber den Tod, als einen solchen Flecken auf meinen Namen!"

„Milval, Freund, ach, haben Sie Mitleiden mit mir!" flehte das Mädchen.

„Aber wollte ich diese Sendung auch annehmen,

ich könnte sie nicht vollziehen, ich habe keinen Einfluß auf die Befehlshaber der hannöverschen Truppen."

„Lassen Sie sich dieses nicht bekümmern. Sie müssen nur versprechen, daß Sie thun wollen, was Sie können."

Der junge Mann schüttelte verneinend den Kopf.

„Es ist keine Zeit zu verlieren," sagte der Kapitän. „Fassen Sie einen schnellen Entschluß, ich bitte Sie. Sie fürchten den Tod nicht, ich weiß es; aber wenn die Liebe zum Leben machtlos ist, um Sie zur Annahme dieses Rettungsmittels zu bestimmen, vergessen Sie nicht, daß hier Menschen sind, welche Ihre Zustimmung als den Lohn für Alles, was sie Ihnen gethan haben, verlangen."

Bella war in ihrer ängstlichen Ungeduld eben im Begriff, sich dem Edelmann an den Hals zu werfen, aber der Kapitän hielt sie kraftvoll zurück.

„Nun, mein Herr?" fragte er. „Sprechen Sie; es bleibt Ihnen nur ein kurzer Augenblick."

„Ich sollte die hannöverschen Soldaten zur Uebergabe der Festung zu bereden suchen?" murmelte der junge Mann mit einem traurigen Spottlächeln auf den Lippen. „Und meine unglücklichen Gefährten in Nieupoort? Die Republik weigerte sich stets, die Emigranten unter der Zahl der Kapitulirenden mitzubegreifen. Ich müßte sie also in die Hände ihrer unerbittlichen Feinde liefern? Herr Kapitän, Sie sind edelmüthig; Ihr Bruder und Ihre Nichte haben mir zu viel Liebe erzeigt, um zu verlangen, daß ich mich zum Verräther der Meinigen machen sollte. Nein, lassen Sie mich mein Loos erfüllen; entehrt will ich nicht leben."

„Ihre Gefährten, die in Nieupoort sind," entgegnete der Kapitän, „werden in unsere Gewalt fallen, ehe vierzehn Tage verflossen sind; Sie wissen wohl, mein Herr, daß keiner von ihnen der Kugel entrinnen wird . . . und dennoch können Sie dieselben retten."

„Ich?" rief der junge Mann erstaunt.

„Ja, Sie, Sie allein," versicherte Louis Stock mit gedämpfter Stimme. „Ihre Unglücksgefährten werden wahrscheinlich den einzigen Weg erkennen, welcher ihnen noch offen steht, um dem drohenden Tode zu entgehen. Mittelst einer letzten Anstrengung des Heldenmuths, welcher dem französischen Edelmann angeboren ist, werden sie mit Gewalt und unter Kampf aus dem Hafen zu gelangen suchen. Was mich betrifft, ich würde dem Himmel dankbar sein, wenn er meinen Soldaten die abscheüliche Aufgabe ersparen würde, hier in den Dünen meines Vaterlandes ein Tausend unglücklicher Edelleute kaltblütig ermorden zu müssen. Und Sie, mein Herr, wagen Sie wohl zu denken, Ihr Name werde dadurch befleckt, daß Sie eine Botschaft auf sich nehmen, welche einigen Hunderten Ihrer Unglücksgefährten das Leben retten kann?"

Der junge Mann hatte den Kopf geneigt und schien in Zweifel versunken. Sein Zögern, sein Stillschweigen selbst ließen vermuthen, daß er annehmen würde. Jedermann hielt sein Auge mit ängstlicher Erwartung und klopfendem Herzen auf ihn gerichtet . . . aber Bella konnte ihre Aufregung nicht bezwingen. Sie sank dem jungen Mann zu Füßen und rief, in Thränen ausbrechend:

„Milval, Freund, ich flehe Sie auf den Knieen an, benützen Sie das angebotene Rettungsmittel! Geben Sie mir den Lohn für meine Sorgen, meine Schmerzen, meine Liebe! Weigern Sie sich nicht länger: Sie sträuben sich vergeblich. Was hier geschieht, war in dem Himmel beschlossen; Sie müssen, Sie müssen einwilligen: es ist Gottes Wille!“

„Nun, für meine armen Freunde dort, und für Dich, Bella; nicht für mich . . . ich nehme die Botschaft an!“ sprach der Edelmann mit einem dumpfen Seufzer.

„Dank, Dank!“ rief das Mädchen. „Haben Sie mehr Hoffnung, Freund; ein guter Engel wacht über Ihnen . . .“

„Kommen Sie, Herr von Milval,“ sprach der Kapitän, indem er die Hand des jungen Mannes faßte, „folgen Sie mir. Eine Wache und ein Trompeter mit der weißen Fahne stehen bereit. Binnen weniger als einer Viertelstunde werden Sie in dem Fort Viervoet sein.“

Das frohe Lebewohl des Mädchens tönte ihm nach. „Auf Wiedersehen, Freund, auf Wiedersehen!“ rief sie noch, als er bereits in dem Gange verschwunden war.

Einige Zeit hernach kehrte der Kapitän zurück und sprach mit aufrichtiger Freude:

„Er ist abgezogen; Nichts kann ihn auf dem Wege nach Nieupoort aufhalten. Er muß bereits ziemlich weit seit. Dort von den Dünen aus kann man ihm mit den Augen folgen bis zu den Wällen von Fort Viervoet.“

„Komm', komm', Vater,“ rief Bella, „laß uns

gehen. Lieber Oheim, sei gesegnet; Gott wird Dir es lohnen!"

Und mit unwiderstehlicher Gewalt zog sie ihren Vater durch den Gang aus dem Landhause hinaus und nöthigte ihn, seine Kräfte anzustrengen, um die nächsten Dünen zu erreichen. Lang war der Weg; Ermüdung und Ungeduld trieb ihnen die Schweißtropfen auf die Stirne, ehe sie einen hohen Sandhügel erstiegen hatten, von wo sie Stunden weit über die Ebene hinwegsehen konnten.

„Dort, dort, nicht fern von dem Fort, zwischen den Erdhaufen!" rief Bella. „Hinter dem Soldaten mit der weißen Fahne! . . . Seht, seht, man kommt ihm entgegen . . . er ist in dem Fort . . . die französischen Soldaten kehren ohne ihn zurück!"

„Ha, er ist gerettet!" sprach Joseph.

„Gerettet noch nicht!" erwiederte Bella, mit Augen, die von Hoffnung erglänzten, „aber Gott wird ihn beschirmen! Komm' nun, Vater, laß uns stille längs des Strandes nach Hause gehen. Wir wollen für ihn beten den ganzen Tag."

Und den Hügel hinabsteigend, folgten sie den Krümmungen der sandigen Tiefen, in der Richtung gegen die See . . . .
. . . .

Zwei Tage später kniete Bella auf einem Schemel mit gefalteten Händen vor einem Krucifixe. Ihr blinder Vater strickte in der Stille an einem Netze fort.

Plötzlich wurde das Gebet des Mädchens durch eine kräftige Stimme unterbrochen, welche ihr in freudigem Tone zurief:

„Bella, sei glücklich, Kind; Gott hat Dich erhört!“

„Oheim Louis!“ jubelte das Mädchen. „Himmel, habe ich recht verstanden? Meine Hoffnung täuscht mich nicht!“

„Ich bringe eine gute Botschaft, liebe Nichte,“ sprach der Kapitän, indem er ihre Hand faßte. „Gestern, gegen Abend, haben die Emigranten, auf drei Küstenschiffen unter fortgesetztem Kampfe aus dem Hafen von Nieupoort auszubrechen versucht. Einem einzigen dieser Schiffe ist es geglückt, die See zu erreichen und zu der englischen Flotte zu gelangen. Auf diesem begünstigten Schiffe war Herr von Milval. Während seine Genossen ihren Körper hinter der Schanze zu bergen suchten, stand er, mit einer Flinte in der Hand, am Fuß des Mastes. Hätte ich ihn nicht ganz in der Nähe gesehen, ich würde ihn erkannt haben an seinen langen Haaren, welche zuweilen im Winde ihm um das Haupt flatterten. Ich folgte ihm mit ängstlichem Blicke und mit klopfendem Herzen; ich fürchtete ihn todt niederstürzen zu sehen, denn ein Hagel von Musketen- und Kanonenkugeln flog rund um ihn her durch die Luft. Ich glaube in der That, Bella, daß er durch eine höhere Macht beschützt wird, denn ich habe ihn aufrecht stehen sehen, bis er die englischen Schiffe erreicht hatte.“

Ein Schrei unendlicher Freude ertönte durch das niedrige Fischerhäuschen; und während Bella mit emporgehobenen Händen auf den blinden Greis zulief, rief sie aus:

„Vater, Vater, vollbracht ist das heilige Gebot der Liebe!“

Schluß.

„Ja," sagte der alte Apotheker, seine Pfeife auf den Tisch legend, „ich wollte wetten, daß Niemand von allen denen, welche hier im Weißen Löwen sitzen, etwas so Wunderbares und Rührendes aus den Dünen zu erzählen weiß, wie ich."

„Nun, was zögern Sie?" fragte einer von seinen Tischgenossen.

„Ihr wißt, daß ich gern nach meiner Bequemlichkeit Alles haarklein erzähle. Die Geschichte ist ziemlich lang, und ich fürchte, über die Zeit auszubleiben; — aber dennoch, da der Herr, welcher uns so unerwartet mit einem freundlichen Besuche beehrt, es zu begehren scheint, so will ich damit beginnen und mich sputen."

Der alte Apotheker griff nach seinem Bierglase, nahm einen guten Schluck und begann folgendermaßen:

„Es sind bereits sechsundvierzig Jahre vergangen, von den Meisten von Euch war noch Niemand da, denn wenn ich mich nicht irre, so sind hier kaum

vier oder fünf, welche vor Achtzehnhundert und zwölf ihre Nase in die Welt gesteckt haben. Mein Oheim, ein Apotheker, der keinen andern Geruch, als den Duft von Ochsenbraten und Bordeauxwein vertragen konnte, wollte mich nicht zum Erben seiner mancherlei Töpfe und Flaschen machen. Er beschloß in seiner Weisheit, ich sollte Künstler werden, und that mich als Lehrling zu einem Landschaftsmaler in Antwerpen. Einst, da ich im Sommer bei meinem Oheim zu Hause war, machte ich mich mit meiner Farbenschachtel in der Hand und einem kleinen Feldstuhl unter dem Arm auf den Weg, um, wie mir mein Meister anbefohlen hatte, in den Dünen Skizzen zu sammeln, was mir später bei der wirklichen Ausführung von Gemälden wunderbar zu Statten kommen würde. Am dritten Tage hatte ich mich auf einer kleinen Anhöhe niedergesetzt, von welcher ich die allerschönste Aussicht vor mir hatte. Auf der einen Seite einige tausend nackte Sandhügel, aufrecht stehend, umgestürzt und durch einander geworfen, als hätten die Teufel hier Kegel gespielt; auf der andern Seite ein einziger grüner Hügel wie ein Bergring, reich geschmückt mit allen Tinten, welche nur auf der Palette des Malers zu finden sind und, auf mein Wort, viel Aehnlichkeit mit einer alten Gobelintapete hatten, welche ein halbes Jahrhundert in einem feuchten Saale gehangen ist. Am Fuß dieser Anhöhe stand in der Ferne ein Häuschen, mit einem rothen Dache und einem rauchenden Schornsteine . . ."

„Aber die Geschichte?" rief Jemand. „So dauert es unfehlbar bis morgen."

„Nein, ich bitte Euch, laßt den Herrn fortfahren;

er erzählt auf eine interessante Weise," bemerkte der Fremdling.

„Geduld, wir kommen schon daran," antwortete der Apotheker. „Ich saß also auf einem kleinen Hügel und malte, so gut ich konnte, die Aussicht, welche sich vor meinen Augen entfaltete. Es war rings um mich so still, daß ich die See rauschen hörte, den ganzen Morgen hatte ich noch kein lebendes Wesen außer Kaninchen gesehen — als ein Mann aus dem kleinen Häuschen kam und sich seewärts wandte; aber da er mich bemerkte, stieg er den Hügel herauf, um sich mir zu nähern. Es war ein Greis in Fischerkleidung, er mochte wohl über sechzig Jahre alt sein, aber er ging noch ganz gerade. — Die Art, wie er seine Füße in dem Sand aufpflanzte, und etwas Gewaltiges in seinen Bewegungen, zeugten bei ihm von einer Muskelkraft, die nach dem Anblick seiner silberweißen Haare wunderbar erscheinen mußte."

„Gott mit Ihnen, Herr," sagte der Fischer, sich hinter meinen Rücken stellend, um zu sehen, was ich that.

Ich wechselte einige Worte mit ihm, über das Wetter, die See und die Dünen; aber er dachte nur daran, meinem Pinsel Zug für Zug zu folgen und wandte wohl eine halbe Stunde sein Auge nicht von meiner Arbeit ab. Dann sagte er plötzlich mit einem Lächeln:

„Also das nennt man Malen? Alle die tausend kleinen Kleckse, woran ich mich blind gucke, sollen ein Gemälde werden? Es gibt doch recht sonderbare Berufsarten auf der Welt. Müßte ich Maler sein, wie Sie, Herr, ich stürbe daran in drei Monaten.

Ist dieß eine Arbeit für Männerhände? Man kommt damit weniger vorwärts, als mit Spitzennähen. Sehen Sie einmal, wie mir der Schweiß auf der Stirne steht, von nichts Anderem, als daß ich Ihnen zusehe."

„Nicht der Fischer ist es; wir sind es, die hier sitzen und denen der Schweiß vor Ungeduld ausbricht!" rief einer der Zuhörer. „Die Geschichte, die Geschichte!"

„Geduld, wir kommen daran," wiederholte der Apotheker. „Der alte Fischer war ein heiterer Bursche, der gern lachte. Was er sagte, will ich der Kürze halber verschweigen. — Während wir so munter mit einander schwatzten, stand unerwartet hinter uns ein Mann mit einem Tragkorb auf dem Rücken, und den Körper auf eine ganz seltsame Weise vorwärts gebeugt, so sehr, daß er im Gehen beinahe die Erde mit den Händen berührte. Er sah uns mit einem verwilderten Blicke und voll Angst an und sprach in hohlem Tone:

„Horcht, es stürmt schrecklich auf der See! Es ist ein Schiff diese Nacht untergegangen. Habt Ihr die Leiche von dem Kapitän gesehen? Er lebte nicht mehr. Glaubt mir, er war todt ... O, da ist er! Da ist er! Um Gotteswillen, haltet ihn zurück: er wird mich ermorden ..."

Und mit diesen Worten sprang der seltsame Mann die Anhöhe hinab, erstieg wieder eine Düne, auf Händen und Füßen, gleich einem Thiere, und verschwand uns aus dem Gesichte.

„Was für ein Menschenschlag ist das?" fragte ich bestürzt.

„Armer Strandläufer!“ seufzte der alte Fischer. „Der Mann ist wahnsinnig, Herr. Es ist in früherer Zeit ein englisches Schiff an unserer Küste untergegangen. Der Körper des Kapitäns wurde an den Strand getrieben. Ob damals noch Leben in ihm war, das weiß ich nicht; aber als die Küstenwächter ihn fanden, war er sicherlich eine Leiche. Man hat Ko Snel, den Strandläufer, angeklagt, daß er dem Kapitän oder seinem Leichnam eine Brieftasche voll Papiergeld abgenommen habe. Der Mann läugnete hartnäckig; aber das Gericht begab sich in sein Haus und fand die Brieftasche in einer Ecke des Fußbodens vergraben. Ko Snel wurde zu zwanzig Jahren Kettenstrafe verurtheilt. Nach zehn Jahren Gefängniß hat man ihm die Freiheit geschenkt, weil er ganz blödsinnig geworden war. Jetzt irrt der Unglückliche beinahe Tag und Nacht am Strande umher, allezeit, wie er meint, von der Leiche des englischen Kapitäns, der ihn ermorden will, verfolgt. Er hat nie viel Gutes in seinem Leben gethan; aber aus Mitleid mit seinem schrecklichen Loose helfen ihm die Fischer, und Jeder trägt Etwas bei, um ihn nicht verhungern zu lassen.“

„Endlich beginnt die Geschichte!“ rief einer der Zuhörer.

„Noch nicht; aber Geduld, jetzt kommen wir schnell daran,“ bemerkte der Apotheker.

„Sehen Sie nur auf die Uhr,“ sagte ein Anderer.

„Zum Teufel, meine Stunde naht,“ brummte der alte Erzähler, „meine Frau ist bereits daran, ihre Schlafhaube aufzusetzen. Ich werde es kurz machen. — Kaum war der Blödsinnige einige Augenblicke

verschwunden, so erschien auf dem Hügel ein uraltes Frauchen, welches die geballten Fäuste gegen den Fischer ausstreckte und ihn zornig anfuhr:

„Einfältiger Junge! Da steht er, um zu gaffen, und denkt nicht daran, daß mein Essen kalt wird und verdirbt. Seit einer halben Stunde schreie ich mir das Herz aus dem Leibe. Nach Hause, schnell, oder es wird heut aus dem Norden wehen!“

„Einfältiger Junge? Ein seltsamer Junge!“ murmelte ich bei mir selbst, ganz überrascht, daß ich einen Mann mit weißen Haaren wie ein Kind behandelt sah.

„Nun, nun, liebes Mütterchen,“ sagte der Fischer lächelnd, „mache Dir kein böses Blut. Ich komme, ich komme; ich werde früher bei Tische sein, als Du.“

Die alte Frau stieg brummend den Hügel hinab; ihr Kopf und ihre Hände zitterten heftig.

„Ist das Eure Mutter?“ fragte ich.

„Nein,“ antwortete der Fischer, „aber doch fast ebenso viel.“

„Sie sieht nicht sehr liebenswürdig aus; ich dachte, sie werde Euch die Augen aus dem Kopfe reißen ...“

„Sie?“ fiel der Fischer mit überraschendem Nachdruck ein. „Diese alte Frau ist gut und liebreich wie ein Engel des Himmels. Sie kann auf einem Schlosse wohnen, sie kann ein Leben haben, wie eine Prinzessin; aber um bei mir zu bleiben und für mich sorgen zu können, beschließt sie ihr Leben in den Dünen.“

„Auf einem Schlosse wohnen?“ wiederholte ich verwundert.

„Wir haben bereits sechs oder sieben Monat auf einem Schloß gewohnt," antwortete er; „aber ich konnte es nicht aushalten. Ich werde krank und traurig: der Seewind muß. mir einige Stunden täglich über die Stirne blasen, sonst werde ich fade und dumm wie ein Fisch."

Er fragte mich hastig, ob ich nicht mit ihm nach seiner Hütte gehen und sein Mittagsmahl theilen wollte; aber ich hatte meinen Imbiß bei mir und lehnte es ab. Den Hügel hinabsteigend, rief er der alten Frau nach, und ich sah sie Beide, Arm in Arm, das Häuschen betreten.

„Aber, um Gotteswillen, die Geschichte!" wurde gerufen.

„Geduld, wir sind daran," sagte der alte Apotheker mit unzerstörbarer Ruhe. „Nicht lang hernach kam der Fischer wieder zu mir. Dießmal hielt er ein Schiffchen mit Mast und Segeln unter dem Arme, und als er sich mir genähert hatte, sagte er:

„Das Mütterchen macht ihr Mittagsschläfchen. Ich habe hier ein kleines Schiffchen, woran ich seit zwei Monaten gearbeitet habe. Es würde viel hübscher sein, nicht wahr, Herr, wenn rings herum ein rothes Band gemalt wäre; — und wenn auf dem Spiegel so Etwas wie eine Sonne, ein Mond oder ein Stern stände, damit man dem Schiffchen einen Namen geben könnte?"

„Und Ihr wollt mich ersuchen, das Schiffchen für Euch zu malen?" fragte ich, laut auflachend.

„Nein, Herr, ich wollte Sie bitten, mir ein Bischen rothe und gelbe Farbe aus diesen Bläschen, und ein Pinselchen zu geben. Ich werde mich eine Weile

damit unterhalten, daß ich das Schiffchen bemale, so gut ich kann. Es soll nur zu einem Spielzeug für ein Kind dienen."

„Ihr habt Kinder, Freund?" fragte ich.

„So glücklich bin ich nicht," antwortete er mit einem Seufzer. „Das Schiffchen ist für den kleinen Joseph, mein Vetterchen. Das ist ein Kind, Herr, so schön, so bezaubernd, so gewandt, so gescheidt, wie das Kind eines Königs! Die Zeit naht, da sein Vater und seine Mutter uns gewöhnlich in den Dünen einen Besuch machen. Ich habe meinem Vetterchen Joseph ein hübsches Schiffchen versprochen. Das Kind wird verwundert sein und nicht begreifen können, woher ich alle die schönen Farben bekommen habe."

Während er diese letzten Worte sprach, hatte der alte Fischer sich hinter mir auf dem Sande niedergesetzt, mit dem Schiffchen auf den Knieen. Er vertiefte sich nun so ganz und gar in seine Malerei, daß unser Gespräch abbrach, und wir, jeder nach seiner Weise, im Stillen unsere Arbeit fortsetzten.

„Nun, machen wir's kurz, Sie treiben Spott mit uns," sagte derjenige, welcher dem Erzähler zunächst saß. „Wann wird die Geschichte einmal beginnen?"

„Sogleich, nur Geduld," antwortete der alte Apotheker, in seiner Erzählung fortfahrend. „Einige Zeit hernach sah ich unerwartet zwischen zwei Dünen einen uralten Mann von besonders hoher Gestalt, zwischen zwei Kindern einherschreitend, einem Knaben und einem Mädchen, die ihn, jedes an einer Hand, hielten und zu leiten schienen. Ich zweifelte nicht, daß der Greis blind sein mußte, denn seine Schritte

waren wankend und unsicher. Ich richtete jedoch mein Auge mehr auf die zwei lieben Kinder, welche mit so viel Sorge und den Zeichen der äußersten Liebe den alten Mann jedem Seedorn oder Grasbüschel aus dem Wege gehen ließen, damit er seinen Fuß immer auf freien, ebenen Grund setzen könnte. Bald erschienen hinter dem Greise noch andere Personen: ein Herr, dessen Kleidung einen sehr reichen Mann vermuthen ließ, und eine Frau von mehr als gewöhnlicher Größe, welche seine Gattin und die Mutter der lieben Kinder sein mußte; denn sie schritt an seinem Arme einher, und zwei Dienstmägde folgten ihr.

Ich weiß nicht, wie es kam; aber die Gruppe dieser Leute bestimmte mich, meine Arbeit zu unterbrechen, und fesselte meine Aufmerksamkeit. Was mich überraschte und nachdenklich machte, war wohl der Anblick des blinden Greises und der zwei Engelchen, die ihn führten; aber noch mehr der Anblick der schönen, imposanten Frauengestalt, deren Gang mir edel und ruhig schien, wie der Gang einer Fürstin. Ich zweifelte nicht, diese Leute mußten der höchsten Classe der Gesellschaft angehören. Um darüber einige Aufklärung zu erhalten, wandte ich mich zu dem Fischer um, der noch mit seinem Schiffchen im Schooße über dem Malen Alles um sich herum vergaß.

„Ei, Freund," sagte ich, „steht einmal auf und sagt mir, wer die Personen sind, welche dort unten auf Euer Häuschen zugehen zu wollen scheinen? Es ist ein blinder Greis und eine wunderschöne Frau ..."

„Ein blinder Greis? Eine wunderschöne Frau?

Unmöglich!“ rief der Fischer in freudigem Ton, und so schnell sich aufrichtend, als wären seine Nerven Springfedern gewesen. Sobald er einen Blick in die Tiefe geworfen hatte, hob er die Arme jubelnd in die Höhe; und während Thränen ihm über die Wangen floßen, schrie er, daß es über Düne und Thal erschallte:

„Ah, mein guter Simon! Bella Stock, meine Nichte! Mein liebes Vetterchen Joseph! Herr von Milval!“

Und indem er diesen Willkommsruf ausstieß, lief er die Anhöhe hinunter; — aber die Kinder hatten ihn bemerkt. Sie verließen den blinden Greis und kamen jubelnd dem Fischer entgegengestürmt. Ich hörte den Ruf: „Vetter Joseph! Lieber Pathe!“ zehnmal aus der Brust der Kinder aufsteigen; ich sah, wie das Mädchen dem Fischer die Hände küßte und streichelte, während der Knabe, rasch wie ein Eichhörnchen, sich ihm auf die Schultern setzte und so die Aermchen ihm um den grauen Kopf schloß. Ich sah eine Weile hernach, wie der Fischer den Blinden umhalste, und wie er mit dem Herrn und der Dame lange Zeit die zärtlichsten Händedrücke wechselte. Ich glaubte sogar zu bemerken, daß auf den Gesichtern von allen diesen Personen Thränen in der Sonne erglänzten. Wie dem sein mochte, es ist leicht begreiflich, daß dieses Schauspiel mich lebhaft interessirte und meine Neugierde in hohem Grade erregt hatte.

Der alte Apotheker nahm sein Glas vom Tische, trank es halb aus und sagte:

„Nun, die Geschichte.“

„Gott sei gelobt, es ist Zeit!“ rief einer von seinen Genossen.

Ein Augenblickchen noch Geduld,“ fuhr der Apotheker fort. „Ihr sollt Wunderdinge hören.“ — Der Fischer, welcher sein Schiffchen vergessen hatte, kam später mit den zwei Kindern an der Hand zu mir, um dasselbe zu holen.

„Aber Freund,“ sagte ich zu ihm, „entschuldigt meine Neugierde. Ist die Mutter dieser allerliebsten Kinder, ist die auffallend schöne Dame Eure Nichte? Mein Verstand steht mir darob still: das ist ein seltsames Räthsel.“

„Gewiß, Herr, ein seltsames Räthsel,“ antwortete der Greis mit sichtbarem Stolze in seinem Blicke. „Die Frau, so schön wie eine Königin, ist ein Fischermädchen, und das Häuschen, das sie bewohnt hat, steht drei Bogenschüsse von hier. Und sehen Sie! dieser schwarze Krauskopf mit seinen funkelnden Augen ist mein Pathenkind, Joseph von Milval.“

Ich schaute ihn mit einem Ausdruck der Verwirrung an.

„Sie können nicht begreifen, wie solche Dinge möglich sind?“ sagte er. „Herr von Milval war ein Emigrant, zur Zeit der Republik; sein Kopf stand auf dem Spiel. Meine Nichte hat Wunder gethan, ihn zu retten; sie hat ihn, so zu sagen, vom Tode auferweckt; sie hat ihn im schrecklichen Sturm auf einem Fischerboote dem Tode entführt; sie hat ihn erlöst, als bereits die Musketen geladen waren, ihn vor den Kopf zu schießen. Im Jahr 1803 durfte Herr von Milval nach Frankreich zurückkehren, und Kaiser Napoleon hat ihm den größ-

ten Theil seiner väterlichen Güter zurückgegeben. Herr von Milval ist ein edelmüthiger und dankbarer Mann; er hat vor der Kugel erklärt, wenn er vom Tode verschont geblieben wäre, so würde er sein Leben dem Glück meiner Nichte geweiht haben. Nun, die Lösung des Räthsels ist, daß er sein Wort gehalten und meine Nichte zu seiner vielgeliebten Gattin gemacht hat. Gott ist gerecht, Herr. Er hat diese Ehe mit seinem Segen überhäuft. Von jener Zeit an ist das Glück dieser theuern Familie noch nicht durch einen einzigen Augenblick von Kummer oder Krankheit gestört worden. Auf dem Schlosse, wo sie wohnen, Herr, ist es gerade wie im Himmel. Nichts als Liebe und Freundschaft! Ich werde wohl auch noch dorthin ziehen müssen: Frau von Milval will ihre Tante Klär auf dem Schloß haben, um dem blinden Simon Stock Gesellschaft zu leisten. Ich habe jetzt keine Zeit, um dieß Alles der Länge und Breite nach zu erklären; aber wenn Sie morgen noch in den Dünen sind, so will ich Ihnen Wunderdinge erzählen von meiner Nichte Bella Stock und von ihrem gegenwärtigen Gemahl, dem Emigranten de Milval."

„Gewiß werde ich in den Dünen bleiben, und wäre es auch nur, um diese interessante Geschichte von Euch erzählen zu hören," sagte ich.

„Ist es jetzt aus?" fragte einer der Zuhörer.

„Noch lange nicht; jetzt fängt es erst recht an," antwortete der Apotheker, einen Schluck aus seinem Glase nehmend. „Des andern Tags, am Morgen, als der Fischer zu mir kam, begann er seine Erzählung folgendermaßen ...."

Ein Metallklang, wie von dem Schlag einer Uhr, brach die Rede des Apothekers plötzlich ab. Er sprang auf, leerte sein Glas bis auf den Boden und sagte heftig:

„Himmel, es schlägt zehn Uhr! Meine Frau wird nicht wenig sauer sehen! ich höre sie schon von hier aus keifen. Gute Nacht!“

„Aber jetzt lassen Sie den Herrn dastehen, ohne daß er das Ende Ihrer Geschichte weiß,“ bemerkte Jemand.

„Ja, ich kann nicht helfen,“ sagte der Apotheker. „Morgen Abend will ich weiter erzählen. Will der Herr am Vormittag mich mit einem Besuche beehren, so werde ich ihm die Geschichte von Bella Stock in aller Ausführlichkeit erzählen. Adieu, Adieu bis Morgen!“

Und er lief zur Thüre hinaus, trotz der Bemühungen seiner Freunde, ihn zurückzuhalten.

Des andern Tages begab sich der fremde Besucher in das Haus des Apothekers. Mehr als zwei Stunden blieb er, mit dem Ellenbogen auf den Ladentisch gestützt, und hörte der Erzählung der Begebenheiten von Bella Stock und dem geflüchteten Edelmann zu ...

Geneigter Leser, Du hast es bereits errathen, nicht wahr? Der fremde Besucher war Niemand anders, als Dein ergebener Diener. Wenn er so aufmerksam der Erzählung des alten Apothekers zuhörte, so wurde er dabei nur durch die Hoffnung bestimmt, daß er seinerseits Dir die Geschichte von dem liebreichen und muthvollen Fischermädchen gleichfalls erzählen könnte.

Um dieß nach Gebühr zu thun, hat er seitdem mehrmals den Strand von Adinkirchen besucht; er hat die einfachen Sitten der Fischer erforscht, ihren Gewohnheiten nachgespürt, mit ihnen verkehrt und gegessen, mit ihnen Tag und Nacht auf der See zugebracht und so keine Mühe gespart, um die Natur und die Menschen der flämischen Seeküsten kennen zu lernen.

Möge dieses Werk, die Frucht aufrichtiger Bestrebungen, seinen Freunden willkommen sein!

Ende.